

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

IV. Jahrg.

Düsseldorf, November 1924

Heft 8

Förderung des Außenhandels durch den Nachrichtendienst

Von Universitätsdozent Dr. Fritz Runkel, Bensberg-Röln

Die Folgerungen, die wir aus der Verwirklichung des Dawes-Gutachtens für uns zu ziehen haben, lassen sich in die beiden kurzen Forderungen zusammenfassen: Größtmögliche Steigerung unserer Gütererzeugung und schärfste Einschränkung des heimischen Verbrauchs. Das gemeinsame Ziel ist ein möglichst großer Überschuß unserer volkswirtschaftlichen Arbeit. Die gesteigerte Produktion hat ihren wichtigsten Absatz im Ausland zu suchen, damit wir dort Guthaben erlangen. Die Voraussetzung eines solch weitgreifenden Absatzes ist aber eine ausreichende, zuverlässige und schnelle Unterrichtung über die Absatzmöglichkeiten. Hier stehen wir vor besonders großen Schwierigkeiten, seitdem uns der Krieg und die aus ihm hervorgegangenen Absperrmaßnahmen die Beobachtung der schrittweise sich vollziehenden wirtschaftlichen Weltentwicklung mehr als vier Jahre lang unmöglich gemacht haben. Das ist für uns um so verhängnisvoller, als der Krieg die ganzen Grundlagen zwischenstaatlichen Handels verschoben hat. Ein Blick auf die weitgreifenden politischen und geographischen Verschiebungen des Weltbildes zeigt hier alles. Die Anknüpfung von Welthandelsbeziehungen stellt also in zahllosen Fällen einen völligen Neubau dar, und wenn man in dieser Beziehung sogar von einem Lande wie England, dessen Nachrichtendienst auch im Kriege weiterarbeiten konnte, sagen kann, daß sich die Umgestaltung des wirtschaftlichen Weltbildes schneller vollzogen hat, als der Nachrichtendienst folgen konnte, so werden die von uns zu überwindenden Schwierigkeiten erst recht deutlich in die Erscheinung treten.

Die somit an uns herantretenden Anforderungen in bezug auf die neue Erkundung der Weltmärkte brennen uns um so mehr auf den Nägeln, als es nicht nur die durch die Londoner Abmachungen herbeigeführte besondere Lage ist, welche uns den Weg zeigt, den wir gehen müssen. Auch schon vor dem Kriege hat unsere Existenz letzten Endes auf unserer Arbeit für den Weltmarkt beruht. Wir sind ein industrielles Veredelungsland, welches Rohstoffe und auch Halbfabrikate einführen und Fertigwaren ausführen muß. Die Rohstoffe jedenfalls stehen uns im Inland zu einer ausreichenden Beschäftigung unserer Bevölkerung nicht zur Verfügung. Dieser Zustand ist allerdings durch die Kriegsfolgen (Gebietsabtretungen usw.) erheblich verschlimmert worden. Aber auch schon vor dem Kriege und auch noch zu einer Zeit, in der man auf einen günstigen Kriegsausgang hoffte, fand man Anlaß, immer lauter und lauter die

Forderung nach einer besseren Information auf dem großen Gebiet des Weltmarktes zu verlangen, zumal nachdem wir uns davon hatten überzeugen müssen, daß wir gerade hier gegenüber zahlreichen anderen Ländern, auch solche kleineren Umfangs, stark ins Hintertreffen geraten waren. Die Überzeugung von den hier liegenden Notwendigkeiten hatte so sehr unsere ganze Öffentlichkeit erfaßt, daß die Förderung des Außenhandels und die Pflege des Nachrichtendienstes fast gleichbedeutende Begriffe geworden waren. Jedenfalls erkannte man im Nachrichtendienst ein überaus wichtiges Mittel zur Belebung unserer Ausfuhrstätigkeit. Das Wort „Außenhandelsförderung“, jedenfalls als staatliche Aufgabe, hatte früher einen anderen Inhalt gehabt. In erster Linie verstand man darunter die Förderung der heimischen Gewerbe, um ihre Leistungsfähigkeit für den Weltmarkt nach Kräften zu steigern. Man denke da an die Erleichterung der Einfuhr von Rohstoffen und der Ausfuhr von Fertigfabrikaten, wie sie etwa in der Eisenbahntarispolitik in die Erscheinung trat, an den Ausbau von Handelsverträgen, die der Annahme unserer Waren im Ausland die Wege ebnen sollten, an die Pflege des technischen Unterrichts u. a. m. Alle solche Maßnahmen füllen heute keineswegs mehr den ganzen Inhalt der „Außenhandelsförderung“; sie haben den Nachrichtendienst als mindestens gleichberechtigten Faktor in ihre Reihe mit aufnehmen müssen.

Wir wollen uns hier lediglich mit der für die Allgemeinheit arbeitenden Nachrichtentätigkeit befassen. Eine Beschäftigung mit den so überaus vielseitigen Formen des Auslandsnachrichtendienstes in den individuellen Beziehungen der Geschäftstreibenden zueinander würde zu weit führen. Dieser letztere Verkehr kommt hier nur insoweit in Frage, als seine Ausgestaltung unter der Einwirkung des öffentlichen Nachrichtendienstes steht. Aber gerade zu diesem Ausbau der individuellen Nachrichtenverkehrseinrichtungen ist die Pflege des für die Allgemeinheit eingerichteten Dienstes unentbehrlich, weil eine Unterrichtung über die sich überall in der Welt abspielenden Vorgänge des allgemeinen Wirtschaftslebens über die Kräfte der einzelnen Unternehmung weit hinausgehen würde. Selbst die größten Firmen können sich nur Ausschnitte aus dem gesamten Bilde verschaffen, da sie nicht an allen Orten Vertreter unterhalten und ihnen auch da, wo ihre Vertreter sind, manches verborgen bleibt, was in persönlichen Verhältnissen der Vertreter und in sachlichen Schwierigkeiten begründet ist.

Die Aufgaben, die auf dem Gebiet des uns hier be-

schäftigenden Nachrichtendienstes für den Außenhandel zu lösen sind, werden deutlicher werden, wenn wir uns den Auf- und Ausbau dieses Dienstes näher ansehen. Man unterscheidet den eingehenden vom ausgehenden Nachrichtendienst. Der eingehende berichtet über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Auslandes und gibt die Richtung an, in der die gewerbliche Arbeit für dieses Ausland einzustellen ist. Die Aufgabe des ausgehenden Nachrichtendienstes ist die Aufklärung des Auslandes über die heimischen Wirtschaftsverhältnisse und die gewerbliche Leistungsfähigkeit. Beide Dienste greifen natürlich ineinander und ergänzen sich gegenseitig.

Für einen geeigneten Ausbau eines nach diesen beiden Seiten sich betätigenden Nachrichtendienstes war nun die Beantwortung der Frage von grundlegender Bedeutung, wer der geeignete Träger des Dienstes sei. Wenn man sich den überaus großen Umfang der hier zu leistenden Arbeit vergegenwärtigte, so kam man unwillkürlich zu einer Antwort, die den Staat als diesen berufenen Träger bezeichnete. Die ungeheure Fülle der Sammel-, Bearbeitungs- und Verbreitungstätigkeit, der Auskunftsdienst, die Notwendigkeit der Einstellung auf die staatliche Wirtschaftspolitik, alles das wies auf den Staat als den Unternehmer hin, dessen zahlreiche im In- und Ausland vorhandenen Organe hier überall die Vermittlung übernehmen konnten, und dessen vielseitige Beziehungen zu anderen Staatsverwaltungen und Staatsvertretungen dazu mannigfache Nachrichtenquellen eröffnen konnten, die einer privaten Erkundungsstelle verschlossen blieben. Man konnte aber auch nicht an den Mängeln des Staatsbetriebes vorbeisehen. Der mit einem solch großen Verwaltungsapparat, wie ihn der staatliche Organismus darstellt, naturgemäß verbundene bürokratische Betrieb und der damit zusammenhängende Zeitverlust, nicht zu reden von den durchaus verständlichen Schwierigkeiten, die der Staatsbeamte beim Einstellen auf die Bedürfnisse der Wirtschaftspraxis zu überwinden hat, alle solche Hemmnisse mußten in einer Zeit der so häufigen und tiefgreifenden Änderungen der Weltwirtschaftslage zu ernstem Nachdenken über die Leistungsfähigkeit des Staates auf dem Gebiet des Nachrichtendienstes veranlassen. Als das beste Arbeitsgebiet des Staates ergab sich letzten Endes die Berichterstattung über weltwirtschaftliche Zustände, die nicht häufigen und plötzlich auftretenden Veränderungen unterlagen, und dabei vor allem die gründliche und alle nationalen wirtschaftlichen Gesichtspunkte berücksichtigende Bearbeitung von Nachrichten vor ihrer Weitergabe, zumal von solchen, die nicht nur von vorübergehendem Wert waren.

Den Nachrichtendienst über aktuelle Dinge, die also einen Bestandteil der in raschem Fluß sich vollziehenden Entwicklung waren, mußte man anderen Einrichtungen übertragen. Hier leisteten zunächst die Tages- und die Fachpresse wertvolle Dienste. Aber auch da mußte man mancherlei vermissen. Der Tagespresse, die alles etwas bringen will und bringen muß und sich dabei durch die Schnelligkeit der Berichterstattung über einzelne Vorkommnisse und Entwicklungsstadien auszeichnet, fehlt es vielfach an der Systematik, die einen Ausschnitt aus der Weltwirtschaft, wie ihn der Geschäftsmann haben muß, in einer Darstellung bringt, welche der Entwicklung fortlaufend und restlos folgt. Die Fachpresse, die hier die Lücken auszufüllen geeignet ist, erscheint häufig in zu langen Zwischenräumen, so daß die rechtzeitige Auswertung der Nachrichten erschwert wird. Man hat es

deshalb mit neuen Einrichtungen versucht, die sich dem Außenhandelsdienst als ihrer Sonderaufgabe widmen und die Vorzüge von staatlicher Nachrichtenanstalt, Tagespresse und Fachzeitschrift soweit tunlich in sich vereinigen könnten, so daß sie also die weitgreifenden Unterrichtsmöglichkeiten des Staates, die den Ereignissen auf dem Fuße folgende Berichterstattung der Tagespresse und die systematische Arbeitsweise der Fachpresse in sich vereinigten. Solche Sondereinrichtungen sind allenthalben in großer Zahl entstanden, und zwar treten sie in staatlicher, halbamtlicher und privater Gestalt auf. Die privaten Anstalten mußten in Anbetracht des zu verfolgenden Zieles einer besonderen Aufmerksamkeit begegnen, denn man setzte bei ihnen eine bessere Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse der Wirtschaftspraxis voraus. Auf der anderen Seite aber erkannte man, daß sie nur dann ihre große Aufgabe erfüllen konnten, wenn sie in einem großzügigen Aufbau die Kreise der verschiedensten Wirtschaftsgruppen zu gemeinsamer Arbeit verbanden, damit die Belange jeder dieser Gruppen zu ihrem Recht kamen.

Welche Gestalt man auch den Sondereinrichtungen geben wollte, das eine erkannte man jedenfalls, daß man die amtliche und die private Tätigkeit zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen müsse, damit die beiden grundsätzlich verschiedenen Arbeitsverfahren sich mit ihren Vorzügen gegenseitig ergänzten, und von diesem Gesichtspunkt hat man im besonderen eine Aufgabe angefaßt, deren Bedeutung mehr und mehr hervortrat. Es galt, die das Material vom Ausland her bringende Berichterstattung auf die heimischen Wirtschaftsbedürfnisse bestens einzustellen. Hier war früher manches versäumt worden. Man überließ es in der Regel dem Konsul, dasjenige nach Hause zu melden, was ihm mehr oder weniger der Zufall auf den Tisch warf. Heute geht das allgemeine Bestreben dahin — und zwar nicht nur in Deutschland —, die Auslandsvertreter über die Bedürfnisse der heimischen Wirtschaft und die Leistungsmöglichkeiten der eigenen Industrie hinreichend aufzuklären, damit diese Vertreter ihre eigene Berichterstattertätigkeit planvoll darauf einstellen können. Daß man dazu die Kenntnisse und Erfahrungen der Vertreter der heimischen Wirtschaftspraxis weitgehend heranziehen mußte, braucht wohl nicht des näheren begründet zu werden.

Auf diesem besonderen Gebiet konnten wir von einem Land lernen, das im Nachrichtendienst stets führend gewesen war, nämlich von England. Hier war es vor allem die „Dominions Royal Commission“ gewesen, welche in den ersten Kriegsjahren fortgesetzt auf die Notwendigkeit einer guten Unterrichtung der Berichterstatte im Auslande, namentlich der amtlichen, über die Wirtschaftsverhältnisse des Heimatlandes hinwies. Der Erfolg, den diese Kommission alsbald in England erzielte, blieb nicht ohne Wirkung auch auf die deutschen Einrichtungen, die wir im einzelnen noch weiter unten kennenlernen werden. Aber auch im übrigen hat das Vorbild des englischen Nachrichtendienstes stark anregend auf Deutschland gewirkt. Wenn wir sehen, daß selbst ein Land wie England, das die Fäden des Welthandels von jeher in den Händen gehabt hatte und dessen Nachrichtendienst im Kriege keiner Unterbrechung unterworfen worden war, sich die größte Mühe gab, durch den Ausbau großzügiger Nachrichteneinrichtungen die neue Weltmarktlage einer durchgreifenden und fortlaufenden Untersuchung zu unterziehen, wieviel stärker mußte sich

dann uns die Überzeugung aufdrängen, daß wir uns zu neuen Anstrengungen aufzuraffen hatten. Und wenn wir auf die Handhabung des englischen Nachrichtendienstes sahen, beobachteten wir, wie die amtlichen Stellen und die privaten Organisationen, namentlich die von den führenden industriellen Vereinigungen „Federation of British Industries“ und „British Manufacturers Corporation“) geschaffenen, Hand in Hand arbeiteten, so daß uns auch da nachahmenswerte Vorbilder erstanden.

Auch die Feststellung mußte uns eine starke Anregung geben, daß überall im Auslande neue Industrien aufkamen, die ihre Entstehung den Erfahrungen des Weltkrieges verdankten. Man wollte für alle späteren Fälle politischer Verwicklungen unabhängig sein, und viele Staaten, namentlich solche vorwiegend agrarischen Charakters, hatten auch das Bedürfnis, die im Kriege erworbenen Kapitalien in industriellen Unternehmungen anzulegen. Damit wurde der uns zur Verfügung stehende Absatzmarkt verkleinert, und das um so mehr, als sich nach dem Kriege alle Welthandelsstaaten auf jede irgend noch zu erreichende Geschäftsmöglichkeit stürzten, um nur ja nicht zu spät zu kommen.

Es war also für uns die höchste Zeit, Umschau nach den noch nicht von den anderen Ländern ausgeschöpften Absatzgelegenheiten zu halten. Die Bestrebungen, zur Erreichung dieses Zieles auch die privatwirtschaftliche Initiative am Nachrichtendienst teilnehmen zu lassen, finden wir zuerst in einer deutlich nach außen hervortretenden Art in der Tätigkeit des „Deutschen Überseedienstes“ in Berlin verkörpert, der von führenden Leuten aus Industrie, Handel und Bankwelt kurz vor Kriegsausbruch gegründet worden war und den Aufbau des Nachrichtendienstes auf privatwirtschaftlicher Grundlage unter Beteiligung weitester Wirtschaftskreise anstrebte. In der Verfolgung seines Zieles, die Führung im ganzen Außenhandelsnachrichtendienst zu gewinnen, indem er die amtliche Tätigkeit und die privatwirtschaftliche zu gemeinsamer Arbeit verband, setzte er die Gründung des „Deutschen Wirtschaftsdienstes“ in Berlin durch, in dem er selbst aufging, und der nicht nur den bisherigen Wirkungskreis des Deutschen Überseedienstes, wenigstens in der Nachrichtenverbreitung, übernahm, sondern auch die „Eildienst G. m. b. H.“, eine mit amtlichem Nachrichtenstoff arbeitende Gesellschaft, in sich aufnahm. Die Führung im Nachrichtendienst, welche somit wenigstens auf einige Zeit die Privatwirtschaft gewonnen hatte, scheint nun aber doch mehr und mehr in die Hände der amtlichen Stellen zurückzugleiten. Den ersten Versuch, den Staat wieder hier an die Spitze zu stellen, erkannte man im Jahre 1919 bei der Gründung der „Außenhandelsstelle“ des Auswärtigen Amtes, welche sich als ihre wichtigsten Aufgaben gestellt hatte: Ausschaltung aller entbehrlichen Zwischenglieder in der Vermittlung des Nachrichtendienstes, Unterrichtung unserer amtlichen Auslandsvertreter über die heimischen Wirtschaftsverhältnisse und Hinzuziehung führender Leute aus der Wirtschaftspraxis zur Mitarbeit. Die Arbeiten dieser Außenhandelsstelle wurden aber aus organisatorischen Gründen im Jahre 1921 an die Länderreferate des Auswärtigen Amtes und den Deutschen Wirtschaftsdienst aufgeteilt. Man hat inzwischen eine andere Form gewählt, um die amtliche Führung im Außenhandelsnachrichtendienst wieder aufzurichten, indem man nämlich beim Auswärtigen Amt ein „Referat N“ errichtete, welches gleichzeitig vom Reichswirtschaftsministerium res-

fortiert. In diesem Referat hat man eine straffe Oberleitung des gesamten Außenhandelsnachrichtendienstes, wenigstens des amtlichen, verwirklicht, und diese Stelle ist es denn auch, welche nunmehr die wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, unsere amtlichen Auslandsvertreter über die heimische Wirtschaftslage fortlaufend zu unterrichten. Dem Deutschen Wirtschaftsdienst hat man dabei als Sonderaufgabe die zentrale Auskunftstätigkeit übertragen, indem man wohl in ihm diejenige Stelle sah, die sich im Hinblick auf ihre besonders enge Verbindung mit der Wirtschaftspraxis gerade für diese Aufgabe eigne. Das Referat N hat sich nun einen breiten Unterbau für seine Tätigkeit dadurch geschaffen, daß es eine Anzahl von „Zweigstellen“ und „Reichsnachrichtenstellen für Außenhandel“ errichtet hat. Von den ersteren finden wir solche in Hamburg, Bremen, München, Nürnberg, Stuttgart und Leipzig, von den letzteren solche in Hannover, Königsberg und Mannheim. Weitere Reichsnachrichtenstellen sind im Entstehen begriffen, so in Essen, Breslau und Braunschweig. Diese Stellen sollen einmal das Referat in der Durchführung seiner oben gekennzeichneten Aufgabe, nämlich der Unterrichtung der Auslandsvertreter, unterstützen, indem sie den geeigneten Nachrichtenstoff aus dem Inland heranziehen, im weiteren aber auch die deutschen Wirtschaftskreise über die Vorgänge auf dem Weltmarkt, nötigenfalls vertraulich, aufklären.

An allen diesen Arbeiten ist das Reichswirtschaftsministerium als diejenige zentrale Stelle beteiligt, die die innerdeutschen Wirtschaftsinteressen zu pflegen hat. Auf einem Sondergebiet arbeitet dagegen das Reichswirtschaftsministerium ohne Mitwirkung des Auswärtigen Amtes. Die Handels- und Zollgesetzgebung des Auslandes wird nämlich von diesem Ministerium allein bearbeitet, und das Ergebnis wird in dem „Handelsarchiv“ veröffentlicht, welches vom Zollbüro des Reichswirtschaftsministeriums herausgegeben wird. Laufend erscheinen die einschlägigen Nachrichten auch in der „Industrie- und Handels-Zeitung“ und in dem „Zoll-Eildienst“ des Deutschen Wirtschaftsdienstes. In diesen Zusammenhang gehört auch die vor einigen Monaten ergangene Nachricht, daß zwischen dem Reichswirtschaftsministerium und dem Reichsverband der Deutschen Industrie eine enge Zusammenarbeit durch ein Abkommen gewährleistet worden sei, auf Grund dessen das Zollbüro des Reichswirtschaftsministeriums sein gesamtes Material an ausländischen Zolltarifen und ausländischer Zollgesetzgebung dem Reichsverband zugänglich mache. Die oben genannte Industrie- und Handels-Zeitung ist es auch, welche zur Verbreitung desjenigen allgemeinen amtlichen Nachrichtenstoffes benutzt wird, der der Öffentlichkeit ohne weiteres übergeben werden kann. Diesem Zweck dienen auch die vielgestaltigen Drucksachen des Deutschen Wirtschaftsdienstes.

Neben dem letztgenannten Institut sind zwei weitere Unternehmungen privatwirtschaftlichen Charakters zu nennen, die sich im Nachrichtendienst für den Außenhandel betätigen, nämlich die „Transocean G. m. b. H.“ in Berlin und die „Dewia (Vereinigung zur Förderung deutscher Wirtschaftsinteressen im Ausland)“ in Köln. Die Transocean pflegt vorwiegend die Aufklärung des Auslandes über deutsche Wirtschaftsverhältnisse, arbeitet dabei also im „ausgehenden“ Nachrichtendienst. Die Dewia widmet sich weniger einer fortlaufenden öffentlichen Unterrichtstätigkeit durch eigene Veröffentlichungen, als vielmehr der Beratung ihrer Mitglieder.

Außer dieser Tätigkeit amtlicher und privater Stellen ist die Mitwirkung zweier „halbamtlicher“ Anstalten im Nachrichtendienst bemerkenswert, nämlich des „Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel“ und des „Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs“. Es sind das zwar in Hinsicht des Nachrichtendienstes privatwirtschaftlich arbeitende, aber doch aus amtlichen Anfängen hervorgegangene Anstalten, indem das erstgenannte Institut seinen Ursprung aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar an der Kieler Universität, das andere aus dem Hamburgischen Kolonialinstitut herleitet. Die beiden Anstalten hatten sich mehr und mehr der Befriedigung der Bedürfnisse der Wirtschaftspraxis zugewandt, sich

aber behufs Erzielung einer klaren Arbeitsabgrenzung gegenüber dem Deutschen Wirtschaftsdienst in neuerer Zeit doch wieder mehr auf die Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen zurückgezogen. Sie haben sich dabei im Jahre 1922 zu einer Gemeinschaftsarbeit zusammengeschlossen und ihre beiden Zeitschriften zum „Wirtschaftsdienst, Weltwirtschaftliche Nachrichten“ vereinigt. Diese wöchentlich erscheinende Zeitschrift behandelt in zahlreichen Aufsätzen die großen Fragen der Wirtschaft in den einzelnen Ländern und die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge in vorbildlicher Weise und gibt damit auch dem Vertreter der Wirtschaftspraxis sehr gute Unterlagen zur Einstellung seiner privatwirtschaftlichen Maßnahmen.

Der Bergbau im Altertum

Die Geschichte des Bergbaus steht in engem Zusammenhang mit der Kulturentwicklung der Völker. Man brauchte Werkzeuge zur Bearbeitung der zum Hausbau notwendigen Materialien, zur Herstellung von Hausgeräten, Waffen, Ackergeräten u. dgl. Dazu reichten die an der Oberfläche der Erde gefundenen Materialien bald nicht mehr aus, und man war gezwungen, die Tiefe der Erde nach ihren Schätzen zu durchwühlen — der Bergbau in seiner ursprünglichsten Form war entstanden.

Eine genaue Angabe, wann und wo die ersten Bergwerke entstanden sind, läßt sich nicht machen. Dagegen steht fest, daß schon vor etwa 5000 Jahren von den Chinesen Bergwerke angelegt wurden und der Bergbau bei den alten Indern und Ägyptern in hoher Blüte stand. Diese Bergwerke sind zwar jetzt meist verschüttet, doch beweisen die noch vorhandenen Halben, daß man schon damals wohl verstand, das mineralhaltige Erz von dem tauben Gestein zu unterscheiden und letzteres, wie heute, als nicht verwertbar beiseite warf.

Die Anlage und der Betrieb der Bergwerke wurden bei fast allen Völkern des Altertums nach den gleichen Grundsätzen gehandhabt, wie das bei der Technik überhaupt infolge des regen Verkehrs und Handels in jener Zeit der Fall war. Wenn auch die Erzvorkommen in den einzelnen Ländern natürlich verschieden waren, so finden wir doch in den indischen und chinesischen Bergwerken im großen und ganzen dieselben Verhältnisse wie später in den assyrischen und ägyptischen und noch später in den griechischen, römischen, keltischen, gallischen usw.

Die Bergarbeiter des Altertums waren Sklaven und Verbrecher, zum Teil auch unliebame Personen, deren man sich auf diese Weise entledigte. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Grundlagen des Bergbaues sich durch Jahrtausende hindurch nicht geändert haben, denn solche Menschen standen in Gestalt von Kriegsgefangenen immer reichlich zur Verfügung, und man hatte keine Veranlassung, diesen die Arbeit durch Hilfsmittel zu erleichtern. Wir wissen aus Berichten des Diodor und anderer Schriftsteller über das entsetzliche Los dieser armen Menschen, die, gefesselt, bei kurzen Arbeitspausen und kärglicher Nahrung von unbarbarischen Aufsehern mit der Peitsche gezwungen wurden, Tag und Nacht zu arbeiten, bis sie zusammenbrachen. Die Art des Betriebes, wobei nur ganz enge Stollen getrieben wurden,

brachte es mit sich, daß man auch Minderjährige für die Bergwerksarbeit verwendete, die die abgeschlagenen Stücke in Säcken bis zu einem Gewicht von 20 Kilogramm zutage fördern mußten.

Menschenkraft und Zeit spielten damals keine Rolle, und daraus erklärt sich, daß man im Altertum den Bergbau mit äußerst einfachen Hilfsmitteln betreiben konnte. Diese Einfachheit ging in einzelnen Fällen, z. B. in den Kupferminen von Rio Tinto und Tharjis, die von den Römern und Karthagern betrieben wurden, so weit, daß die Sklaven dort die über den Erzen lagernden Ton-schichten mit den Händen abtragen mußten. Man sieht im Ton dieser alten Gruben heute noch Tausende von Fingerabdrücken, bei denen man, nach Neuburger, auch feststellen kann, daß der Daumen der Arbeiter durch die Eigenart der Arbeit besonders entwickelt war. Doch bildete diese Arbeitsweise eine Ausnahme. Im allgemeinen benutzte man Hämmer aus Stein oder Metall, in frühester Zeit wohl auch Knochen, Geweihe u. dgl., wie sie sich manchmal noch auf den Halben der alten Bergwerke vorfinden. In einem verschütteten Gang eines römischen Bergwerks in Spanien hat man 15 Skelette gefunden, von denen einzelne noch mit der Faust einen als Hammer benutzten Stein, den „Fäustel“, umspannt hielten. Von dem Bergwerksgerät geben uns auch Runde die wahrscheinlich aus dem 7. oder 6. Jahrhundert v. Chr. stammenden Weihetäfelchen, die sogenannten „korinthischen Pinakes“, die zugleich dartun, daß die Bergarbeiter der Hitze wegen ganz nackt oder nur mit einem Schurzfell bekleidet gingen. Die Form der Hämmer und die Länge des Stiels richtete sich nach der Art des Gesteins und danach, ob die Arbeit im Stehen, Liegen oder Sitzen ausgeführt wurde. Trotzdem die Sklaven durch den Aufenthalt in den Bergwerken, durch die ermüdende Körperhaltung sowie durch Krankheiten, insbesondere in den Bleibergwerken, entkräftet waren, mußten sie doch oft mit sehr schweren Werkzeugen arbeiten. Man hat Hämmer mit einem Gewicht bis zu 12 Kilogramm gefunden. Aus den Pinakes ist auch ersichtlich, daß die Stollen durch von der Decke herabhängende „Amphoren“ beleuchtet wurden, daß also die Beleuchtung nicht immer durch die sonst gebräuchlichen kleinen Lampen erfolgte, die man nach Bedarf in den Gesteinsnischen aufstellte.

Kennzeichnend für die damalige Arbeitsweise war das Verfahren, die Stollen nicht geradlinig vorwärts zu

treiben, sondern in der Richtung der Erzadern (um unnütze Arbeit zu sparen), wodurch viele Biegungen und Krümmungen entstanden. Infolgedessen mußten die Lampen häufig an der Stirne getragen werden, um eine Beleuchtung überhaupt zu ermöglichen. Stieß man auf sehr hartes Gestein, so erhitzte man es, wie Plinius beschreibt, und goß Wasser, häufig auch Essig darauf. (Ob darunter unser heutiger Essig zu verstehen ist, erscheint sehr zweifelhaft.) Weil der dabei entstehende Rauch nicht abziehen konnte, erstickten die Arbeiter oftmals, so daß sie es vorzogen, das Gestein mit Hammer und Reil in großen Stücken bis 150 Pfund Gewicht abzuschlagen. Eine weitere Gefahr für die Sklaven bestand darin, daß die Stollen nie gestützt wurden und infolgedessen nicht selten einstürzten, die Unglücklichen unter ihren Trümmern begrabend.

Begreiflicherweise war das Vortreiben der Stollen mit diesen einfachen Hilfsmitteln außerordentlich mühsam und sehr zeitraubend. Man hat berechnet, daß in verhältnismäßig weichem Gestein damals in 24 Stunden nur wenige Zentimeter gewonnen wurden und daß die Fortschritte in hartem Gestein durchschnittlich nicht mehr als 8 bis 10 Meter im Jahr betrug. Trat die gesuchte Goldader nicht zutage, so war die ganze Arbeit und manches Menschenleben umsonst vertan. Man baute deshalb die Gänge sehr niedrig und oft so eng, daß ein erwachsener Mensch sich nur mühsam hindurchzwängen konnte und man zum Herauschaffen des losgeschlagenen Gesteins Rinder verwenden mußte. Plinius schreibt, von solchen engen Höhlen habe man so viele, eine neben der anderen in den Berg getrieben, bis dieser mit Krachen und Getöse zusammengestürzt und das innere Gestein zutage getreten sei.

Trotz dieses langsamen Vordringens und der einfachen Hilfsmittel vermochte man oft bis zu erstaunlicher Tiefe zu gelangen, und wenn Diodor angibt, die Römer hätten Gruben gebaut, die „stadientief“ waren, so kann das wohl zutreffen, denn man hat nach Neuburger z. B. in einer spanischen Grube in 200 Meter Tiefe eine Kupfertafel mit altrömischer Inschrift gefunden.

Die Förderung des Erzes gestaltete sich ebenfalls sehr einfach. Die abgehauenen und am Boden liegenden Stücke wurden von Rindern in Säcken oder Trögen gesammelt, herausgeschleppt und vor dem Eingang niedergelegt, wo man sie sortierte. Manche Gänge der alten Bergwerke sind so steil, zum Teil sogar senkrecht, daß das Herauschaffen des Erzes wohl nur mit besonderen Hilfsmitteln möglich war. Man vermutet, daß dazu Seile dienten, hat solche aber in den ältesten Gruben nicht finden können.

Die Beleuchtung entsprach den übrigen einfachen

Hilfsmitteln. Ursprünglich geschah sie vielfach mittels angezündeter Reisigbündel oder Hölzer, die mit Harz oder Fett getränkt waren und mit Lehmklumpen an die Wände befestigt wurden. In einigen römischen Bergwerken fand man löffelförmige Lampen aus Blei, deren Hohlraum mit Öl gefüllt wurde, in das man einen Docht steckte. Im übrigen wurden außer den erwähnten Amphoren dieselben tönernen Krucklampen von allen möglichen Formen verwendet, wie sie auch in der Haushaltung üblich waren.

Drang bei tieferen Stollen Wasser ein, so schöpfte man es mit lederen Gefäßen oder Schläuchen aus, die von Hand zu Hand weitergegeben wurden. Die Ägypter hatten dafür eine mechanische Vorrichtung, die seit ältesten Zeiten auch bei den Brunnen benutzt wurde. Sie zogen die Wasserbehälter an Seilen herauf, die mit einer Haspel aufgewunden wurden. Eine Wasserhaltung, etwa im heutigen Sinne, gab es nicht, und konnte man die Wassermengen nicht bewältigen, so mußte man das Bergwerk eben verkaufen lassen und damit manchmal die Arbeit langer Jahrzehnte preisgeben.

Die Weiterverarbeitung der geförderten Erze geschah nach Diodor in den 60er Jahren v. Chr. in der Weise, daß die unter 30 Jahre alten Arbeiter eine bestimmte Menge der Bruchstücke in steinernen Mörsern mit eisernen Reulen bis zur Erbsengröße zerstoßen mußten. Diese gaben sie an die Weiber und alten Männer weiter, die die erbsgroßen Stücke in Mühlen warfen, deren viele in einer Reihe standen, und ihrer zwei oder drei arbeiteten an einer Kurbel und mahlten die ihnen gegebene Menge zu Mehl. Diodor fährt dann fort: „Und weil keiner seinem Körper eine Pflege erweisen kann, noch einige Kleider hat, seine Blöße zu bedecken, so kann niemand diese Elenden sehen, ohne sie ihres jammervollen Zustandes wegen zu bedauern. Weder der Kranke, noch der Gebrechliche, noch der Alte, noch das schwache Weib erhalten die mindeste Nachsicht oder Milderung, sondern alle werden durch Schläge gezwungen, unablässig zu arbeiten, bis sie dem Unglück erliegen und in diesen Drangsalen sterben. So erwarten diese Unglücklichen bei dieser übermäßig harten Strafe mit sehnlicherem Wunsche den Tod als die Fortsetzung des Lebens.“

Vom technischen Standpunkt aus sind die bergbaulichen Leistungen der Alten unter Berücksichtigung der einfachen Hilfsmittel bewundernswert. Es ist bekannt, daß die Ägypter aus den nubischen Goldbergwerken (Gold hieß im Ägyptischen „Nub“) unermesslichen Reichtum zogen, und Diodor berichtet, die jährliche Ausbeute dieser Goldgruben zur Zeit Ramses II. (1300 bis 1230 v. Chr.) habe gegen 32 Millionen Minen, das sind etwa 2660 Millionen Mark, betragen. —e

Beziehungen zwischen England und Rheinland im Mittelalter

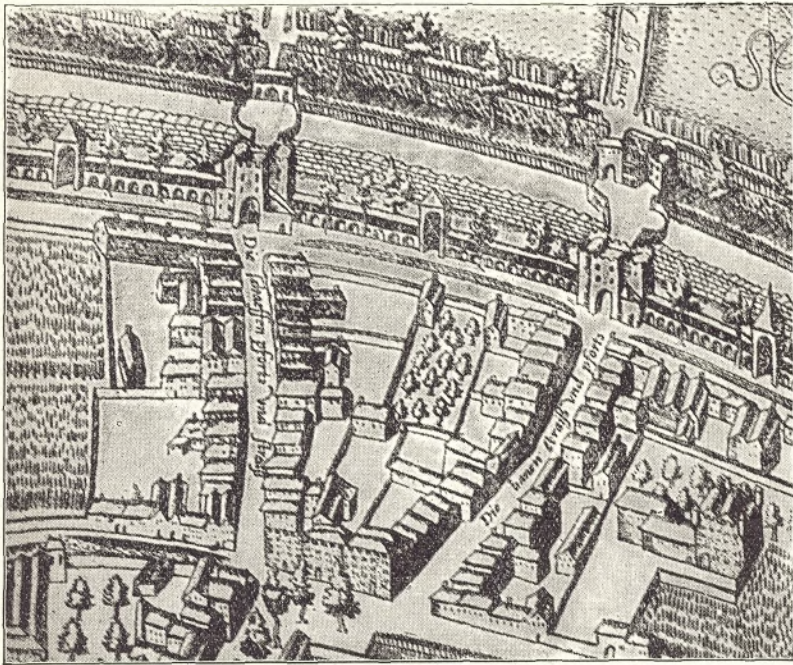
Von Prof. Dr. Franz Bender, Köln

In der gegenwärtigen Zeit, wo das Rheinland internationaler geworden ist als je, ist es von großem Wert, in die Zeit zurückzublicken, wo es die größte Bedeutung im Handel Europas besaß. Seit dem 9. Jahrhundert hatte sich der deutsche Handel in den Flußtalern entwickelt, besonders am Rhein. Ursprünglich war Mainz der Mittelpunkt, wurde aber schon bald von Köln überflügelt. Die Rheinmündung wies mit zwingender Notwendigkeit auf den Handel mit England hin. „Der nieder-

rheinische Handel der frühen Kaiserzeit ist der einzige internationale Handel Deutschlands, Köln die einzige Seestadt des Reiches“, sagt Lamprecht, der bekannte Wirtschaftshistoriker.

Vielleicht gehen die Anfänge der Londoner Gerechtsame schon auf Karl den Großen zurück. Im 11. und 12. Jahrhundert war Köln unbestritten die erste Handelsstadt des Reiches. In Köln lebte auch der einzige Großkaufmann der deutschen mittelalterlichen Sage, nämlich

der gute Gerhard, der als wahrhaft „königlicher Kaufmann“ auftritt. Der Verfasser des mittelalterlichen Gedichtes, Rudolf von Ems, sagt ausdrücklich, für eine



Das mittelalterliche Köln — Ausschnitt aus einem alten Stadtplan

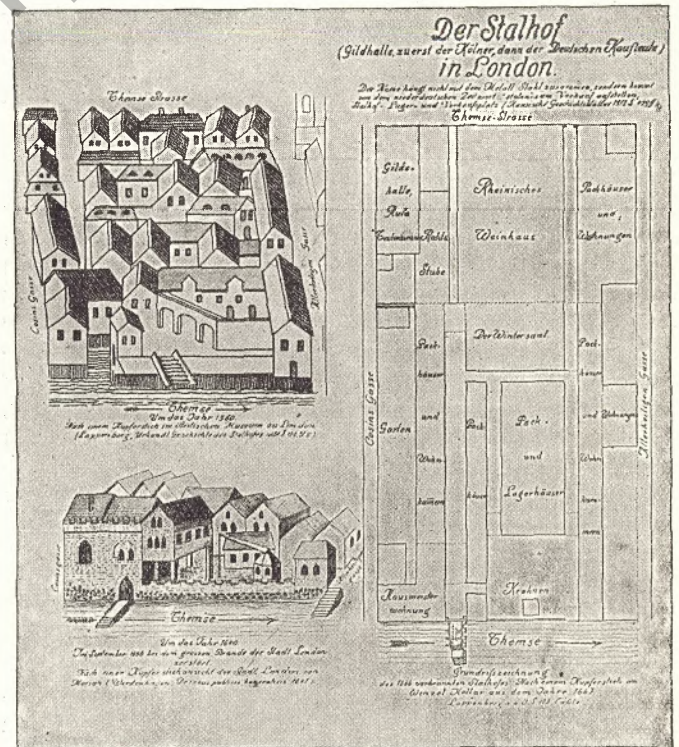
königliche Tochter möchte es nicht das schlimmste Los sein, durch Vermählung mit einem Kölner Großkaufmann eine reiche Frau zu werden. Im übrigen lautet sein Bericht wie folgt: „Einst war Gerhard mit reichen Kaufmannsgütern in Raftelgunt gelandet und wurde von einem Ritter wohl aufgenommen, der ihm vorschlug, sie wollten ihre Güter tauschen. Gerhard nahm den Vorschlag an und tauschte für seine kostbaren Waren zwölf gefangene Ritter, zwölf Greise und zwölf wunderschöne Jungfrauen ein, von denen eine ihre Gefährtinnen an märchenhaftem Liebreiz noch weit überstrahlte. Dann fuhr der Kölner Kaufmann nach England. Hier ließ er alle Männer frei, denn Britannien war ihre Heimat. Sie versprachen dem guten Gerhard, reiches Lösegeld zu schicken, ehe sie sich im Lande zerstreuten. Auch die Jungfrauen wurden freigelassen und vom Lösegeld war keine Rede. Nur die Schönste, Irene geheizen, führte Gerhard mit sich nach Köln. Nun war aber Irene eine schwedische Königstochter und vermählt mit dem Sohn des Königs von England. Mit ihrem Gemahl hatte sie nach England fahren wollen. Aber das Schiff, worauf der Sohn des englischen Königs gefahren, war in einem Sturm untergegangen, während das Schiff der Irene mit ihrer Geleitschaft gekapert wurde.

Nachdem Gerhard die schöne Schwedin ein Jahr lang beherbergt hatte, machte er mit ihr aus, wenn nach einem weiteren Jahre der verschollene Eheherr sich nicht zeige, so wolle man annehmen, daß er im Meere ertrunken sei, und Irene solle dann den Sohn Gerhards zum Gemahl nehmen. Als aber nach Verlauf des Jahres, da die Hochzeit schon ausgerüstet war, ein Pilger erschien, erkannte Irene in ihm den totgeglaubten Gemahl. Da hieß der gute Gerhard den Sohn vom Verlöbniß zurückzutreten und führte das wiedervereinigte Paar nach England. Dort waren gerade Unruhen zu befürchten, denn der König war gestorben und man wußte sich über den Nachfolger nicht zu einigen.

Gerhard trat in die Ratsversammlung zu Lunder, was heute London heißt, und siehe da, er fand die von ihm befreiten zwölf Greise. Diese begrüßten ihn jubelnd, obgleich sie bisher des schuldigen Lösegeldes wegen nichts von sich hatten verlauten lassen, und sie erwählten einstimmig den Kölner Kaufmann zum König von England. Aber der gute Gerhard stellte im Rat des Königs den totgeglaubten Sohn als rechtmäßigen Nachfolger vor. Da wollten sie ihn wenigstens zum Herzog von Kent machen. Aber Gerhard verzichtete auch auf diese Gunst und kehrte nach Köln zurück, im frohen Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben.“

Charakteristisch ist an der Sage vor allem das gute Verhältnis zwischen Köln und England. Die kölnischen Schiffe führten Tuch, Wein und Getreide in England ein und erhandelten dagegen hauptsächlich Erzeugnisse der Viehzucht, besonders Wolle, sowie wertvolle Pelze. Um das Jahr 1100 gaben die englischen Könige zur Hebung des Handels an auswärtige Kaufleute Privilegien, die sich besonders der Kölner zunutze machten; finden wir doch schon im Jahre 1157 eine Niederlassung ihrer Kaufmannsgilde (Bruderschaft), die sogenannte Schildhalle, in der englischen Hauptstadt. Wenn auch der kölnische Handel durch Vermittlung Venedigs nach Italien hin, und seit den Kreuzzügen noch weiter, bis tief in den Orient ging, in erster Linie waren

doch das ganze Mittelalter hindurch die englischen Handelsbeziehungen maßgebend. Den Nutzen, den man gerade hieraus zog, kennzeichnete so recht die Aeußerung, die



Der Kölner Stalhof in London

man später den hanseatischen Kaufleuten in den Mund legte: „Wir kaufen dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen ab und verkaufen ihm den Fuchschwanz wieder für einen Gulden.“ Die Stadt Köln und ihre

Erzbischöfe widmeten England ganz besondere Aufmerksamkeit. Als Wilhelm der Eroberer, der Herzog der Normandie, 1066 seinen Zug nach England unternahm, erfreute er sich der Hilfe des Erzbischofs Anno und der Kölner. Bischöfliche und Städter fochten mit ihm in der Entscheidungsschlacht bei Hastings, wo Wilhelm seinen Gegner Harald überwand.

Dieses gute Verhältnis zeigte sich auch bei dem Einzug der englischen Prinzessin Isabella als deutsche Kaiserbraut im Jahre 1255. Die Zeitgenossen entwarfen begeisterte Schilderungen von dem großartigen Empfang, den die Prinzessin in Köln fand. „Als man (in Köln) ihr Herannahen erfuhr, zogen ihr an 10 000 Bürger aus der Stadt mit Blumen und Palmenzweigen in festlichen Kleidern entgegen. Sie saßen auf spanischen Pferden, die sie zu hastigem Laufe antrieben, indem sie Lanzen und Rohrstäbe, die sie in den Händen trugen, gegeneinander brachen. Es kamen — auch ein besonders ausgedachtes Kunstwerk — Schiffe, die scheinbar auf dem Trockenen ruderten und von versteckten, von seidenen Decken verhüllten Pferden gezogen wurden. In diesen Schiffen spielte man auf wohlklingenden Instrumenten zur Ueberraschung der Hörer liebliche, bisher nicht gehörte Weisen. Unter solchen Freudenbezeugungen führten sie die Kaiserin durch die ob ihrer Ankunft vielfältig geschmückten Hauptstraßen der Stadt. Da sie aber merkte, daß alle, und besonders die edlen Frauen, die auf ihren Balkonen saßen, ihr Antlitz zu sehen wünschten, nahm sie Hut und Kopftuch ab, so daß alle sie ungehindert anschauen konnten. Darob pries man sie nicht wenig und rühmte ihre Anmut und Herablassung aufs höchste.“ Auch während ihres Aufenthaltes in der Stadt (sie wohnte ungefähr einen Monat in der Propstei St. Gereon) folgte ein Fest dem andern. Der Isabellensaal im Gürzenich mit seinem großen Wandgemälde und die Isabellenstraße erinnern noch heute an jene Begebenheit.

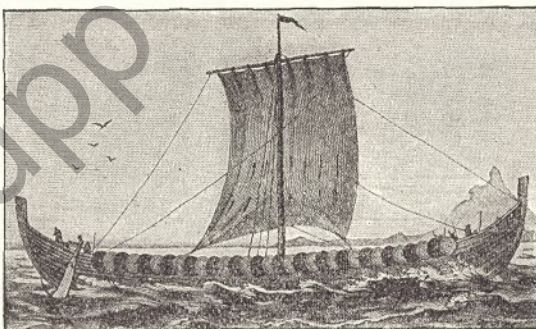
Gleichfalls erinnert an jene Zeit der königlichen Kaufleute der Hansasaal des Kölner Rathauses, dessen Name auf die Großtat der deutschen Kaufleute hinweist, die hier am 19. November 1367 den Krieg gegen König Waldemar von Dänemark beschlossen und siegreich durchführten. Andererseits haben die Kölner ihrer eigenen Belange willen wiederholt die vaterländischen beiseite gesetzt und wurden deshalb sogar zeitweilig „verhanset“, d. h. aus dem Hansabund ausgeschlossen. Ihre alte Gildhalle in London wuchs sich im Jahre 1300 zur deutschen aus und erhielt im 15. Jahrhundert den Namen Stalhuf, der in der Folgezeit auch verblieb. Diese Bezeichnung rührt her von der Halle, in welcher die Tücher „gestalt“, d. h. auf ihre Güte geprüft wurden, wie denn noch heute das Wort „stale“ für Zuschneidemuster in Gebrauch ist. Tuch

war überall in den nordischen Ländern ein guter Absatzartikel. Köln stellte besonders feine Wollstoffe her; vor allem schwarze Tuche für Priesterkleidung (vgl. die Straße Wollküche). Die einzelnen Tuchstücke wurden genau untersucht, nach der Herkunft bezeichnet und zur Sicherheit mit einem Bleisiegel versehen. Da für gute Ware oft hohe Preise gezahlt wurden, ist es erklärlich, daß in Köln gerade die Weberzunft die reichste und mächtigste war. „Reich, wie ein kölnischer Tuchmacher“, hieß es sprichwörtlich in jener Zeit, und heißt es heute noch in Spanien. Neben Tuch bildeten Rheinweine einen Hauptartikel der Ausfuhr. Ja, Köln wurde eigens als „Weinhaus der Hanse“ bezeichnet. Sehr schön, wenn auch mit dichterischer Uebertreibung, schildert Josef Lauff in der „Overstolzin“ die umfangreiche Tätigkeit des Kölner Kaufmanns, der da schaltet wie ein Fürst:

„Auf allen Meeren der bekannten Welt
Läuft er der Schiffe Wimpel wehen.
Die stolzen Masten seiner Rauffahrt
Begrüßen der Levante goldenen Bord,
Wo am Strande blüht Mustat und Ingwer
Und Nügelin und sonstig fein Gewürz.
Wo stolz der Ehelbaum in den Wäldern ragt
Und im Sande blüht der Diamant.
Sie seh'n Venedig, grüßen Genua,
Sie schau'n das Goldene Horn am Bosphorus
Und kreuzen in dem nordischen Bereich;
Geladen mit den Schätzen dieser Welt,
Begrüßen nach der jahrelangen Fahrt
Die hohen Masten das geliebte Köln.“

Auch das berühmte Geschlecht der Kölner Overstolzen widmete sich, wie so manches andere, in erster Linie dem Tuchhandel.

Mit der Zeit der Königin Elisabeth sank die Macht der Hanse und damit auch die Bedeutung Kölns. 1598 ließ Elisabeth den Stalhuf schließen, der 1666 ein Raub der Flammen wurde. Die Schließung des Stalhufes war der Todesstoß für die „Osterlinge“ (so nannte man die vom Osten kommenden Hanseaten in England und die Bezeichnung der englischen Münze Sterling, eig. Eafterling, erinnert heute noch daran). Aber wenn auch die gewaltige Vereinigung, von deren Wirken noch zahlreiche Urkunden des Stadtarchivs Zeugnis ablegen, so sang- und klanglos dahinschwand — ihr leuchtender Name strahlt herrlich in der deutschen Geschichte, und der Hansaring darf mit Recht stolze Gefühle in uns wachrufen. Ebenso erinnern die kölnischen Farben rot und weiß noch heute an jene große Zeit des Hansabundes, weshalb man sie auch bedeutungsvoll in Verbindung mit dem preußischen Schwarz-weiß zu den Farben des nunmehr wieder dahingeschwundenen neuen deutschen Kaiserreiches auswählte.



Mittelalterliches Rheinschiff

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest?

„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen geschämt.“

Herder

Die Lebensgeschichte des Erfinders der Dampfmaschine

Von Andrew Carnegie

Autorisierte deutsche Übertragung von Joseph Grabisch

(Nachdruck verboten)

(2. Fortsetzung und Schluß)

Neue Wege.

Bevor sich Watt endgültig in Birmingham niederließ, heiratete er die Tochter des Glasgower Kaufmanns Mac Gregor, der als erster in England Chlor zum Bleichen verwandte. Vorher übersandte Watt noch Boulton einen Vertragsentwurf über die Teilhaberschaft und setzte folgende Punkte auf:

1. Watt überläßt Boulton zwei Drittel des Eigentumsrechts der Erfindungen.
2. Boulton hat alle Patent- und übrigen Auslagen zu tragen, alle Kosten der noch zu machenden Erfindungen, und diese Auslagen nicht als Darlehn zu betrachten, sondern als Betriebsausgaben.
3. Boulton hat alles Geschäftliche zu besorgen und für die Prosperität des Unternehmens Sorge zu tragen, ohne an Watt irgendwelche weiteren Ansprüche zu stellen.
4. Watt steht ein Drittel des Geschäftsgewinnes zu, der zahlbar wird, sobald das Geld einkommt, nach Bezahlung der Arbeitslöhne und der Fabrikationsstoffe, jedoch ohne Einrechnung irgendwelcher Zinsen des Anlagekapitals.
5. Die weiteren Verpflichtungen Watts bestehen darin, Zeichnungen zu machen, Direktiven zu geben und die Ausführung zu überwachen; etwaige Reisen eines der beiden Teilhaber werden aus Gesellschaftsmitteln bestritten, insofern sie gemeinsame Angelegenheiten zum Zwecke haben.
6. Boulton hat die Geschäftsbücher zu führen und zugleich eine Bilanz aufzustellen.
7. Ein besonderes Buch ist zu führen, in das jene geschäftlichen Transaktionen aufzuzeichnen sind, die eine besondere Bedeutung haben, und die, von beiden unterschrieben, die Wirkung von Verträgen haben sollen.
8. Keiner von den beiden Teilhabern darf seinen Anteil veräußern; sollte aber einer von ihnen durch Tod oder sonst irgendwie in die Unmöglichkeit versetzt sein, weiterhin seine Interessen wahrzunehmen, dann sollte der andere Teil allein die Geschäfte führen dürfen, ohne Rücksicht auf etwaige Einmischungen oder Verbote der Erben, Bevollmächtigten oder Vermögensverwalter; nur die Bücher sollen der Einsicht der berechtigten Erben offenstehen, und der geschäftsführende alleinige Teilhaber soll berechtigt sein, für die erhöhte Arbeitsleistung eine besondere Vergütung für sich in Anspruch zu nehmen.
9. Der Vertrag gilt auf 25 Jahre, anfangend vom 1. Januar 1775, ungeachtet aller späteren Abmachungen.
10. An die vorstehenden Vertragsbestimmungen sind die Erben, Testamentvollstrecker und Bevollmächtigten gebunden.
11. Im Falle des Ablebens beider Vertragsschließenden treten beider Erben unter denselben Bedingungen an ihre Stelle; es bleibt ihnen aber unbenommen, vom Vertrage zurückzutreten.

Auf dieser Grundlage wurde der Vertrag zwischen Watt und Boulton geschlossen. Watts zweiter Ehe entsprossen zwei Kinder, die aber beide in jugendlichem Alter starben. Frau Watt, der Arago hervorragende Begabung, gesundes Urteil und gerade Gesinnung nachrühmt, überlebte ihren Gatten noch um 13 Jahre, sie starb 1832.

Im August 1776 siedelte Watt nach Birmingham über, das nun sein dauernder Wohnsitz sein sollte, jedoch hat er die Beziehungen zu seiner Vaterstadt und seinen Glasgower Freunden nie abgebrochen. Im Herzen ist er Schotte geblieben, der warm wurde beim Klang des Tartan, der seine weiche, breite, schottische Mundart behielt und der wohl sicherlich nie die alten schottischen Balladen vergaß. So mancher Schotte ist seitdem südwärts gezogen und hat seinen Namen berühmt gemacht: Stephenson, Rustin, Carlyle, Mill, Gladstone und noch viele, viele andere; keiner aber hat eine solche Umwälzung aller Verhältnisse hervorgerufen wie Watt.

In Soho begann man bald seine Hand zu spüren: Die Sohowerke überflügelten, was Neuheit, Arbeitermaterial und Erzeugnisse anlangte, alle anderen bekannten Werke. Aus Cornwall liefen mehrere Bestellungen auf Wattmaschinen ein, da sich die Newcomenmaschinen als völlig unzureichend erwiesen. Da von dieser Bestellung für den Ruf und den Erfolg sehr viel abhing, überwachte Watt selbst die Aufmontierung. Mit sehr gemischten Gefühlen sah man dem Eindringling entgegen. Eifersucht und Gehässigkeit, boshafte Anschläge machten Watt den Aufenthalt in Cornwall nicht sehr angenehm. Der große Tag kam, wo das Werk in Gang kommen sollte, und die Ingenieure, Grubenbesitzer und andere Neugierige waren zusammengekommen, um den Erfolg zu sehen. So mancher unter den Zuschauern hätte keine Träne vergossen, wenn die Maschine versagt hätte — doch sie arbeitete vorzüglich. Nun flogen die Bestellungen herein, und Watt hatte alle Hände voll zu tun, Pläne und Zeichnungen zu machen. Heute haben wir dafür Zeichner, die den Konstrukteuren die gewöhnliche Arbeit abnehmen, ebenso wie wir heute Tausende haben, denen wir die Aufstellung neuer Maschinen anvertrauen können. Watt mußte überall sein, er gestand aber, daß noch mehr Haft und Anstrengung ihn umwerfen würden. „Ich fürchte, man wird mich in Stücke zerreißen und jedem Stamme Israels ein Stück zuschicken.“

Das stetig sich ausdehnende und vielverzweigte Geschäft beanspruchte selbstverständlich viel Kapital. Von den verkauften Maschinen kam wenig ein, die Grubenbesitzer verlangten erst eine Garantiezeit, ehe sie zahlten, und auch die neuen Versuche verschlangen viel Geld. Boulton wollte auf die Maschinen eine Anleihe aufnehmen, doch Watt widerriet. Die Maschinen arbeiteten ausgezeichnet, aber wer bürgte dafür, daß sie diese schöne Eigenschaft behielten? Watt riet, den tüchtigen Industriellen Wilkinson als Teilhaber hinzuzunehmen und mit einem großen Bleistift alle Ausgabeposten zu streichen, indem er in seiner Naivität noch hinzufügte, daß er auch bei sich die größtmögliche Einfachheit einführen wolle. Damals betrugen Watts persönliche Ausgaben zwei Pfund in der Woche, und wir müssen lächeln über diesen von ihm vorgeschlagenen Ausweg. Doch er war auf dem

rechten Wege und gab Boulton wenigstens ein gutes Beispiel. Er hatte nicht die Anlagen, die Verhältnisse von einem überlegenen Standpunkt aus anzusehen, und Boultons alter Teilhaber Fothergill war noch verzweifelter als Watt. Während Boulton überall herumreiste, um Mittel zu finden, die Schwierigkeiten zu beheben, schrieb Fothergill Briefe über Briefe an ihn und stellte Forderungen über Forderungen an ihn. Er wollte eine Gläubigerversammlung berufen und lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende haben. Boulton mußte heim, um Fothergill zu beruhigen und das Schiff vor dem Winde zu halten. Seine geschäftliche Begabung zeigte sich hier aufs glänzendste, er war jeder Schwierigkeit gewachsen. Sein Mut und seine Entschlossenheit wuchsen mit ihm, er war getragen von einer unwandelbaren Hoffnung und dem unerschütterlichen Glauben an Watts Maschine. Seine Mühen wurden belohnt, und es gelang ihm, auf die Maschinenpatente als Unterpfand ein Darlehn von 14 000 Pfund und eine Annuität von 7000 Pfund aufzunehmen. Eine solche verhältnismäßig geringfügige Summe von 21 000 Pfund genügte, um ein so großes Schiff, beladen mit so vielen Schätzen, flott zu erhalten! England befand sich damals in einer schweren Krise, als den beiden Maschinenfabrikanten das Wasser in den Mund lief, und in Krisenzeiten ist Kredit nur sehr schwer zu bekommen. Eine kleine Summe tut dann schon Wunder. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich berichten, daß einmal, als während einer Panik das Geld sehr knapp war, mich genau dieselbe Summe aus einer ziemlich Verlegenheit rettete. In kritischen Zeiten zählt jeder Dollar doppelt und dreifach. Boultons zaghafte Partner waren ganz starr vor Erstaunen, daß er so blind gegen die Gefahr war, die sie selber so erschreckend deutlich vor sich zu sehen glaubten. Und doch sah wohl niemand die Dinge klarer als Boulton, aber es geziemt einem Führer nicht, seinen Getreuen alles zu enthüllen, was er sieht und fürchtet, sondern der ist der rechte Feldherr, der seine Leute anzufeuern und ihnen den Geist einzufößen versteht, die Gefahr zu verachten, die er besser und deutlicher sieht als die andern. So dachte auch Boulton, denn in ihm lag der unbezwingbare Wille und der unverrückbare Vorsatz, zu siegen oder zugrunde zu gehen. Er hatte alles auf eine Karte gesetzt und war entschlossen, das Spiel zu halten.

Voll Eifer und Begierde, die Maschinen überall einzuführen, hatten die Fabrikanten bei den Verkaufsbestimmungen wenig Wert auf den Zahlungstermin gelegt. Wenn sich die Maschinen bewährten, sollten die Abnehmer ein Drittel des ersparten Feuerungsmaterials als Gegenwert entrichten. Das war eine sehr leichte Zahlungsbedingung, denn abgesehen davon, daß die Grubenbesitzer zwei Drittel der Feuerung sparten und für sich behalten konnten, wurden die Gruben durch die neuen Maschinen förderungsfähig, was sie vorher nicht gewesen waren. Und trotzdem wurden selbst diese leichten Bedingungen nicht gehalten und führten zu endlosen und verwinkelten Streitigkeiten. Man beschloß, zu den früheren Verkaufsbedingungen zurückzukehren, Watt wollte sonst keinen Stift mehr anrühren zu einer Zeichnung. „Wir wollen annehmbare Bedingungen stellen,“ sagte er, „aber sie müssen eine Vorausbezahlung in bar enthalten, so werden wir wenigstens Geld in die Hand bekommen, genug, um uns über Wasser zu halten.“ Der Erfolg bewies, daß Watt recht hatte. Man brauchte seine Maschinen, um die Gruben förderungsfähig und rentabel zu machen, nichts anderes war dazu imstande.

So sehr Fothergill einen bevorstehenden Ruin prophezeite, so sehr Boultons Londoner Vertreter seine Anwesenheit nach dort verlangte, weil die Dinge dort sehr schlimm stünden, folgte er doch Watts Einladung nach Cornwall, um unter den neuen Bedingungen Geschäfte abzuschließen. Endlich, nach neun Jahren ununterbrochener Anstrengung, wurden sie durch die goldene Ernte des Erfolges belohnt. Die Werke und alles, was dazu gehörte, wurden ausgebaut, die Methoden verbessert und die Arbeiter leistungsfähiger gemacht. Ein Arbeiter-Unterstützungsverein wurde gegründet, vielleicht der erste dieser Art überhaupt: jeder Arbeiter mußte Mitglied werden und zahlte einen seinem Lohn entsprechenden Beitrag. Kranke und Arbeitsunfähige erhielten aus dieser Kasse eine Rente, und kein Arbeiter der Sohwerke, die unverbesserlichen Trunkenbolde ausgenommen, fielen der Armenpflege der Gemeinden zur Last. Bei dem Großjährigkeitsfest von Boultons Sohn wurden 700 Arbeiter eingeladen, keiner wurde übergangen. Es war etwas ganz Neues in England, und die Arbeiter haben die Ehrung wohl höher angerechnet als eine Erhöhung ihres Arbeitslohnes. Einem rechten Arbeiter genügt der Lohn nicht, den er für seine Leistungen erhält, er will bei seinem Brotherrn auch Anerkennung dafür sehen und diese auch an sich verspüren. So wurden die Sohwerke zu Musterbetrieben. Wir hören nichts von Arbeitseinstellungen und Aussperrungen, von gespannten Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit bei Boulton & Watt — ein Beweis, daß Arbeiter und Betriebsleiter sich verstanden.

Einer unter den Arbeitern, namens Murdock, erlangte eine gewisse Berühmtheit. Von Boultons und Watts Ruhm angezogen, war er nach Soho gekommen und wollte sich dort in seinem Fach weiterbilden. Er war ein geborener Mechaniker. Er wurde zuerst eingestellt um 15 Schillinge wöchentlich, und seine Geschichte ist die aller derer, die sich von unten auf in leitende Stellungen emporarbeiten. Als er einmal bei der Aufstellung einer Maschine auswärts war und sie nicht recht gehen wollte, hörten die Leute eines Nachts in Murdocks Zimmer dumpfes Poltern und Rufe. Als sie ins Zimmer stürzten, sahen sie Murdock in seinem Nachthemd auf dem Boden liegen und rufen: „Jungen, jetzt geht sie, jetzt geht sie!“ So sehr war er von seiner Aufgabe erfüllt, lebte er in seiner Arbeit, daß sie ihn auch noch in den Träumen beschäftigte. Sein Aufstieg ist nichts Außergewöhnliches — solche Art Leute kann man nicht niederhalten. Anfangs hing er gänzlich von seiner körperlichen Arbeit und Geschicklichkeit ab, und er wäre nicht weit gekommen, wenn er sein Leben lang mit den Händen allein hätte sein Brot verdienen müssen. Er wußte auch mit Menschen umzugehen. Er war noch nicht lange in Cornwall, als ein halbes Duzend Grubenbesitzer, die dem armen, bescheiden auftretenden Watt sehr zugezogen hatten, in den Maschinenraum kamen und sich über ihn lustig machten. Murdocks Schottenblut war in seinem Element. Er schloß die Tür ab und sagte dann zu den Grubenbesitzern: „Jetzt, meine Herren, werden Sie diesen Raum nicht eher verlassen, bis wir nicht gewisse Dinge ein für allemal ins Reine gebracht haben!“ Hierauf langte er sich den größten heraus und der Kampf war bald aus: der Renommist lag am Boden und Murdock trat an den nächsten heran. Als die andern sahen, was ihr Gegner für ein Kerl war, machten sie Frieden unter vorteilhaften Bedingungen, und man schied als gute Freunde. Wir sind heute über jene rohe

Art, Streitigkeiten auszutragen, hinaus. Der gebildete und auf der Höhe stehende Betriebsleiter von heute hat keine wirksameren Waffen gebildeten Menschen gegenüber als die überlegene Gewalt der Vornehmheit, der Höflichkeit im Ausdruck, der guten Lebensart, der Kennzeichen wirklicher Bildung. Durch ruhiges Sprechen wird er nie Öl ins Feuer gießen. Nur auf solche Art wird er andere bezwingen und beherrschen, weil er dadurch zeigt, daß er sich selbst zu beherrschen gelernt hat. Zu seinen persönlichen Eigenschaften, die Murdock wertvoll machten, kam noch sein Genie. Er war der Erfinder des Gaslichts und er hat das erste Modell einer Lokomotive gebaut. Wenn etwas fehlte, mußte er helfend eingreifen, und wir lesen mit Erstaunen, daß er noch im Jahre 1780 nur ein Pfund wöchentlich erhielt. Bescheiden hat er um eine Gehaltserhöhung, erhielt sie aber nicht, nur eine einmalige Gratifikation von zwanzig Pfund „für besondere Dienstleistungen“. Vielleicht können wir außer dem schlechten Geschäftsgange zu dieser Zeit eine Erklärung für die Ablehnung darin finden, daß man einem nicht geben konnte, was man anderen versagen mußte. Obwohl ihm von anderer Seite eine Teilhaberschaft angeboten wurde, blieb Murdock doch loyalerweise bei der bisherigen Firma. Der Lohn für sein Verhalten blieb auch nicht aus.

Einen amerikanischen Murdock habe ich in Hauptmann Jones gehabt, den besten Betriebsleiter, den ich kennengelernt. Als junger Mechaniker wurde er mit einem Tagelohn von zwei Dollars in den Carnegie-Stahlwerken eingestellt. Den Bürgerkrieg hatte er als Freiwilliger mitgemacht und war Hauptmann geworden. Er war der geborene Erfinder. Eine Erfindung warf ihm eine Million Pfund ab. Er wurde erster Betriebsleiter eines ganzen Werkes und die rechte Hand der Firma in allen technischen Dingen. Wir boten ihm an, Teilhaber zu werden, und er würde bald die Zahl unserer Multimillionäre um einen vermehrt haben, aber er lehnte ab, indem er sagte: „Danke, ich will mit dem Geschäft nichts zu tun haben. Die Konstruktion gibt mir gerade genug zu denken, ich habe ja übrigens bereits ein Bombeneinkommen!“ „Gut, Hauptmann,“ sagte ich zu ihm, „Sie sollen so viel Gehalt bekommen wie der Präsident der Vereinigten Staaten!“ Jones stand treu zu seiner Fahne und trat erst ab, als der Senfmann ihm auf die Schulter klopfte. Glücklicherweise die Firma, die solche Leute zu den Thronen zählen kann und ihnen Raum und Gelegenheit gibt, ihre eigenen Wege zu gehen.

Im Jahre 1778 konstruierte Watt eine Kopierpresse, dieselbe, die wir heute noch haben. Er schrieb an Dr. Black, daß er ein Verfahren entdeckt habe, mittels dessen man mit einer bestimmten Tinte Geschriebenes kopieren könne. Er wollte ihm das Geheimnis mitteilen, wenn er eine Verwendung dafür habe. Er kopiere jetzt alle Geschäftsbriefe. Im Jahre 1780 nahm er darauf ein Patent, nachdem alle Einzelheiten und die Tinte ausprobiert waren. Hergestellt und verkauft wurden jedoch nur 150 Stück, von denen 30 ins Ausland gingen. Nur langsam machte diese Erfindung ihren Weg. Nach dreißig Jahren schrieb Watt, daß diese unscheinbare Erfindung doch die Mühe gelohnt habe, die er sich um sie gemacht, wenn sie auch nicht viel abgeworfen habe.

Wenn wir an Watt denken, kommt uns gleichzeitig immer die Vorstellung an seine Dampfmaschine. Jetzt wollen wir uns auch auf seinem Tische die bescheidene Kopierpresse dazu denken. Wieder einmal sind die Gegensätze nebeneinandergekommen. Es dürfte wohl schwer sein,

eine Erfindung zu nennen, die allgemeiner im Gebrauch wäre als die Kopierpresse, die in jedem Kontor, in jedem Büro zu finden ist. In der Zahl der bescheidenen Erfindungen von nützlichen Dingen nimmt die Kopierpresse eine hervorragende Rolle ein, und auch diese verdanken wir Watt.

Um dieselbe Zeit konstruierte er einen Wäschetrocknapparat: drei kupferne Zylinder, die mit heißem Dampf gefüllt werden, und drei hölzerne Rollen, durch die abwechselnd die Wäsche hindurchgerollt wird. Wenn wir bedenken, welche Verbreitung dieser Apparat heute gefunden hat, so wird unsere Achtung für Watt durch diese Erfindung nicht wenig erhöht. Sie ist ein würdiges Seitenstück zur Kopierpresse.

Die Abende widmete Watt dem Problem des fahrbaren Dampfwagens. Also vor den Tagen der Eisenbahnen fuhr man auf den gewöhnlichen Straßen auf Wagen, die durch Dampfkraft bewegt wurden. Watt füllte einen ganzen Quartband mit Zeichnungen über dieses Problem an, das er von Anfang an von der höchsten Bedeutung gehalten hatte, und wurde von Boulton gedrängt, es zu lösen und zu vervollkommen. Das Prinzip bestand darin, eine gewöhnliche Dampfmaschine mit einem gewöhnlichen Wagen in Verbindung zu bringen. Er konstruierte eine Kurbelwelle, die durch den Kolben der Maschine bewegt wird — eigentlich nichts Neues, denn Kurbelwellen gab es bereits beim Spinnrad, beim Schleifstein, bei der Handdrehbank, nur deren Verbindung mit der Dampfmaschine war das Neue.

In den langen Jahren der Prüfung, voll von geschäftlichen Sorgen, von Unannehmlichkeiten mit unfähigen und trunksüchtigen Arbeitern, von Enttäuschungen durch versagende Maschinen, Intrigen der Grubenbesitzer fand Watt in der Lösung neuer Probleme seine einzige Erholung. Von seiner ursprünglichen Mission, der Vervollkommenheit der Dampfmaschine, ließ er sich manchmal ablenken zu zahlreichen, den ganzen Menschen weniger erschöpfenden Problemen, um sich auszuruhen. Wirklich zu ruhen schien er niemals. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz sehen wir, daß eine Erfindung die andere jagte: ein neues Mikrometer, eine Schiffschraube, einen neuen Feldmessaquadranten, einen Zeichnungsübertragungsapparat, einen Kopierapparat für Plastiken, kurz, bei allem und jedem, was er sah, legte er sich die Frage vor: Kann dies nicht noch verbessert werden? Und fast immer antwortete er bejahend. Lange hat ihn das Problem der Lokomotive beschäftigt. In seiner „siebenten Patentschrift“ vom Jahre 1784 beschreibt er das „Prinzip und die Konstruktion einer Dampfmaschine, die mit einem Rädergestell in Verbindung gebracht und imstande ist, Personen und Frachtgüter von einem Platz zum andern zu befördern“. Eine Studierlampe zu Watts Zeiten war ein gar armseliges Ding, und da er sich außerstande sah, mit dieser an den Abenden zu arbeiten, konstruierte er eine neue. Eine ziemliche Zeit wurden in den Sohowerken solche Lampen fabriziert. Ferner erfand er ein Instrument zur Ermittlung des spezifischen Gewichts von Flüssigkeiten, dann Röhren aus einer elastischen Masse, die sich nicht auflöst, deren Wichtigkeit durch die weitgehende Verwendung bewiesen ist. Viel Zeit verwendete er auf die Konstruktion einer Rechenmaschine, die so einfach war, daß er sagte: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß auf dem Gebiete der Technik vieles Neue zum Greifen nahe liegt.“ Wenn irgendeine technische Schwierigkeit auftauchte, wandten sich die Leute an Watt, er solle sie lösen. So konnten die Röhren der

Glasgower Wasserleitung nicht durch den Clyde geführt werden, da das Flussbett voll war von Schutt, Triebsand und andern Hindernissen und noch den Druck einer beträchtlichen Wassermenge auszuhalten hatten. Man wandte sich an Watt, denn wer hätte sonst helfen sollen? Und gerade solche Probleme bearbeitete Watt gern. Er konstruierte durch Gelenke verbundene Saugrohre, deren einzelne Teile wie Krebschwänze ausfielen. Mit diesem krebbsartigen, 1000 Fuß langen Rohr beseitigte er die Schwierigkeit. Als Anerkennung wurde ihm ein wertvolles Geschenk gemacht. Ein anderes Problem, mit dem er sich befaßte, war die Ausnutzung und Verringerung des Rauches. Gerade diesem Versuche sind so viele von anderer Seite gefolgt, um die Städte von den Rauchwolken zu befreien. Sicherlich ist es möglich, den größten Teil des Rauches, der aus den Fabrikschlotten heraustritt, unschädlich zu machen, wenn die Fabriken gesetzlich gezwungen würden, für einen zureichenden Heizraum zu sorgen, auf die Feuerung mehr zu achten und sonstige Vorschriften zu beachten; aber ich kenne bis jetzt keine Stadt, die dies durch Verordnungen erreicht hätte. Und außerdem sind dann noch Privathäuser da, aus denen zusammengenommen weit mehr Rauch ausgestoßen wird als aus den Fabrikschlotten. New York sucht das Ideal einer rauchfreien Stadt zu erreichen, indem die Stadt das Feuern mit bituminöser Kohle polizeilich untersagt. Das außerordentlich schnelle Wachstum der Stadt ist sicherlich auch in nicht geringem Maße zurückzuführen auf die Annehmlichkeit des schönen blauen Himmels und auf die Sauberkeit der Stadt, deren sich wenige andere Weltstädte in solchem Maße rühmen können. Wenn einmal durch neue Methoden die Kohle besser ausgenutzt und Rauch und Ruß verbannt sein werden, dann wird auch das Zuströmen aus den westlichen Städten nach der östlichen Metropole nachlassen. Solcher Art waren Watts Nebenarbeiten, seine Erholung war Wechsel der Beschäftigung. Wir lesen nicht von Tagen des Müßigganges, von Vergnügungsreisen, von Ferien — nur von Abwechslung der Tätigkeit. Sein Geist schien das ganze Feld der Möglichkeiten zu durchheilen.

Auch die Anwendung der Dampfkraft für Boote beschäftigte sein Hirn. Boulton und er versuchten verschiedene Male dieses Problem zu lösen, aber sie ließen davon ab, weil sie auf ihrem eigenen Gebiet völlig in Anspruch genommen waren. Erst am 6. August 1803 bestellte Fulton bei der Firma eine Maschine nach seinen eigenen Zeichnungen und wiederholte im nächsten Jahre persönlich den Auftrag. Anfang des Jahres 1805 wurde sie nach Amerika verschifft und 1807 auf der „Clermont“ angebracht, die als erstes Dampfboot auf dem Hudson fuhr mit einer Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen in der Stunde. Und obgleich Fulton weder die Schiffskonstruktion, noch die Maschine, noch die Kombination von beiden erfunden hatte, gilt er doch als der Erfinder des Dampfschiffs, und weil er unzählige Schwierigkeiten überwunden hat, die die meisten Menschen abgeschreckt hätten, deshalb führt er diesen Titel mit Recht. Fulton, ein Schotte aus Dumfrieshire, hatte im Jahre 1801 Symingtons Dampfboot, die „Charlotte Dundas“, besichtigt und hatte es erfolgreich Lastkähne auf dem Forth- und Clydekanal ziehen sehen. Dies war der erste Schleppdampfer. Er wurde bald in Ruhe gesetzt, nicht weil er seinen Dienst nicht mehr tun konnte, sondern weil er zu viel Wellen machte, die die Ufer beschädigten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß erst durch die Kombination der Wattschen Dampfmaschine mit einem Schiff das

Dampfboot möglich gemacht wurde, und wir verdanken die 23 000 Riesendampfschiffe, die jetzt auf den Meeren schwimmen, und alle zukünftig zu bauenden eigentlich Watt. Gegen Wind und Wetter ankämpfend, fahren die Passagiere fast ohne jede Unbequemlichkeit über den Atlantischen Ozean von Hafen zu Hafen, ohne von der Unruhe des Meeres kaum etwas zu spüren. Der Ozean ist für diese Schiffe nur ein glatter Schienenstrang, und eine Woche auf einem solchen Schiffe zugebracht ist die angenehmste, gesündeste und ungestörteste Ferienerholung, vorausgesetzt, daß der Ausflügler klugerweise die Weisung zurückgelassen hat, daß ihn keine drahtlosen Telegramme verfolgen dürfen.

Der volle Erfolg.

Die zahlreichen weniger glücklichen Nebenbuhler und Rivalen Watts versuchten hinter seine neuen Verbesserungen zu kommen, deshalb drängte Watt darauf, auch für diejenigen Verbesserungen an der Maschine, die nicht in dem ersten Patent mit einbegriffen waren, ein Patent nachzusuchen. Vom 25. Oktober 1781 ist das sogenannte zweite Patent „auf gewisse neue Methoden eine beständige Rotationsbewegung um eine Achse hervorzubringen und vermittels dieser Achse ein Rad oder eine Maschine in Bewegung zu setzen“ datiert. Nicht weniger als fünf verschiedene Methoden werden angegeben, von denen die fünfte allgemein als die „Sonne und Planeten-Methode“ bekannt ist. Bei jedem Kolbenzuge der Maschine wird das Rad ohne Zuhilfenahme anderer Maschinen zweimal in Umdrehung versetzt, sogar noch öfter. „Nun vermag die Maschine“, schreibt Watt, „in unsern Fabriken, Mühlen und anderen Betrieben die Wasser-, Wind- und Pferdekraft zu ersetzen, jetzt braucht die Fabrik nicht mehr zur Kraft hinzugehen, sondern diese geht überall dahin, wo es den Unternehmern am bequemsten ist.“ Dieses Moment ist auch das entscheidende, daß die Dampfmaschine transportierbar und geeignet ist für die verschiedensten Verwendungsarten. Die Formen sind andere geworden seit Watt, manches ist fallen gelassen worden, aber das sind nur Beweise dafür, daß das Genie, wenn es nach einer Richtung hin den Weg verlegt findet, sich einen anderen bahnt.

Im Jahre 1782 schrieb Watt eine nicht minder wichtige „Spezifikation“, die alle neu gemachten Verbesserungen umfaßte. Sie betreffen vor allem fünf Punkte:

1. Die Ausnutzung der Expansivkraft des Dampfes sowie einige Methoden und Apparate, um die Expansivkraft auszugleichen.
2. Die doppelarbeitende Maschine, die den Kolben nicht bloß hinaus-, sondern ihn auch wieder hineinstößt.
3. Die Zwillingmaschinen, die durch Rohre und Ventile miteinander in Verbindung stehen, die ebenso wohl zusammen, wie getrennt arbeiten können, deren Kolbenstöße korrespondieren können oder nicht.
4. Die Anbringung einer gezahnten Stange anstatt einer Kette, um den Kolben mit dem Werke zu verbinden.
5. Das Schwungrad.

Von diesen neuen Erfindungen legte er eine große Zeichnung auf Pergamentpapier dem Parlament vor, als er um die Erweiterung seines ersten Patenten einkam. Er wollte sich vor Piraten und Plagiatoren schützen, soweit es damals möglich war. Auf die doppelarbeitende Maschine folgte die zusammengesetzte Maschine, bei der

die Zylinder und Kondensatoren von zwei oder mehreren Maschinen in Verbindung gebracht werden, so daß die Stoßbewegung des einen Kolbens zugleich die Zugbewegung des andern ist, wodurch eine große Kraftersparnis erzielt wird. In den wesentlichen Punkten ist dies dieselbe Maschine, die wir heute noch haben, seit Watts Zeiten sind nur zwei bedeutende Fortschritte gemacht worden: die Kolbenringe des Cartwright, die das Entweichen des Dampfes verhindern, dann das Kreuzgestänge des Haswell, die dem Kolben eine ruhige und gerade Bewegung gibt. Watt wußte natürlich noch nichts von dem thermodynamischen Wert hoher Temperaturen ohne Hochspannung, die Carnot im Jahre 1824 entdeckte, aber selbst, wenn er sie gekannt hätte, würde er sie nicht haben verwenden können. Sehr hohe Spannungen konnte man damals noch nicht ausnützen.

Watts letztes Patent trägt das Datum vom 14. Juli 1785 und lautet: „Über gewisse neuerdings entdeckte Methoden, Heizkessel zu bauen, um Wasser oder andere Flüssigkeiten zu kochen und in Dampf zu verwandeln, die in Dampfmaschinen eingebaut und auch zu anderen Zwecken benutzt werden können, auch zum Erhitzen und Schmelzen von Metallen und Erzen, bei denen auch die Rauchbildung auf ein Mindestmaß beschränkt wird.“ So zahlreich waren die Verbesserungen und Neuerungen, die Watt an der Maschine anbrachte, daß es kaum möglich ist, sie alle anzuführen; wir wollen nur der wichtigsten Erwähnung tun: des Drosselventils, des Regulators, der Dampfpfeife und des Indikators. Papin hatte hundert Jahre zuvor Schießpulver für einen einfacheren Explosionsstoff gehalten als Dampf, und Watt hat auch den Regulator stets für die Erfindung gehalten, auf die er am stolzeften war. Der Regulator ist eine mechanische Anwendung der Zentrifugalkraft: zwei Kugeln drehen sich um eine senkrecht stehende Stange, und je schneller die Maschine geht, desto höher kreisen die Kugeln und lassen durch ein Ventil Dampf entweichen. So wird ein gleichmäßiger Gang der Maschine erzielt, während sie vorher sehr unregelmäßig ging.

Das Neue findet mancherlei Wege, auf dem es kommen kann: auf dem Wege des Nachdenkens oder auf dem Wege, der durch viele Mißerfolge gekennzeichnet ist, manchmal blüht es bei geschickten Erfindern plötzlich auf, aber wir dürfen nicht übersehen, daß bis dahin Jahre voll anhaltenden Studiums über dieses Problem dahingegangen sind. Folgende Verbesserung an der Dampfmaschine hat eine ganz merkwürdige Geschichte. Ein junger Bursche namens Humphrey Potter, der die sehr automatische Arbeit verrichtete, den Sperrhahn an einer Newcomenmaschine auf- und zuzumachen, um das eine Mal Dampf in den Kessel, das andere Mal kaltes Wasser in den Kondensator zu lassen, sann darüber nach, wie er von dieser Treitmühle loskommen könnte. Er wollte mit den andern Jungen, die er nicht weit von seiner Maschine schreien hörte, mitspielen und erfand eine Vorrichtung, die seine Arbeit selbst besorgte: er sagte sich, daß seine Arbeit von dem Hebel, der den Kolben zog, mitverrichtet werden könnte, und band die beiden Ventile an bestimmten Punkten des Hebels an, so daß die Aufwärtsbewegung des einen Hebelbalkens die Klappe des andern öffnete und der andere Balken dieselbe Arbeit tat, wenn er abwärts ging. Von jetzt ab bediente sich die Maschine selbst, arbeitete und regulierte sich automatisch. Potters Bindfaden wurde durch ein vertikales Gestänge ersetzt, dieses wieder durch andere Vorrichtungen, aber alle beruhten auf dem Prinzip

jenes Jungen, der sich die Arbeit sparen wollte. Es wäre interessant, zu erfahren, was aus diesem jugendlichen Erfinder geworden ist, ob er für diese wichtige Erfindung anständig entschädigt worden ist. Wir suchen vergebens, wir hören nichts von ihm. Wir wollen hier also ein Versäumnis der Geschichte wieder gutmachen und an die Seite der Männer, die an der Erfindung und Vervollkommnung der Dampfmaschine gearbeitet haben, auch diesen jungen Burschen Humphrey Potter stellen.

Noch einmal hat in der Geschichte der Dampfmaschine der Zufall eine Rolle gespielt. Bei den ersten Newcomenmaschinen lag vor dem Kolbentopf eine Schicht Wasser, um den Raum zwischen Kolben und Zylinder dicht auszufüllen — es gab damals noch keine Zylinderbohrer und die Zylinder waren höchst unregelmäßig gebaut. Zur größten Ueberraschung der Ingenieure entwickelte eines Tages die Maschine eine größere Schnelligkeit: durch irgendeinen Zufall war das über dem Kolben stehende kalte Wasser durch eine kleine Oeffnung des Kolbens in kleinen Tropfen in den Zylinder durchgedrungen, hatte den Dampf kondensiert und so ein vollkommenes Vakuum geschaffen. Dieser Zufall führte dazu, durch den Kolben systematisch kaltes Wasser zu treiben, um dieselbe Wirkung zu erzielen.

Das Jahr 1783 war das fruchtbarste von allen, die Watt im Banne der Dampfmaschine zugebracht hat: seine berühmte Entdeckung der Bestandteile des Wassers wurde in diesem Jahre veröffentlicht. Man hat versucht, ihm diesen Ruhm streitig zu machen, jedoch Arago, Liebig und viele andere Autoritäten traten für Watts Priorität ein.

Die wahre Größe und Bescheidenheit Watts zeigte sich nirgends besser als in der Kontroverse über diese Streitfrage. Watt schrieb an Black, er habe Dr. Priestley beauftragt, seine Arbeit hierüber in der Akademie vorzulesen. Diese Arbeit räumt mit der Vorstellung auf, daß das Wasser ein Element sei, und wies dessen Zusammensetzung nach. Diese Entdeckung war der Beginn einer neuen Ära: das Anbrechen der Glanzzeit der Chemie und war, wie Young sagte, eine Entdeckung von vielleicht weittragenderer Bedeutung als irgendeine andere Errungenschaft des menschlichen Genies. Was Newton für die Erforschung des Lichts, das war Watt für das Wasser. Jahrelang hielt Watt auch die Luft nur für eine Form des Wassers. Er schreibt an Boulton: „Sie erinnern sich, daß ich öfters zu Ihnen sagte, wenn man Wasser bis zu einem hohen Grade erhitzte, würde man wahrscheinlich Luft gewinnen, der Dampf würde seine latente Wärme verlieren und nur seine meßbare Wärme behalten.“ An Black schrieb er, er glaube das Problem der Umwandlung von Wasser in Luft gelöst zu haben. Watt hatte auch von den Experimenten Priestleys gehört und sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Priestley ließ sich aber von den Wattischen Hypothesen nur sehr langsam überzeugen, es bleibt also kaum zweifelhaft, wem der Ruhm der Entdeckung zuzuschreiben ist.

Eine große Schwierigkeit war für ihn die Benutzung der deutschen Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie mit ihren fremden Maßen und Gewichten. Der Kampf um die Einheitmaße tobt heute noch fort. Nach der Meinung vieler sind die Maße, die eine Nation hat, gut genug für alle, aber ich glaube, daß einmal eine internationale Kommission Ordnung in das Chaos bringen muß. Was die englisch sprechenden Länder betrifft, so ließe sich, glaube ich, durch kaum merkliche Veränderungen ein bedeutender Schritt vorwärts tun, besonders bei den

Münzsorten. England könnte sein Münzsystem mit dem von Kanada und Amerika verschmelzen, indem es den Wert des Pfundes auf fünf Dollars festsetzt. Die Ein- und Zweischillingstücke könnten den Halben- und Vierteldollars gleichgesetzt werden. Maße und Gewichte sind schon schwieriger unter einen Hut zu bringen, aber die alles beherrschende Wissenschaft, die keine Unterschiede kennt, sollte überall die gleichen Maße und Gewichtsnamen gebrauchen. Unterhalb Jahrhunderte trennen uns von den Tagen, in denen Watt mit dieser Schwierigkeit rechnen mußte, aber von dem großen Tage der Einführung eines in der ganzen zivilisierten Welt geltenden Einheitsmaßes sind wir noch ebenso weit entfernt wie er. Er hat sich jedoch immer als ein wahrer Prophet erwiesen, wenn er der Zukunft Wege vorzeichnete; wir dürfen also hoffen, daß er es auch in diesem Punkte ist.

Im Jahre 1786 machten Boulton und Watt eine Reise nach Paris, wo sie eine sehr schmeichelhafte Aufnahme von seiten des Ministeriums fanden, das ihnen den Vorschlag machte, in Frankreich eine Zweigniederlassung ihrer Maschinenfabrik zu errichten. Aber Boulton wie Watt ließen sich nicht darauf ein: das sei gegen die Interessen ihres Heimatlandes. Ich glaube, wir sind heute weniger feinsfühliger geworden. Im übrigen wäre es heute auch zwecklos, eine Industrie in einem Lande einzusperrern, da es heute so leicht ist, Anlagepläne und sachkundige Ingenieure zu bekommen, um so viele Maschinen für irgendeinen Projektionszweig zu bauen, wie man will. Auch haben die automatisch arbeitenden Maschinen fast gänzlich die sogenannten gelernten Arbeiter verdrängt. Indier, Mexikaner, Japaner, Chinesen: sie alle lernen in ein paar Monaten das, was sie zur Bedienung der Maschinen brauchen. Aus diesem Grunde ist die Industrie nicht mehr an gewisse Standorte gebunden und kann sich über die ganze Welt zerstreuen. Alle Nationen haben das Recht, die Einnahmequellen ihres Landes zu entwickeln und zu erhöhen und — wenn es für eine Zeitlang notwendig wird — aus nationalem Interesse diese Entwicklung zu schützen. Nur wenn die Versuchszeit gar zu lange dauert, kann man sich für die Erzeugnisse der Nation entscheiden, die sie am besten und billigsten liefern kann. In Paris hatte Watt Gelegenheit, mit den hervorragendsten Persönlichkeiten, mit den Vertretern der Wissenschaften in Berührung zu kommen, gegenseitige Ideen auszutauschen und einen fruchtbaren Briefwechsel anzuknüpfen. „Von früh bis spät werde ich mit Burgunder und unverdientem Lob trunken gemacht“, rief er einmal aus. Der Chemiker Berthollet teilte ihm ein neues Bleichverfahren mit und gab ihm auch die Erlaubnis, es in der Bleicherei seines Schwiegervaters anzuwenden. Frankreich hat nicht wenige Gelehrte, die darauf verzichteten, aus ihren Forschungen Kapital zu schlagen. Das berühmteste Beispiel der Gegenwart ist wohl Pasteur, der nur um des Wohles der Menschheit willen arbeitete, der selbst nur ein einfaches, aber ideales Leben führte, ohne Palast und weite Ländereien, ohne Luxus und Schauprägnisse. Wie Agassiz war er viel zu beschäftigt, um Geld zusammenzuscharren.

Watt entging nicht dem unvermeidlichen Geschick aller Erfinder: von allen Seiten suchten Neider ihm seine Erfindungen abzusprechen, ihm die Ehre der Originalität zu nehmen. Die meisten dieser Angriffe lohnen der Widerlegung kaum. Im unbegrenzten Reich der Möglichkeiten sind unzählige neue Errungenschaften zu machen und Duzende von unternehmenden Köpfen auf

der ganzen Welt sinnen manchmal über dasselbe Problem nach. Eine neue Idee blüht in dem Kopfe des einen von ihnen auf, verschwindet ebenso schnell wieder oder wird nach ein paar erfolglosen Versuchen fallen gelassen. Eines Tages kommt die Nachricht von einem Triumphe, von dem Erfolg derselben Idee — nur mit einer kleinen Veränderung. Aber dieser kleine Schritt weiter, die kleine Abweichung, so unscheinbar sie vielleicht sein mag, sie ist entscheidend für Erfolg oder Mißerfolg. Derjenige, der sie gemacht hat, hat den Schlüssel in der Hand, der die Tür der Schatzkammer öffnet. Er hat das Ei auf den Tisch gestellt, vielleicht auf eine andere Weise als indem er das eine Ende eindrückte. Und dann ersteht ringsherum ein Chor von Schreiern, von denen ein jeder die Entdeckung schon lange gemacht haben will. An der Wahrheit ihrer Behauptungen ist kein Zweifel, ihre Proteste sind ganz ehrlich gemeint, und sie alle sind überzeugt, daß sie selber, nicht jener Gepriesene, die Entdeckung zuerst gemacht hat. Eben lese ich in der Zeitung einen Brief des Sohnes Morjes, in dem er dafür eintritt, daß sein Vater den Telegraphen erfunden hat und nicht der Mitarbeiter Morjes, Vail, für den dessen Sohn den Ruhm der Erfindung in Anspruch nimmt. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, der über so viel Patentstreitigkeiten zu entscheiden hat, hat für seine Entscheidungen ein paar sehr weise Grundsätze aufgestellt, von denen er ausgeht: 1. „Ist die Erfindung von Bedeutung?“ und 2. „Wer hat sie zuerst für den Gebrauch verwertbar gemacht?“ — Von der Beantwortung dieser Fragen hängt die Entscheidung ab.

Die Kosten der Rechtsstreitigkeiten waren, verglichen mit den sonstigen niedrigen Preisen jener Zeit, ganz ungeheuerlich hoch. Die Rechnung des Rechtsanwalts betrug 60 000 Pfund Sterling, jedoch erscheint diese Summe in etwas anderem Lichte, wenn wir bedenken, daß der Streit sich vier Jahre lang hinzog. Die erste Instanz entschied zugunsten Boultons und Watts. In der zweiten war das Richterkollegium geteilter Meinung, zwei Richter waren für, zwei Richter gegen die Fortdauer des Patentes; ein besonderes für diesen Fall eingesetztes Gericht entschied wieder für Watt. Eine Revision des Urteils hatte nur den Erfolg, daß das Urteil bestätigt wurde. So wurden alle Angriffe auf Watt siegreich abgeschlagen. Die Entscheidung des Gerichts ist für die ganze englische Parteigesetzgebung von Bedeutung geworden und selbstverständlich auch für die pekuniären Erfolge der Firma. Die Gegner wurden wegen ihrer Piraterien zu schweren Bußen verurteilt, doch gingen Boulton und Watt sehr liberal und für beide Teile befriedigend vor. Watts „Spezifikationen“ hatten sich also bewährt, und noch lange nachher gedenkt er ihrer als seiner treuesten und besten Helfer.

Um die Jahrhundertwende lief die Zeitdauer des zwischen Boulton und Watt geschlossenen Gesellschaftsvertrages ab. In der Blüte ihrer Mannesjahre — Boulton war damals 50, Watt 40 Jahre — hatten sie sich zu gemeinsamem Zusammenarbeiten die Hände gereicht, und nach einem Vierteljahrhundert voll Arbeit und Sorge wollten sie die Arbeit auf jüngere Schultern legen. Die Teilhaberschaft wurde erneuert, aber auf der Grundlage, daß beider Söhne: James Watt jun., Mathew Robinson Boulton und Gregory Watt, alle von hervorragender Begabung und mit dem Betriebe völlig vertraut, an die Stelle der beiden Väter traten, die in weiser Voraussicht schon lange den jüngeren Nachwuchs in die einzelnen Zweige ihres Betriebes eingeführt hatten. Sie

hatten verhindert, daß die Kräfte und Fähigkeiten ihrer Söhne sich verzettelten, hatten sie frühzeitig auf etwas Wertvolles hingelenkt und so ihnen spätere Enttäuschungen und Demütigungen erspart. Der frühe Tod Gregory Watts, der zu den besten Hoffnungen berechnete und der besonders wissenschaftlich und literarisch gebildet war, stellte den alten Stand der zwei Teilhaber wieder her, die ununterbrochen vierzig Jahre lang zusammenarbeiteten und sich dann zugunsten ihrer Söhne vom Geschäft zurückzogen. Sie bewährten sich als großzügige Unternehmer, und obwohl nach Ablauf des Patents die Herstellung von Maschinen jedem andern freistand, wuchs ihr Betrieb und warf immer mehr Gewinn ab. Der Erfolg der Sohnowerke war in erster Linie das Verdienst der beiden Inhaber, aber ein gut Teil verdankten sie ihren tüchtigen Mitarbeitern, von denen Murdock an erster Stelle zu nennen ist. Nie war dieser formeller Teilhaber, aber er war den Inhabern völlig gleichgestellt dadurch, daß er, ohne ein eigenes Risiko zu tragen, ein jährliches Gehalt von 1000 Pfund bezog. Im Jahre 1830 setzte auch er sich zur Ruhe und lebte noch bis 1839. In der Handworthkirche liegen seine Gebeine neben denen Boultons und Watts, ein Porträt von der Hand Chantreys hat uns die männlichen und geistvollen Züge dieses seltenen Mannes verewigt.

Als Früchte seiner Mußestunden hat uns Watt eine Reihe von wichtigen, heute noch im Gebrauch befindlichen Erfindungen geschenkt, so einen Apparat, mittels des Teleskops Entfernungen zu messen, einen Apparat zum Uebertragen und Vergrößern von Zeichnungen, von denen er an achtzig nach allen Teilen der Welt absetzte. Er konnte nicht müßig sein, er mußte etwas zu tun haben. „Ohne ein Steckenpferd, was ist das Leben wert?“ So soll er oft gesagt haben.

Der beste Beweis eines erfolgreichen Lebens ist ein friedliches Alter. In seinem Laboratorium, „seinem Königreich“, verfolgte er alle technischen Neuheiten. Im Jahre 1802 ging er zum zweiten Male nach Paris und erneuerte die alten Beziehungen. Dann durchreiste er ganz England und Schottland. In Wales erwarb er einen Landsitz und wurde so in seinen alten Tagen noch ein Landlord, der sich von denen seiner Heimat kaum unterschied, pflegte seinen Obst- und Blumengarten und machte sein Haus zum Sammelpunkt seiner Freunde. Zweimal wurde er zum Sheriff gewählt, einmal in Staffordshire, das zweitemal in Radnorshire, beide Male aber lehnte er die Ehre ab mit der Begründung, daß er nicht der englischen Hochkirche angehöre, sondern schottischer Presbyterianer sei, das war Grund genug in jenen Zeiten!

Der Tag kam auch für Watt heran, an dem er die traurigste aller Entdeckungen machen mußte, daß seine Freunde einer nach dem andern dahingegangen waren, daß der wenigen Ubrigbleibenden immer weniger, daß es immer einsamer um ihn wurde. Im Jahre 1794 war Roebuck gestorben, 1802 Darwin, der Dichter des „silbernen Gesanges“, 1804 sein Sohn Gregory, 1805 Robinson, 1809 sein Partner Boulton, 1817 de Luc. Er kam sich vor, sagte er, wie ein hilflos unter Fremden Zurückgelassener, als der Sohn einer längst entschwundenen Zeit.

Wir sehen auch, daß er einen Teil seines Vermögens für höhere Zwecke verwandte. So stiftete er für die Universität Glasgow, der er so viel verdankte, den Watt-Preis: „Ich möchte einen Beweis meines Gedenkens und meiner Dankbarkeit geben und gleichzeitig einen

Ansporn zu emsigem Forschen und Streben unter den Philosophiestudenten der Glasgower Universität, deren Existenz mir von größerer Bedeutung zu sein scheint als die Englands, denn eine Nation ist in weitem Maße von den Errungenschaften von Wissenschaft und Kunst abhängig“; so heißt es in der Stiftungsurkunde. Das chemische Laboratorium der Universität trägt seinen Namen. Im Jahre 1806 machte er für seine Vaterstadt Greenock eine Stiftung, die in einer wissenschaftlichen Bibliothek bestand. Es war seine Absicht, mit dieser Bibliothek der Jugend von Greenock eine Handhabe zu geben, eine Quelle, aus der sie Belehrung schöpfen könnte. Die Bibliothek ist durch andere Stifter auf 15 000 Bände angewachsen und eine wertvolle Ergänzung des Watt-Instituts geworden, des geistigen Mittelpunkts von Greenock. Viele gelehrte Körperschaften häuften Ehrungen auf den Erfinder. Die Universität Glasgow ernannte ihn zum Ehrendoktor, die Royal Society in Edinburgh zu ihrem Mitgliede, ebenso die Royal Society von London, er wurde korrespondierendes Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Watts fast krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit hat wohl noch manche Stiftung unbekannt gelassen, wenigstens versichert uns dies sein Biograph Muirhead. Watt gehörte zu denen, die nur den Herrgott als Schuldner haben wollen.

Eine leichte Erkrankung im Herbst 1819, die anfänglich von keiner Bedeutung schien, fühlte Watt als Vorbote seines nahen Endes. Er nahm diese Vorladung ruhig und gefaßt auf, er hatte, wenn er rückwärtschauend sein Leben überblickte, nichts zu bereuen, und vorwärtsblickend nichts zu befürchten. Er brachte oft seine Dankbarkeit gegenüber dem Geber alles Guten, der das Werk seiner Hände so offensichtlich gesegnet und ihm eine lange Reihe von Jahren, Reichtum und Ehren gegeben, zum Ausdruck. Am 19. August 1819 hauchte er, 83 Jahre alt, in seinem Heim in Hathfield, tief betrauert von allen, die ihn kannten, seine Seele aus. Auf dem friedlichen Kirchhof des Dorfes wurde er neben Boulton zur letzten Ruhe bestattet. Im Leben waren sie treue Freunde und Partner gewesen, ohne die geringsten Zwistigkeiten hatten sie Schulter an Schulter gekämpft, sie wurden auch im Tode nicht getrennt. Es geht etwas Erfrischendes, Ermutigendes aus von dem Leben dieser Männer, bei der Betrachtung ihrer ohnegleichen dastehenden Geschäftsverbindung. Wir werden dieses Ideal des Zusammenarbeitens zweier Menschen wohl nie erreichen, aber wir wollen versuchen, ihnen ähnlich zu werden.

Bald nach seinem Tode wurden Schritte getan, ihm in der Westminster-Abtei ein Denkmal zu errichten; an der Spitze der Kommission stand der damalige Premierminister, auch der König zeichnete 500 Pfund. Chantry schuf das Kolossalstandbild, das die lapidare Inschrift von Lord Brougham trägt: „Nicht, um einen Mann zu verewigen, der die Zeiten überdauern wird, in denen die friedlichen Künste blühen, sondern um zu zeigen, daß die Menschen gelernt haben, diejenigen zu ehren, die sich ihrer Dankbarkeit würdig gemacht, haben der König, die Minister und viele Edle und Bürger des Königreiches dieses Denkmal für James Watt errichtet, der die Kraft eines ursprünglichen Genius, erprobt in wissenschaftlicher Forschung, dem Ausbau der Dampfmaschine widmete, die Einnahmequellen seines Landes vermehrte, die Menschenkraft steigerte und unter den leuchtenden Vertretern der Wissenschaft und Wohltätern der Menschen einen Ehrenplatz sich erworben hat.“

Die zeitlich letzte Arbeitsstätte des großen Arbeiters ist heute noch für die Besucher geöffnet, Pilger aus allen Landen suchen sie auf wie Shakespeares Grab oder das Landgut von Burns oder wie Abbotsford.

Im Urteil der Mit- und Nachwelt.

Von dem Genius Watts, seinen außerordentlichen Fähigkeiten, von den Gelehrten und Philosophen, von dem Physiker und Mechaniker, von ihm als dem Mittelpunkt des geistigen Lebens Schottlands — von all dem haben wir gehört, wir haben ihn bewundert, aber es war doch nur eine Seite dieser Ausnahmennatur. Wenn man all die äußeren Erfolge von ihm abstreifen könnte, was für ein Mensch würde übrig bleiben? Hatte er besondere geistige, seelische Anlagen, die seinen beispiellosen Ruhm rechtfertigen? Haben sie etwas mit ihm als Entdecker oder Erfinder zu tun? Ich empfinde eine Scheu davor, selber über den Menschen zu urteilen, ich möchte nur die Urteile derer hier anführen, die ihn am besten kannten, und ich bin ihretwegen nicht in Verlegenheit; selten wohl hat ein großer Mann so viele Lobredner gefunden wie er, angefangen von seinen näheren Freunden bis auf die Gegenwart. Ich beginne mit der Porträtskizze Lord Jeffreys, der ihm als schuldigen Tribut der Freundschaft folgendes Denkmal setzte: „Sein Name braucht unsere Zunge nicht, um ihn der Nachwelt zu überliefern, sein Ruhm ist unbestritten, seine Krone unbeneidet, und noch manche Generation wird dahingehen, bevor sein Ruhm den Höhepunkt erlangt haben wird. Er ist nicht der Ausbauer der Dampfmaschine gewesen, sondern im Hinblick auf die wunderbare Struktur, die unbegrenzte Verwendungsmöglichkeit, die Sicherheit der Arbeit und die noch schlummernden Kraftsteigerungen ihr wirklicher Erfinder. Er glich einem Elefanten, der ebenso leicht eine Nadel aufzuheben vermag wie einen Eichbaum zu entwurzeln, der vermag, in widerspenstiges Metall ein Siegel einzudrücken, eiserne Blöcke in Fäden zu ziehen, dünner denn ein Sommerfaden, und ein Kriegsschiff in die Luft zu heben, als wäre es eine Seifenblase, ebenso leicht die feinsten Stiche auf Musselin zu machen wie mächtige Anker zu schmieden, Stahl in dünne Streifen zu schneiden und beladene Schiffe auf den Wogen gegen Wind und Wetter dahinzutreiben. Es ist unmöglich, in Zahlen auszudrücken, wie viel England diesem Wohltäter verdankt, es gibt keinen Zweig unserer großen Industrie, der ihm nicht zu Dank verpflichtet wäre, nicht nur die Betätigungsgebiete sind vervielfältigt, auch die Höhe der Erzeugung ist vertausend- und vermilionenfacht worden. Mit der Dampfmaschine hat England siegreich gegen das Festland gekämpft, ihr verdankt es seine Größe. Es ist dieselbe Kraft, die es uns ermöglicht, die Zinsen unserer Staatsschuld zu zahlen und uns über die Staaten zu erheben, die weniger von Steuerlasten bedrückt sind. Aber diese ist nur die kleinere und weniger bedeutende Seite der Sache: die Dampfmaschine hat vor allem die Lebensbedingungen verbessert, den Komfort und die angenehmeren Seiten des menschlichen Daseins billiger und leichter zugänglich gemacht, sie hat Reichtum und Wohlstand auf mehr Menschen verteilt. Sie hat die Hand des Schwachen stark gemacht, und die Kraft des einzelnen ins Angemessene gesteigert, sie hat die Herrschaft des Geistes über den größten Teil der Materie befestigt und den sicheren Grund gelegt zu allen technischen Wundern der Zukunft, um menschliche Arbeit zu unterstützen und zu lohnen. Nie hat ein Mensch der Welt so Großes geschenkt, keiner der Menschen ist leer

ausgegangen, keiner kann die Größe des Geschenkes übersehen. Die sagenhaften Erfinder des Pfluges und des Webstuhls wurden unter die Götter versetzt, welcher Dank soll aber dem gebühren, der mehr tat als jene? Dabei dürfen jene, die in Watt den Erfinder der Dampfmaschine erblicken, nicht übersehen, daß derselbe Genius sich in die tiefsten Geheimnisse der Philosophie vertiefte, daß derselbe von den sublimsten Untersuchungen über Geologie und Astronomie, über den Bau und die Form des Weltalls herabsteigen konnte zu einem nicht minder ernstesten Gespräch über die Herstellung eines Nagels oder einer Nadel; der mit derselben Genauigkeit über die subtilsten Fragen der Kunst und die Schönheiten der klassischen Literatur, die entlegensten Gebiete der Wissenschaft reden konnte! Eine Eigenschaft, die Nachahmung verdient, überhob ihn turmhoch über alle andern Erfinder: er war völlig frei von aller Eifersucht, er übte eine strenge Selbstzucht, eine gewissenhafte Selbstverleugnung, er war ängstlich bemüht, den Schein zu vermeiden, als eigne er sich an, was andern zukommt; ich habe ihn einmal die Ehre zurückweisen hören, daß er der Erfinder der Dampfmaschine sei, er nannte sich einfach nur ihren Verbesserer. Aber mit demselben Recht gebührt ihm dieser Ruhm, wie man Newton auch nicht den Ruhm seiner Entdeckung streitig macht, weil Descartes und Galilei ihm vorausgegangen sind. Seine einzige Eifersucht war die, darüber zu wachen, daß die Rechte anderer nicht verkürzt würden. Er stellte mit Recht wissenschaftliche Entdeckungen über allen andern Besitz und hielt den Titel eines Entdeckers für so heilig, daß er stundenlang über solch strittige Fragen reden konnte; und wenn sein Blut je einmal aufwallte, so war es deswegen, weil er jemanden von einem andern in seinen Rechten benachteiligt sah oder wenn plumpe Schmeichelei ihm etwas zumaß, was nicht ihm gehörte. Ganz unabhängig von seinen sonstigen Erfolgen war Watt ein ganz außerordentlicher, in vieler Beziehung ein wunderbarer Mann. Er war der belesenste seines Zeitalters, und nicht nur das, er besaß eine schnelle Auffassungsgabe, ein bewundernswertes Gedächtnis, eine methodisch-kritische Veranlagung, die Gabe, das Wichtigste sofort herauszufinden. Die Schatzkammern seines Wissens waren unermesslich, und erstaunlicher als dies war, daß er über sein Wissen zu jeder Zeit verfügen konnte. Immer schien es, als hätte er den Gegenstand, über den er sich gerade unterhielt, erst kürzlich genau studiert. Ohne Stocken und Abbrechen entströmte ihm, was er sagte, in einer Fülle, Präzision und Klarheit, als sei er gerade auf diesem Gebiete Fachmann. Daß er über Physik, Chemie genau Bescheid wußte, ist selbstverständlich, aber erstaunen müssen wir, wenn wir bei einem solchen Manne gediegene Kenntnisse in Archäologie, Metaphysik, Medizin, Etymologie, Architektur, Musik und in der Gesezeskunde finden; er beherrschte alle bedeutenderen modernen Sprachen und war mit den neuesten Erscheinungen ihrer Literatur völlig vertraut. Man ist erstaunt, wenn man hört, daß der große Ingenieur eine stundenlange, ganz ins einzelne gehende und den Gegenstand erschöpfende Unterhaltung führen konnte über die neuen metaphysischen Theorien der deutschen Philosophen oder die Versmaße und Stoffgebiete der deutschen Dichtungen besprach. Sein erstaunliches Gedächtnis wurde durch eine noch seltenere Fähigkeit unterstützt: alles Aufgenommene zu verarbeiten und dem früheren Wissen einzuordnen, es zu reinigen von allem Unwesentlichen und Wertlosen. Jeder neue Gedanke, den er hatte, nahm sofort die richtige

Stelle ein und die kondensierteste Form an. Er ließ sich nie durch Wortgeklänge oder oberflächliche Bücher verblüffen; mit Hilfe einer Art geistiger Alchimie destillierte er sofort heraus, was der Beachtung wert war, und führte es auf seine einfachste Form zurück. Oft kam es vor, daß man aus seinen kurzen und martigen Ausführungen mehr lernte als aus den dickleibigen, langweiligen Originalschriften, denn seine Auszüge waren kristallheller, durch nachhaltiges Studium gewonnener Extrakt; vor seinem scharfen Geist und klarem Auge schrumpfte alles auf seinen wahren Wert zusammen, so sehr es auch andere irreführen mochte. Es ist nicht erst nötig, daß ich hinzufüge, daß bei solchen Geistesanlagen und Schätzen eine Unterhaltung mit ihm in ungewöhnlichem Grade bereichernd und belehrend war, sie besaß außerdem all den Zauber des Freundlichen, Gefälligen, Anheimelnden. Man konnte sich nicht besser in der Gesellschaft bewegen, nicht höflicher zu der Umgebung sein, als er es war. Er liebte besonders in den letzten Jahren seines Lebens die Gesellschaft und öffnete in manch einem die verborgenen Fähigkeiten. Er schien keine besondere Vorliebe für einen Gegenstand zu haben, wie in einer Enzyklopädie stand alles gleichberechtigt nebeneinander, war ein Band genau so viel wert wie ein anderer. Seine einem tiefen Wissen entströmenden Gespräche hatten nie den Anschein, als seien sie Wiedergaben von Gelesenem. Dazu besaß er einen aus der Tiefe kommenden ruhigen Humor, der sich durch alle seine Gespräche hindurchzog. Oft erzählte er Anekdoten mit einem ruhigen Lächeln auf seinem heiteren Gesicht, bisweilen durchwürzte er die Unterhaltung durch Scherze. Seine Stimme war tief und klangvoll, für gewöhnlich aber sprach er gedämpft und ein wenig monoton, ohne Effekthascherei oder Leidenschaft, Stolz oder Gedankenlosigkeit, immer versetzte er sich in den Standpunkt des andern. Alles Vorlaute, Gezierte, Anmaßende war ihm ein Greuel, alles Betrügerische, Verlogene entlarvte er durch sein männliches, unerschrockenes Auftreten. Er achtete die Gefühle derer, die mit ihm zu tun hatten, für junge Leute hatte er immer ein Wort der Aufmunterung bereit und half ihnen, wenn sie ihn um Rat oder Unterstützung angingen. Seine Gesundheit, die in seiner Jugend zart und schwächlich war, schien mit den Jahren immer kräftiger zu werden, bis zum letzten Augenblick war er im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten, erfreute sich einer erstaunlichen Regsamkeit des Geistes, die ihn in seinen besten Jahren immer ausgezeichnet hatte, die Entwürfe des Achtzigjährigen sahen aus wie die eines jungen Künstlers.“

Sein Jugendfreund, Professor Robinson, berichtet, daß Watt mit einem überlegenen Wissen eine Ursprünglichkeit, Einfachheit und Reinheit des Charakters verband, daß er, der viel in der Welt herumgekommen war, nirgends ein solches Beispiel sah, daß ein Mensch so alles an sich zog wie ein Magnet.

Walter Scott preist ihn als den mächtigen Beherrscher der Elemente, der der Zeit und dem Raume andere Gesetze aufzwang, nennt ihn einen Zauberer, der der Welt ein anderes Aussehen gegeben, dessen Wirksamkeit bei seinem Tode kaum erst begonnen hat. „Ich glaube ihn vor mir zu sehen, seine Stimme zu hören, und doch werde ich es nie mehr tun. Der lebhafteste, freundliche, wohlwollende alte Mann hatte für alles Interesse, hörte jeden Fragenden oder Bittenden an. Mit einem bedeutenden Philologen sprach er einmal über den Ursprung des Alphabets, als sei er ein Zeitgenosse des Radmus gewesen, ein berühmter Kritiker glaubte, Watt

hätte sein ganzes Leben sich nur mit volkswirtschaftlichen und schöngeistigen Dingen beschäftigt. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß er ein Gelehrter war, die ganze Wissenschaft war seine Domäne.“

Lord Brougham, der seine Grabinschrift schrieb, sagte von Watt: „Es ist nicht leicht, seine Persönlichkeit zu überblicken. Er war ein ungewöhnlicher Mensch in jeder Beziehung, seine Schaffenskraft unbegrenzt, sein Leben alles andere wie gewöhnlich, aber sein Wesen war anziehend durch seine Einfachheit und Natürlichkeit, er zeigte in seinem Reden und Tun einen feinen Geschmack. Aufklärungen aus seinem Munde zu vernehmen war ein Genuß, unbefangen trat er an jede neue Frage oder Erscheinung heran. Wenn er als Autorität sprach, trug er seine Ansicht mit derselben Liebeshwürdigkeit vor, wie wenn er über irgendetwas Fernerliegendes spräche. Ich hatte das Glück, ihn durch viele Jahre hindurch zu kennen und ihm näher zu stehen, und ich kann das Zeugnis ablegen, wobei ich mich eins weiß mit allen, die das gleiche Glück hatten, daß diejenigen, die ihn nur von seinem so wunderbaren und verdienstlichen äußeren Leben kannten, kaum die Hälfte seiner wirklichen Größe kannten; aber diejenigen, die ihm näher treten durften, werden bezeugen, daß ihnen keine reinere, einfachere, rechtlichere Persönlichkeit im Leben begegnet ist als er. Derselbe Zauber seiner Persönlichkeit, der seine Zeitgenossen im Bann hielt, wird auch für die Nachwelt seine Kraft nicht verlieren, wir können ihm nicht besser unsern schuldigen Tribut abstatuen, als daß wir diese Persönlichkeit auf uns wirken lassen.“

Von der politischen Betätigung Watts finden wir nur ein einziges Beispiel. Im Jahre 1784 inaugurierte er eine Adresse an den König wegen der Ernennung Pitts zum Premierminister, der eine Steuer auf Rohle, Eisen, Kupfer und andere Rohprodukte vorgeschlagen hatte. Die Steuer sollte eine Million Pfund bringen, aber für die noch in den Kinderschuhen stehende Industrie war diese Summe eine schwere Belastung. „Für eine Industrienation sind Steuern auf Rohprodukte Selbstmord, besteuert den Luxus, den Genuß und den Besitz, es ist nicht gut, der Henne den Hals zuzubrüden, die goldene Eier legt“, erklärte Watt. Pitts Politik bewährte sich nicht und man kehrte bald zu den gesunden Lehren Adams Smiths zurück. Seit jener Zeit herrscht in England das Prinzip des Freihandels, und doch ist es dasjenige Land, das am billigsten produziert. Diese Tatsache hat es zum reichsten aller Völker gemacht. Der Tag wird auch für Amerika nicht mehr fern sein, wo es den Freihandel verkünden und freien Zugang zu den Weltmärkten erlangen wird.

Der Triumph der Dampfmaschine.

Bis zum 1. Januar des Jahres 1824 bauten die Sohowerke 1164 Dampfmaschinen mit einer Gesamtstärke von 25 945 PS. Im Jahre 1888 gibt Mullhall die Gesamtstärke aller Dampfmaschinen der Welt auf 50 150 000 PS an, die im Jahre 1880 nur 34 150 000 PS betragen hatte. In acht Jahren betrug die Steigerung also fast 50%. Für das Jahr 1905 wird die Ziffer der Gesamtpferdekraft aller Dampfmaschinen auf 75 Millionen angegeben, die wirkliche Anzahl dürfte sich auf 150 Millionen belaufen. Eine Pferdekraft hebt 10 t in einer Minute 40 cm hoch, in achttündiger Arbeitszeit also 5000 t täglich, das ist gleich einer Arbeitsleistung von 12 Menschen. Die Maschinen eines großen Ozeandampfers, die mit einer Kraft von 35 000 PS arbeiten, und zwar von einem Hafen zum andern ununterbrochen, sind gleich einer

Leistung von 105 000 Pferden oder 1 260 000 Menschen. Die gesamten 150 Millionen Pferdekkräfte der Welt würden gleichkommen der Arbeitsleistung von 3 Milliarden 600 Millionen Menschen. Die erwachsene männliche Bevölkerung beträgt aber kaum ein Zehntel dieser Summe. Für das Jahr 1888 schätzte Engel den Gesamtwert der Industrien, die von der Dampfkraft abhängen, auf 174 Milliarden Mark, heute dürfte er mehr als 2400 Milliarden betragen; das sind Zahlen, von deren Höhe man sich keinen Begriff machen kann. Die Kulturgeschichte weist kein Beispiel eines solch unheimlich schnellen Wachstums der Produktionsmittel auf, noch einer solch schnellen Umformung aller Existenzbedingungen. Auch für die Zukunft können wir uns kaum ein ähnliches Phänomen vorstellen. Dabei sind die Grenzen der Weiterentwicklung noch nicht abzusehen.

Aber die ungezählten Millionen von Menschen- und Pferdekkräften sind trotzdem nicht imstande, die Arbeit der Maschine zu leisten, denn der Dampf besitzt die wunderbare Kraft der konzentrierten Wirkung auf einen kleinen Raum, andererseits eine ungeheure Expansivkraft. Hunderttausende von Pferdekkräften wirken unter einem einzigen Dache, konzentriert an einer einzigen ganz be-

stimmten Aufgabe 64 000 Pferdekkräfte in einem einzigen Dampfschiff. Diese gewaltige Leistung hat kein Seitenstück. Franklin entriß dem Himmel den Blitz, Morse überbrückte unendliche Räume durch seinen Telegraph, Bell leitete das menschliche Wort durch den Draht — all das ist nicht weniger wunderbar, ja sie sind noch geheimnisvoller, in einem gewissen Sinne gemahnen sie an etwas Ueberirdisches, aber doch ist Watts Ausnutzung des in Dampf verwandelten kalten Wassers eine Sache für sich, eine, die sich mit nichts vergleichen läßt. In wissenschaftlichen Kreisen wird die Frage viel erörtert, ob der Dampf schon die Höhe seines Triumphes erreicht hat oder ob er noch mehr Helfer, wie Gas und Erdöl, in seine Dienste stellen wird, und zweifellos hat die Hinzuziehung dieser Heizmittel manche Schwierigkeit überwunden. Wo Kohle in Fülle vorhanden ist, da ist der Tag wohl noch in weiter Zukunft, wo Dampf aufhören wird, die Hauptkraftquelle zu sein. Theoretisch ist es möglich, mit Gasfeuerung höhere Spannungen zu erzielen als mit Kohle, jedoch tritt dann das ein, was Arago andeutet: Zwischen System und Ausführung ist ein weiter Weg! Der gute Wille ist wohl ganz gut, aber erst die Ausführung trägt Früchte.

Ende.

Der Nagel hat das Wort!

Niedergeschrieben von Alfred Naud, Betriebsleiter

„Gibt es einen unscheinbareren, geringeren und weniger beachteten Gegenstand, als ich es bin?“ fragte mit leichter Selbstverspottung der Nagel. „Und doch bin ich dem Menschen, trotz meines stofflichen Unwertes, so wichtig, daß er ohne mich einen großen Teil seiner Arbeiten und Werke gar nicht schaffen könnte.“

„Oho“, hüftelte verstimmt und ärgerlich die Schraube.

„Da gibt es nichts zu ohoen“, lachte der Nagel. „Es ist doch bekannt, daß viel weniger Schrauben von dem Menschen verbraucht werden als Nägel. Ja, es gibt Arbeiten, wo die Verschraubung nicht angängig oder zu zeitraubend wäre!“

„Das gleiche könnte man von deiner Verwendung sagen“, warf die Schraube bissig ein.

„Nein“, versetzte kurz und bestimmt der Nagel, „zeitraubend ist mein Verbrauch in keinem Falle. Ich lasse dich nur gelten, wenn es darauf ankommt, eine festere Verbindung zu erzielen. In allen anderen Fällen herrsche ich; und so wird es auch wohl bleiben! Lange bevor der Mensch deine gewundene Form, die auch — nebenbei bemerkt — deinem Wesen entspricht, kannte . . .“

„Frechheit!“ zischte die Schraube wütend und wandte sich mit einem bösen Schimpfwort ab.

„So“, rief der Nagel lachend, „jetzt sind wir unter uns!“ Und die anderen Nägel lachten mit.

Diese Unterhaltung fand in einem großen Eisenladen statt. Und wie es so geht, waren im Laufe des Gespräches die Nägel auf den Gedanken gekommen, sich eingehend über ihre Entstehung auszusprechen. Das war besonders deshalb bemerkenswert, weil hier die verschiedensten Nagelformen und -arten zusammenlagen. Eine derartige Unordnung ist zwar nicht schön, doch kommt sie uns hier sehr gelegen. Erfahren wir doch dadurch, wie die einzelnen Nägel, so die Drahtstifte, die geschnittenen oder Blechnägel, und die seltenen Schraubennägel hergestellt werden. Und zum Schluß sollen

auch noch die handgeschmiedeten Nägel, die heute fast bedeutungslos geworden sind, betrachtet werden.

„Als wir gemächlich in großen Ringen die Drahtzieherei verließen und in Eisenbahnwaggons verladen wurden, dachten wir noch nichts Böses“, erzählte der Drahtstift. „Der Mensch war mit uns nicht gerade glimpflich umgegangen. Den ziemlich dicken Walzdraht zog er durch immer enger werdende Stahllöcher, bis wir endlich unsere jetzige Stärke hatten. Aber was war das alles im Vergleich zu dem, was wir bei unserer Nagelwerdung erleben sollten! Stellt euch vor: Der Draht wurde in eine nicht eben schwere Maschine gegeben. Ein Walzenpaar zog den Draht um Nagellänge vor und drückte ihn gerade. In demselben Augenblick griffen zwei Stahlabacken den Draht ein Stück vom Kopfende entfernt und preßten ihn mit einer derartig rohen Gewalt zusammen, daß man die Spuren dieser Roheit an unserm Hals jetzt noch sehen kann. Nicht genug damit, bekamen wir zugleich durch einen heftigen Schlag den Kopf geformt, wurden mit einer vierschneidigen Kneifzange fast durchgezwickt, wieder um die Länge vorgezogen, abgebrochen, worauf sich das Spiel wiederholte. Das alles ging in dem Bruchteil einer Sekunde vor sich; die Maschine stellte, beiläufig gesagt, etwa 500 Stück Drahtstifte in der Minute her, in 10 Stunden also 300 000 Nägel. Ihr könnt euch vorstellen, daß wir bei dieser Behandlung gar nicht recht zur Besinnung kommen! Das nachfolgende Wiegen und Verpacken gibt uns erst wieder unsere Ruhe zurück, der wir mindestens ebenso bedürftig sind wie der Mensch!“

„Mit derselben fast unwahrscheinlichen Fixigkeit entstehen wir“, sagte der geschnittene Nagel. „Wir werden aus vorge schnittenen Blechtafeln ausgestanzt. Das geht so schnell, daß der die Maschine bedienende Arbeiter manchmal Mühe hat, die notwendigen Bändeisenstreifen rechtzeitig der Maschine zuzuführen. Ich kenne auch eine verhältnismäßig neue, sehr wirtschaftliche Fabrikation

der bekannten Reißnägeln. Hier ist der Stempel, der den Kopf stanzt, mit einem edigen Dorn versehen, der zuerst das Blech durchstößt, ein Stück rechtwinklig zum Nagelschaft biegt und den Kopf durchschlägt. Auf diese Weise besteht der Schaft aus einem Ausschnitt des Kopfes und kann sich beim Einpressen in Holz nicht durchdrücken.

Auch die von den Schuhmachern in riesigen Massen gebrauchten kopflosen, keilförmigen sogenannten Leckse, sind gestanzte Blechnägeln.

„Ich vermag euch nicht viel Neues über meine Fertigung zu sagen“, meinte der Schraubennagel grämlich. „Man dreht uns in langen Windungen, schneidet uns spitz auf Länge ab, staucht den Kopf an und fertig sind wir. Beim Einschlagen in das Holz drehen wir uns, unseren Windungen entsprechend, und sitzen durch die vermehrte Reibung sehr fest. Gebraucht werden wir im Schiffsbau und bei großen Zimmermannsarbeiten.“

Die handgeschmiedeten Nägel haben eine bedeutende Vergangenheit. Im Mittelalter gab es eine Kunst der Nagelschmiede, die diese Arbeit zur höchsten Vollkommen-

heit brachten. Auch heute noch werden in einigen Teilen Deutschlands Nägel handwerksmäßig hergestellt. Natürlich können diese Erzeugnisse mit den Maschinennägeln, vor denen sie nicht einmal eine bessere Güte voraushaben, nicht in Wettbewerb treten. Der Nagel wird aus Viertantmasse in einer Hitze ausgeschmiedet, und dann im Nageleisen der Kopf gestaucht. Das Schmieden muß sehr schnell mit sicheren Schlägen vor sich gehen, damit die eine Erwärmung auch zur Fertigstellung des Nagels genügt. Das Gesellenstück eines Nagelschmiedes bestand früher häufig darin, aus einem einmal glühend gemachten Stück Eisen zwei kunstgerechte Nägel zu schmieden. Der Meister mußte als Prüfung sogar deren drei fertig bringen. Aus eigener Erfahrung läßt sich sagen, daß es wohl kaum ein schwierigeres und anstrengenderes Schmiedekunststück gibt als dieses.

Ein Schmied fertigt in zehnstündiger Arbeitszeit etwa 500 bis 600 große Brettnägel oder 2000 bis 2200 kleine Stifte an. Allerdings setzen diese Ergebnisse große Übung und eifrigste Tätigkeit voraus.

Die ägyptische Sammlung der Staatlichen Museen in Berlin

Die Entdeckung des Grabes von Tut-Ench-Amun durch die Engländer Lord Carnarvon und Howard

Carter hat in der ganzen Welt berechtigtes Aufsehen erregt; sind doch niemals vorher Schätze von ähnlichem materiellen Werte in solcher Menge und Vielartigkeit in einem ägyptischen Königsgrabe aufgefunden worden. Auch der künstlerische und kulturhistorische Wert der Gegenstände ist sehr hoch, wenn es sich auch hauptsächlich nur um Erzeugnisse der Kleinkunst und des Kleinhandwerks handelt, um „Hausrat“, allerdings fürstlichen Hausrat. Werke der großen Kunst, vor allem der Bildhauerkunst, sind im Grabe bisher nicht gefunden worden, wenn man von den Statuen der beiden Grabwächter und einigen kleinen Statuetten absehen will.

Die Bedeutung des Grabfundes wurde in aller Welt anerkannt und die Kreise der Gebildeten beschäftigten sich ernsthaft mit diesem herrlichen Schatz, der 3000 Jahre im Dunkel verborgen gelegen hatte. Aber auch die breite Masse in England, Amerika und Deutschland, überhaupt in der ganzen Welt nahm großes Inter-

esse an dem Fund, leider ein oberflächliches, das schließlich in einen lächerlichen und widerlichen Tut-Ench-Amun-

Rummel ausartete. Man verstand nicht die ernste Sprache, die aus dem dunklen Grabe des vor 3000 Jahren gestorbenen lebensfrohen Königs zu uns drang. Man empfand bloß die Sensation und schlachtete das, was für uns ein ernstes, großes Erlebnis hätte sein sollen, in der oberflächlichsten und geschmacklosesten Weise aus.

Wir Deutsche hätten über dem Königsgrab, das nun geöffnet vor uns liegt, nicht unsere eigenen Funde vergessen sollen, die deutsche Gelehrte vor einigen Jahren in El-Amarna gemacht haben und die sich in der ägyptischen Abteilung des Berliner Museums befinden. Diese Funde überragen an künstlerischem Wert zunächst, dann aber auch an kulturhistorischem um ein Gewaltiges die Funde, welche die beiden Engländer im Grabe des Tut-Ench-Amun gemacht haben. Bei den deutschen Funden in El-Amarna handelt es sich nicht um Kleinkunst und fürstlichen Hausrat, es sind Werke gefunden worden, die zu den herrlichsten gehören,



Abb. 1

die jemals von Menschen geschaffen worden sind. Wir sollten den englischen uferlosen und kritiklosen Lobpreisungen auf Carter und Carnavon unsere herrlichen, in Berlin gesammelten und vorzüglich aufgestellten Funde entgegenhalten und stolz bekennen, daß, wenn auch unsere Funde an materieller Kostbarkeit nicht im entferntesten an die der beiden Engländer heranreichen, von viel größerer Bedeutung sind als jene. Zum Teil mag die Tatsache, daß wir Deutsche so wenig von jenen bedeutenden Funden wissen, darauf zurückzuführen sein, daß sie kurz vor Beginn des Krieges gemacht sind und also in den Kriegswirren nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangten.

Heute, nachdem sie im Berliner Museum eine so vorzügliche Aufstellung in besonderen Sälen gefunden haben¹, sollte kein gebildeter Deutscher, der Berlin besucht, verfehlen, sich diese Sammlung anzusehen. Die Deutschen, die so großes Interesse für die Tutench-Amun-Funde zeigten, sollten durch den Besuch der Berliner Sammlung beweisen, daß dieses Interesse ein ehrliches war und daß sie nicht lediglich den Rummel und die Sensation mitgemacht haben.

Es würde hier zu weit führen, auf die Einzelheiten der Sammlung einzugehen. Wir möchten nur in kurzen Zügen die Ausgrabung selbst, die endgültige Aufstellung der Funde schildern und auf einige der herrlichen Porträtbüsten verweisen, denen in der ganzen Kunst des Altertums kaum etwas Gleichwertiges entgegengehalten werden kann. Denn die dort gefundenen zahlreichen Bildnisbüsten, Köpfe u. dgl. sind nicht idealisierte Menschen, wie etwa die Statuen und Köpfe eines Phidias, sie sind die Menschen selbst — ob König oder Königin —, wie sie waren, wie sie lebten, klar geschaut mit dem Auge des Künstlers und wahr geschildert, wiedergegeben mit feinsten Künstlerschaft eines Meisters.

El-Amarna ist die Stadt, welche der ägyptische „Reher“-König Amenophis IV. um 1375 v. Chr. sich schuf, um dort ganz der von ihm gegründeten neuen Religion zu leben. Seine Lehre brach mit der bisherigen, die in Theben dem Gott Amun diente, vollständig, indem sie einzig und allein die Sonne — Atôn — verehrte. Damit

war Amenophis-Echnatôn in den Augen der thebischen Priesterschaft ein Reher geworden; wenn sie sich auch fügte, so tat sie es widerwillig und mit dem festen Voratz, der später auch zur Ausführung gekommen ist, bei der ersten Gelegenheit die neue Religion des Reherkönigs zu vernichten und zu den alten Göttern nach Theben zurückzukehren. Vorerst aber lebte der junge Pharao — er war vielleicht in sehr jugendlichem Alter auf den Thron gekommen und ist auch jung gestorben, möglicherweise keines natürlichen Todes — ganz seinen hohen Gedanken: er vervollkommnete seine Lehre, richtete wundervolle Worte, Gebete, Gesänge, Hymnen an

Atôn, den neuen Gott, schuf prächtige Tempel und Paläste, lebte mit seiner Gemahlin Nofretete ein großzügig-vornehmes, prunkvoll-künstlerisches Fürstenleben — ein Gott auf Erden.

Echnatôn (d. h. „Es gefällt dem Atôn“), wie er sich unter Ablegung seines bisherigen Namens Amenophis (d. h. „Amun ist zufrieden“) seinem Gott zu Ehren nannte, war nicht nur König und Religionsstifter, Papst dieser Religion, Philosoph und Dichter, er schuf auch eine neue Kunstströmung. Gegen das Kriegsführen hatte er einen starken Widerwillen — er wollte in Schönheit und Kunst, in Gottesnähe leben. Und so machte er „die Stadt des Horizonts des Atôn“ zu einer märchenhaft prunkvollen und schönen Residenz. „Acht oder neun Jahre voll verschwenderischen Aufwandes an Geld und Arbeit hatten Felder und Wiesen in eine solch anmutige Stadt, wie



Abb. 2

sie die Welt nie zuvor gesehen hatte, verwandelt.“ Sie lag etwa 160 Meilen oberhalb des heutigen Kairo, ungefähr in der Mitte zwischen Theben und Memphis. Tempel und Paläste, öffentliche Gebäude aller Art, Villen der Vornehmen, alles war aus edelstem Material errichtet, mit Malereien bedeckt, mit Bildwerken über und über geschmückt. Die Kunst, die sich hier äußerte, war von Echnatons hochfliegenderm Geiste befruchtet, von ihm erzeugt und geboren, sie hat uns die herrlichen Werke geliefert, die wir heute nach 3000 Jahren in Bruchstücken im Amarnahof des Berliner Museums fassungslos bewundern. Vielleicht sind diese Werke nicht einmal die bedeutendsten, die dort geschaffen wurden. Vielleicht sind es solche, die in der damaligen Zeit als bedeutungslos angesehen wurden, uns aber vermitteln sie

¹ Führer durch die Neuaufstellung der Funde aus El-Amarna im Berliner Museum. Von Heinrich Schäfer, Direktor der ägypt. Sammlung. (Erweiterter Abdruck aus Nr. 63 der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.) Zu beziehen durch die ägyptische Abteilung der Staatlichen Museen, Berlin C 2; nicht im Buchhandel.

² Weigall, Echnaton, Verlag Benno Schwabe & Co. 1923, Basel.

einen wahrhaft erschütternden Einblick in die hohe Herrlichkeit der Kunstperiode Echnatons. Im Grabungswinter 1912/13 fand die deutsche Orientgesellschaft, deren von Ludwig Borchardt geleiteten Arbeiten leider bald darauf und zu früh durch den Krieg unterbrochen wurden, in El-Amarna die Werkstatt des Bildhauers Thutmosis. Echnaton, der Reherkönig, der frühreife, stürmische Neuerer auf allen Gebieten des Geisteslebens, hatte in seiner Sonnenstadt einen ganz neuen Kunststil geschaffen. Er brach völlig mit dem erstarrten Stil, der nur selten individuelle Züge aufwies, sondern Menschen und Götter in seit Jahrhunderten feststehenden Formen gab.

Echnaton wollte Menschenbilder haben, er selbst wollte mit den Seinen als Mensch, wie er war, nicht als Gott dargestellt sein. Wohl mit dem vollen Ausdruck seiner königlichen Würde, nicht aber als un- oder übermenschliches Wesen, nicht als kalter, toter Typus, sondern als warmer, lebendiger Mensch. So geschah es, daß zum ersten Male der Pharao aus der geheimnisvollen Gott-Atmosphäre, die ihn nach den Vorschriften der alten Religion und nach dem Willen der Priesterschaft umgab, heraus- und herabstieg zum Volke — sehr zum Entsetzen der alten Priesterschaft — und daß er sogar sein Familienleben, ein glückliches Leben mit Frau und Kindern, durch die neue Kunst und die neuen Künstler seines Musenhofes darstellen ließ. Was wir bei den neuen englischen Funden im Tal der Könige bewundern, den feinen Stil, die lebendige, wahre Wiedergabe der Menschen, des Lebens, der Bewegung, das hat nicht Tut-Ench-Amun, sondern sein Vorgänger Echnaton geschaffen.

Die Rundskulptur erreichte eine Höhe, die sie über jede Kunst der Alten Welt stellt, vielleicht mit gewissen Einschränkungen gegenüber der griechischen, mit der sie sich jedoch nur schwer vergleichen läßt. Sie ist eine Kunst für sich. Auch die Anmut und Natürlichkeit, die im Flachrelief herrscht, ruft unsere höchste Bewunderung hervor. Wir kennen leider nur drei Namen von Künstlern, welche an Amenophis' Hof lebten, Auta, Bek und Thutmosis. Bek berichtet, daß der König selbst ihn belehrt habe, und wir dürfen in allen künstlerischen Erzeugnissen jener Zeit, in der Linienführung der neuen Kunst wohl stets



Abb. 3

die Hand und die Empfindung des jungen Pharao erkennen.

Von den Werken aus der Werkstatt des Thutmosis können wir im Rahmen dieses kurzen Hinweises, durch den wir recht viele Besucher Berlins zur Besichtigung der ägyptischen Sammlung zu veranlassen hoffen, nur einige Abbildungen bringen. Zunächst (Abb. 1 und 2) die Büste des Königs Amenophis IV.-Echnaton. Sie ist aus leicht bemaltem Kalkstein hergestellt und nicht ganz fertig geworden. Es fehlt vor allem noch die Krone, die der der Königin (Kunstbeilage dieses Heftes) ähnlich, aber oben nicht gerade abgeschnitten, sondern gewölbt war. Jeder Beschauer dieser Büste (sie ist als Teil einer Statue aufzufassen) wird ohne weiteres unter dem Eindruck der Porträtähnlichkeit stehen. Da ist nichts mehr Schema, nichts mehr Überlieferung, nichts mehr Geheimnis und Geheimnisträumerei, da ist alles Wahrheit. Wie fein ist in diesem, nicht ganz 25 cm hohen Kopf, der doch jeden Schmuckes entbehrt, die ganze Vornehmheit, der Stolz des Königs dargestellt. Wie schauen die Augen dieses königlichen

Schwärmers mit schweren Lidern stolz, ruhig, träumerisch über alles unter ihm in die Ferne! Ein Mensch, wie er war, wie er lebte.

Noch packender ist die Büste der Königin Nofretete, der Gattin Echnatons: „Die Königin trägt die oben flache blaue Krone. Das darum geschlungene Band ist aus Gold und Halbedelsteinen gedacht. Die Königsschlange über dem gelben, also goldenen, unteren Rand der Krone ist abgestoßen. Im Nacken hängt ein doppeltes, geripptes, rotes Band herunter. Die Augenbrauen sind gemalt, die Augäpfel aus schwarzem und weißem Stein eingelegt und mit einer Schale aus Bergkristall bedeckt. Die Lippen sind rot, der Kragen in den Farben der Halbedelsteine und als Gold, alles übrige in Hautfarbe bemalt. Büsten als selbständige Werke kennt man in Ägypten nicht. Man findet die Form nur bei Stücken, die, vom Meister gefertigt, in den Werkstätten als Muster für die Lehrlinge oder Untermeister aufgestellt waren³.“ Man darf ohne wei-



Abb. 4

³ Kunstwerke aus El-Amarna 1 und 2. Von Prof. Dr. H. Schäfer, Direktor der ägyptischen Sammlung der Staatl. Museen. Verlag Julius Bard, Berlin. 3 Bändchen mit Bildern. Preis zusammen 2,85 M. (Kunstwerke, Band 2, S. 6.)

teres das Urteil Weigalls sich zu eigen machen, der von dieser Büste sagt: „Ein Porträtkopf der Königin Nofretete ist ein Kunstwerk, das unter die größten Meisterwerke der Welt einzureihen ist⁴.“ An anderer Stelle⁵ urteilt Weigall: „Die Statue des Echnaton ist das Werk eines Künstlers, der sich mit Donatello messen kann, und die jetzt in Berlin befindliche Büste der Nofretete ist vielleicht das lebensvollste Bildnis der ganzen ägyptischen Kunst.“

Wir haben diese prachtvolle Büste als Kunstbeilage unserer Zeitschrift wiedergegeben, da wir in ihr tatsächlich ein „Werk“, und zwar eines der bedeutendsten Kunstwerke sehen, die auf uns gekommen sind. Und dieses Werk ist entstanden in einer Zeit, in der die nordischen Völker, unsere Vorfahren, gerade anfangen, Werkzeuge statt aus Stein aus Bronze herzustellen und diese mit kleinen Ornamenten zu verzieren. Es ist für uns heute Leben und gut, wenn wir hier und da einmal daran erinnert werden, daß Jahrtausende vor uns schon große und bedeutende Werke der Kunst und Technik geschaffen wurden, damit wir uns nicht überheben und nicht meinen, in einem Kulturabschnitt zu leben, der gewaltig über alles Vergangene sich emporhebe. Leider ist diese Meinung weit verbreitet und hat zu vielen düsteren Einschätzungen unserer Errungenschaften „auf diesem Gebiete“ geführt. Man betrachte diesen wundervollen, lebenswahren Kopf der Königin Nofretete und gestehe beschämt, daß wir diesem Kunstwerk nur wenig zur Seite zu stellen haben, vor allen Dingen kaum etwas aus unseren Tagen. Wobei man dann noch beschämter gestehen muß, daß es in unserer heimischen Kunst Zeiten gab, die Werke schufen, welche viel eher neben dieses Werk des Echnaton gestellt

werden dürfen als manche heutigen. Man denke nur an Tilmann Riemenschneider oder an die Statuen des Naumburger Domes oder ähnlicher herrlichen Dinge aus alter Zeit.

Noch einige weitere Beispiele der Höhe der Amarna-Kunst gibt ein zweiter, unfertiger Kopf der Nofretete (Abb. 3) aus grauem Sandstein. Dann ein Königskopf (Abb. 4), wohl das Bildnis Amenophis III., das Stand-

bildchen einer Königin aus leicht bemaltem Kalkstein, ebenfalls von großer Vornehmheit in Linie und Ausdruck (Abb. 5), ein Prinzessinnenkopf, auch aus bemaltem Kalkstein (Abb. 6), und schließlich ein weiterer Kopf einer Prinzessin aus braunem Sandstein. Dieser letzte zeigt an der Stelle der Augenbrauen und des Augapfels scharfe Höhlen, die später mit anderen Stoffen ausgefüllt werden sollten, wie es bei der bemalten Büste der Königin mit den Augengeschehen ist. Die merkwürdige Kopfform stellt nach der Meinung der Forscher nicht etwa eine Frisur dar, sondern sie scheint aus anatomischen Veränderungen hervorgegangen zu sein, die tatsächlich vorhanden, vielleicht künstlich erzeugt waren durch Anwendung von Druck, möglicherweise einer Modetorheit zuliebe, wie etwa die verkrüppelten Füße der Chinesinnen (Abbildung 7).

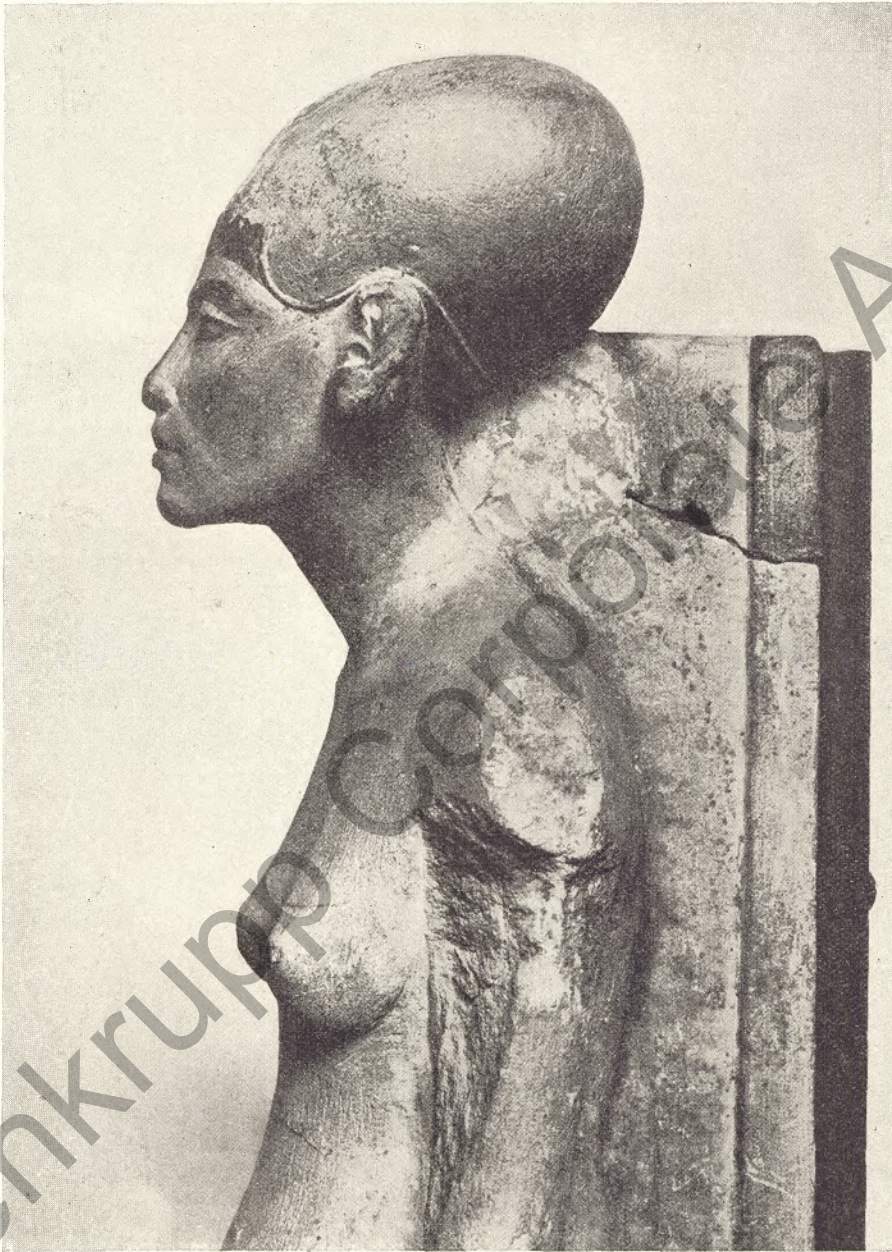


Abb. 5

Die Neuauftellung der Amarna-Bildwerke, von denen wir natürlich hier nur einen ganz kleinen Teil erwähnen konnten, ist vor nicht allzulanger Zeit in der ägyptischen Abteilung des Neuen Museums zu Berlin erfolgt. Sie ist übersichtlich, klar, von allem nachgemachten alt-ägyptischen Beiwerk ist Abstand genommen. Die Sammlung hat dadurch an Übersichtlichkeit gewonnen, und wir Deutsche dürfen uns freuen, daß selbst einer der bedeutendsten englischen Ägyptologen vor einiger Zeit erklärt hat, daß das Ägyptische Museum in Berlin das reichhaltigste und wertvollste in Europa sei, höchstens das

⁴ Weigall, I. c. S. 41. „Die Religion und Kunst von El-Amarna“.

⁵ Weigall, I. c. S. 117.

die Londoner Sammlung es um ein Geringes übertreffe. Möchten recht viele Deutsche diese bedeutende Samm-

lung besuchen und sich in die herrlichen Werke einer uralten Kunst vertiefen und sich an ihr erfreuen.

Leich-Balgheim.



Abb. 6

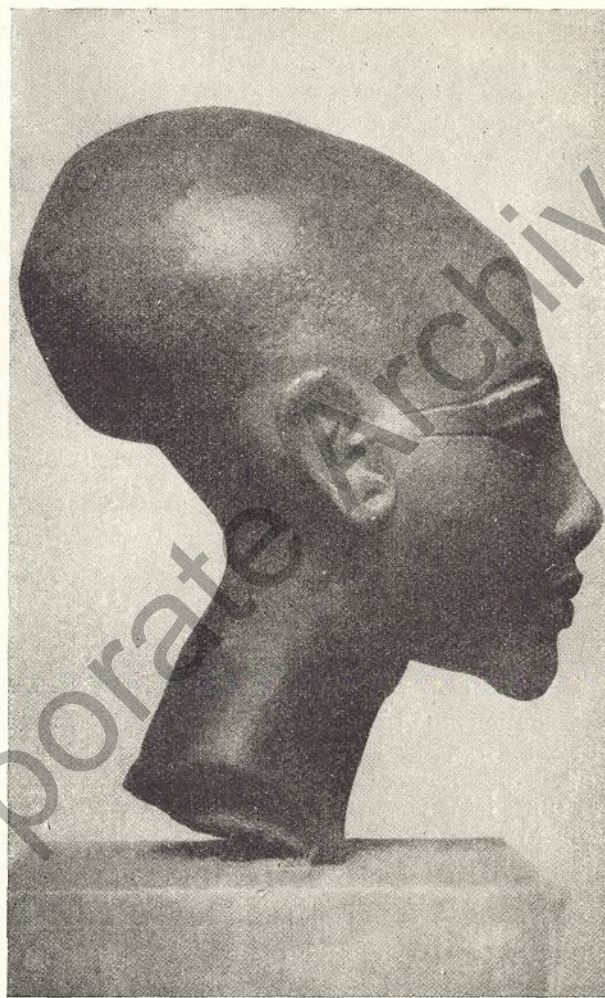


Abb. 7

Des Schwanenkönigs Tod

Von Otto Leich-Balgheim

In dunkeln Wolken ein dunkles Heer
Wilder Schwäne zieht über das Meer.
Von Felsen, die Nordlichtglut umloht,
Nach Süden zum goldwarmen Morgenrot.
Und allen voran ein schwarzer Schwan,
Der ist der König, der weist die Bahn.

So geht der Flug bei Tag und Nacht
Nach Süden, wo selige Sonne lacht,
Und voran mit mächtigem Flügelschlag
Stürmt der Schwanenkönig Nacht und Tag.
Da plötzlich bricht hell durch den schwarzen Flor
Ein blendendes Licht aus den Wolken hervor.

Schwanenkönig, hab acht auf die Bahn,
Trau nicht dem lockenden, blendenden Wahn,
Es ist nicht des Südens Morgenschein,
Hab acht, du stürmst in den Tod hinein!
— Die alten Schwäne rufen es bang,
Den jungen König faßt wilder Drang.

Ihn reißt es mit sehnender Wollust zum Licht,
Er hört auf die Rufe der Treuen nicht,
Sein Auge trinkt lechzend den Strom von Gold:
Vorwärts, das Glück oder Tod mein Gold!
Zum Lichtquell trägt ihn sein Flügelschlag —
Ein Klirren — — zerschmettert am Boden er lag!

Das Schwanenvolk mit Wehgeschrei
Stürmt brausend an dem Leuchtturm vorbei,
Verschwindet gen Süd in schwarzer Nacht — — —
Der Wächter findet den Vogel und lacht —
Über den weichen schwarzen Flaum
Rieselst das Blut in den Lampenraum — — —.

Hilwa

Roman von Richard Euringer

(5. Fortsetzung).

Was wußten sie von Hilwa! Was ahnten sie von diesem Kind von einer Frau! Hatte Gregel damals, der pflöpfenfromme Gregel, dessen romantische Geschichte vor einer einzigen fidele Bemerkung Emils für manch einen zu schlechtem Theater wurde, tiefer geschaut, als er immer von der Frau in Hilwa sprach? Oder Meier, jener fade Meier-Machts-Nicht, der sie, wenn er einmal ihren Namen hörte, heute noch als das simpelfransig lichtblonde Kind vor sich sah, das einst, eine schwere deutsche Dogge liebtosend so arglos treuherzig erzählt hatte, ja das sei ganz komisch, sie habe früher eigentlich nur Windhunde mögen, ehe sie die Dogge kriegte. Und jetzt kämen ihr alle anderen nicht mehr schön vor gegen ihren Sultan? Was bedeutete es, wenn Lisa, Frau von Plessen, die aus einer wahren Affenliebe, mit der sie sich ihrem Wolf anschniegte und anglich in allen Meinungen, Manieren, Moden, seine Ansicht, Hilwa sei nun mal verlobt und müsse mit dem armen Sch... an — ja, ja, bei Plessens herrschte ein rauher, aber herzlicher Kameradschaftston und wimmelte es von Menagerie, Pinschern, Wölfen, Affen, Schwänen und dergleichen Viehzeug mehr! — durch dick und dünn, unbesehen als Evangelium nachbetete, und darüber sogar ihren Verdruf vergaß, daß sie Manfred ausgeschlagen habe, diese resolute Betonung ihrer Treuepflicht gegen Hilwas abgrundtiefen Haß und ihre Liebe!?

Haß, jawohl! Glühender Haß, ein Haß wie jener, in dem das Tier getobt haben mochte, als es Otten anfiel. Ein Haß, der aus glimmendem Fünftchen, das sie lange, lange schmerzlich gedämmt, nun plötzlich Brände warf, daß sie sich selber nicht mehr kannte. Ein Haß, den irgendeinem Menschen, selbst dem guten Dorle, zu gestehen, ihr brandstifterischer Frevler und Entweihung des Heiligsten gleichzeitig dünkten mußte. Und heuchelte keine Faser an ihr, wenn sie in der selbstvergessenen Rindlichkeit sonnenfroher Tage mit Franzl tollte, mit Emil ausflog, mit Kurt musizierte, Dorle tröstete, Mil werde sicher noch geschickt, so gab es Minuten, da jede Faser in ihr zitterte vor Haß, dem Haß, der Liebe ist aus Haß und Haß aus Liebe. Seit jenem ersten Bericht von Mutter Ottens Hand, bei deren Anblick das Fünftchen angefloden war, war die anfangs zage Flamme nie mehr ganz erloschen.

Eine Frau also enthielt ihn ihr vor, schob sich vor sein Bild, und wenn es gleich die Mutter, nur die Mutter war! Deshalb also diese seltsamen Diktate auf einem anderen, als dem Briefpapier, das sie ihm geschenkt; diese seltenen, dünnen Worte ohne Klang und Farbe, durch die sein fernes Herz nirgendwo zu greifen war! Deshalb die ewigen Verbote, ihn zu besuchen mit allen Drohungen von Verschlimmerung! Diese lächerlichen Ausflüchte, wenn man nach einem Bilbe, irgendeinem armseligen Bilbe des Anverlobten schrie! Daher, was zum Wahnsinn treiben konnte, daß auf Fragen, klare, viermal, fünfmal wiederholte Fragen nie eine klare Antwort kam! Nun, sie hatte es aufgegeben, zu fragen! Sie wollte ja warten, sie wollte ja alles hineinfressen in sich, bis er gesund sei, kräftig sei, kräftig genug, sich loszureißen aus einer Pflege, um die man sie betrog, schmähschlich betrog von allen Seiten! Eines Tages aber würde sie sich ihre Antwort holen. Hatte er nicht den Mut gehabt, er, der ewig Kontrollierte einer gemeinen Eifersucht, die vom ersten Tage an, dem der Verlobung, kein herzliches Wort gefunden hatte, mit einer Silbe ihres Treurings zu erwähnen, geschweige denn ihn zu erwidern, so mußte er ihn doch jede Stunde neu daran erinnern, daß sie nur warte, nur in Gottesnamen warte, abwarte, sich zu holen, was vor Gott und Menschen ihr gehöre! Aber war es denn denkbar, daß er den Mut nicht habe, zu tun, zu lassen, was sein Wille war? Er, die Verkörperung des Willens selbst, des Muts, männlicher Entschlossenheit? Durfte es einen Einfluß geben, der ihm den Weg vertrat, ohne daß er aufhörte, Otten zu sein, Ernst August Otten, der Mann unter Knaben? Oh, sie hatte Mil lieb gehabt einmal und sie mochte ihn noch heute, wenngleich sie sich Dorles wegen manchmal über ihn ärgerte, sie hatte ihn lieb gehabt auch damals noch, als sie Otten schon erwählt, weil man das nicht so von heute auf morgen ändern kann; sie hatte — davon durfte niemand je erfahren — Meier gemocht, sehr gern gemocht, damals als sie dem Beethovens rote Haare malte; aber sie hatte ihn sich dann aus dem Kopf geschlagen, als Lisa Wolf von Plessen heiratete, und Emil ihr doch noch verblieb, auf den sie ihr zu Liebe schon verzichtet hatte (und Meier wollte ja auch offenbar gar nichts von ihr wissen): so aber, wie sie Ernst liebte, weil er alles in einem war, weil man ihn fürchten konnte und ihm sich anvertrauen zu gleicher Zeit, weil man sich so klein vor ihm neben ihm, während er einen heraufhob zu sich, weil man sich so dumm schien neben ihm und doch endlich einmal voll genommen wurde, nein, so hatte sie Emil nicht lieb gehabt, und Meier war

ihr doch zu fremd geblieben. Aber irgendwie war diese Liebe in ihr gewesen und sie hatte darauf gewartet von Kindesbeinen an, und wußte endlich, auf wen, seit jener Stunde, da er drunten auf der Roseninsel sie hatte küssen wollen — oh, sie hatte es gefühlt, unbegreiflich gewußt, wie er mit sich kämpfte, und hätte sich ihm hingeboten mit Leib und Seele, wie sie nur einmal, ein einziges Mal in ihrem Leben sich gegeben hatte, Emil damals am Abend, als die Sonne durch die Jalousien des Schloßchens floss, das Villa Mimi weichen mußte, trunken vor Seltsamkeit in ihrem Blut, ruchlos unschuldig, all ihr Sein und Wesen ein einziger Kuß! — und wo er sich dann plötzlich einen Ruck gegeben hatte und gesagt: „Kind, wir wollen uns alles, alles versparen, um einmal alles, alles zu besitzen. Ja?“ Da hatte er sie angesehen mit unvergänglich guten Augen, wie kein Mensch sie je gehabt und — oh, sie schämte sich, das zu denken! — wie Sultan nur damals, ehe er sich so ganz veränderte, und endlich gar nach Menschen schnappte! Und seit der Zeit war sie ihm verfallen, und das „Ja“, das sie damals, rotüberflossen vor Erregung und Scham, gesprochen, war ihr Jawort für Zeit und Ewigkeit.

Und nun? War er seiner selbst nicht Herr geblieben? Aber er ist ja krank, er ist ja noch leidend; du mußt warten, du mußt Geduld haben! übertäubte sie sich selbst. Und sie wollte ja geduldig sein, endlos geduldig, unbegreiflich geduldig. Und sie schrieb nicht mehr, sie wartete und ließ ihn warten. Aber dann, als im Oktober sich herausstellte, daß er bereits seit Wochen mit seiner Mutter in Hannover sei, da schlug der Bliß ins Haus.

Wolf von Plessen und seine Frau wurden damals auf vierzehn Tage erwartet und in Villa Mimi gab es großes Räumen. Das Gastzimmer, das südöstliche im Obergeschoß, mit Blick auf den See, erhielt ein zweites Bett für Wolf; Hilwa und Bubi sollten zusammen ins elterliche Schlafgemach ziehen und Mama wollte in Hilwas Zimmer schlafen. Aber da erschien Papa und fragte Georg, der mit Runi zusammen unter Minnas Leitung gerade zu schleppen hatte, wer denn diese Anordnung getroffen habe. Minna antwortete für Georg: „Die gnädige Frau.“ Dann sei es also ein Mißverständnis, lagte Klinger, ließ die Arbeit einstweilen einstellen, ging hinunter ins Speisezimmer, suchte seine Frau und erfuhr von Rosa, sie sei mit Herrn Hellwig ausgesegelt.

„Wo ist Franz?“

Der Bubi sei mit Fräulein Hilwa auf die Bahn gegangen.

Gut. Klinger fand keine Gelegenheit, seinen Kraftspruch anzubringen, und vielleicht war es wirklich gut. Er stieg die Treppe wieder hinauf und hörte gerade noch, wie Minna scharf sagte: „Halten Sie den Mund!“ und Rosa maulte: „Fallt mir gar net ei!“ Vor Ihne schon z'erst net!“ Georg begütigte. (Es ging darum, worum es immer ging, daß Minna sich ein wenig fühlte als Vertrauensperson der gnädigen Frau, die sie als Aufsicht über Runi setzte. Und nun hatte sich Minna offensichtlich blamiert, weil doch der Direktor sagte: „Dann ist es ein Mißverständnis.“ Freilich, freilich ging es um etwas anderes mit, von dem man nicht sprach: nicht gerade, weil die Rosa und die Minna sich duzten und Runi „Sie“ zu sagen hatte, wie man sie auch ansprach; nicht gerade darum, daß sie immer unverschämter mit dem Essen wurde, und sich eben auf Fräulein Hilwas Matraße gesetzt und gesagt hatte: „Ja, Georg, drauf wars net übel!“ (ja, ja, Georg und sie, die duzten sich), sondern weil sie, die doch alleweil nicht genug hatte, jammern könne, die Gartenarbeit sei für eine Weibsperson allein zu schwer und der Kaver müht her, jetzt auf einmal, seit der Georg da war, dafür hielt, sie und der Georg, der Georg und sie, sie vermöchten doch die Arbeit tadellos; er habe sie früher ja doch ganz allein gemacht! Und warum war es dann der Minna vorgekommen wie ein Wunder, als der Herr Emil den Georg hinten auf seinem Motorradl daherbrachte, gerade nach der Nacht, da sie um einen braven Mann gebetet, und sagte: „Nun, Herr Direktor, war das ein Mann von Georgs Qualitäten?“

Wiß! Der Herr Direktor kam herauf!

Klinger sagte: „Lassen Sie alles stehen, wie es steht, bis meine Frau zurück ist!“ Sein erster Entschluß, einmal klarzustellen, wer der Herr im Hause sei, hatte sich, in der Sorge sich selber einen Streich zu spielen, und, nun Frau Mimi, nach Emils vielfachen Zerstreuungen meist in freundlichster Stimmung nach Hause kam, alles, was schon gut geworden, wieder zu verderben, bereits ein wenig abgefüllt. Als dann aber Hilwa heimkam, entlud sich der zurückgedämmte Ärger über sie.

„Du könntest dich auch ein bißchen kümmern,“ sagte Klinger, „wenn das Personal in unsern Zimmern ist!“

Hilwa erwiderte: „Mama hat eigens gesagt, ich solle Minna machen lassen, weil sie sonst wieder beleidigt ist, man vertraue ihr nichts an.“ Bubi, der Lisas Brief hatte tragen dürfen und Eile hatte, zu erfahren, ob der Schulkranz, den sie ihm versprochen, endlich anmarschiere, pappelte dazwischen: „Papa, die Lisa und der Onkel Wolsi kommen! Da!“

Hilwa sagte: „Kann ich heut nacht um zwei den Wagen haben, Pa?“ „Was, was . . .?“

„Ich will nach Hannover fahren,“ sagte Hilwa. „Ich kriege von hier den Anschluß nicht oder muß zwei Stunden in München herumhüpfen!“ „Geh mal hinaus, Franz!“ sagte Klinger. Und dann fragte er, heftiger als er wollte, in plötzlicher Erinnerung an den Ring, seine Tochter, ob sie denn nicht ganz bei Trost sei. „Zum mindesten hast du zu fragen, und nicht Entschlüsse zu fassen! Vorläufig sitzt du noch hier in meinem Hause, wo ich einstweilen noch der Hausherr bin!“ Morgen sei er für das weitere zu sprechen! Und dann schlug er die Türe zu, etwas, was er nie getan.

Hilwa sagte nur: „Ich habe doch gefragt.“ Aber da war er schon draußen, wo Bubi wissen wollte, ob der Kranz käme?

Hilwa wunderte sich, daß sie nichts fühlte. Keine Reue, keine Scham, kein Bedauern, kein Bedenken, nichts. Sie mußte nun also doch den Nachtzug nehmen, ab Feldafing 11.42 Uhr, und dann die zwei Stunden in München warten. Schlafwagen hatte sie gleich telephonisch bestellt, als sie den Brief gelesen; nein, nicht gelesen, sondern sie spürte nur einen Schlag, als habe sie der Blitz gerührt, und verstand nur dies: Hannover, Bleichenstraße . . . Das war das Signal, auf das sie gewartet, geduldig gewartet, übermenschlich geduldig gewartet. Nun galt es zu handeln.

Als der kleine Koffer gepackt dalag, überkam sie beispiellose Ruhe. Sie ging zu Rosa hinunter und sagte: „Rosa, seien Sie doch so gut, und richten mir ein paar belegte Brötchen . . . ja, drei, vier Semmeln, was drauf ist, ist ganz gleich; ich reise nach Hannover.“

Dann fragte sie Bubi, wo Papa sei, und Bubi sagte: „Du, jetzt kommt der Onkel Wolsi wieder nicht, der redet immer bloß. Aber die Lisa bringt den Kranz mit, ganz braun, du, fein! Sag, ist braun teurer, oder schwarz?“ Und dann, als Hilwa in Papas Zimmer treten wollte, sagte er: „Du kannst nicht nein; der Papa hat zugesperrt!“ Klinger hatte geseufzt und gesagt: „Ah ja, Franz, lern nur was und werd' ein tüchtiges Bürschel, du bist schon mein großer Bub! So, und jetzt geh, ich hab' zu tun.“ Und dann hatte er die Tür verschlossen.

Die Tür versperrt? Das kannte Hilwa nicht, und war ihr unheimlich; sie wußte nicht, warum.

Dann klopfte sie . . .

Keine Antwort.

„Pa!“

Hilwa! Das war Hilwa! Sollte es ein Wink des Himmels sein!? Sollte er, der plötzlich das Bedürfnis gefühlt, seinen Rassenkranz zu öffnen, und aus dem unbequemen unteren Fach den Ring herauszuholen, oder vielleicht nur nachschauen, ob er noch da sei . . . sollte er, wie er so auf den Knien lag, gleich liegen bleiben, ihr das lächerliche Schächtelchen hinschieben, wie der Krüppel es ihm hingeschoben, und sagen: „Da, du bist alt genug, du bist selbstherrlich genug, du bist selbständig genug, wie ich sehe, dein Bündel selbst zu tragen; nimm, mach damit, was dir beliebt! Nur eins bitt' ich mir aus: verschon' mich künftig mit der Geschichte!“

„Papa!“ schrie Hilwa plötzlich, in jäher Angst, als sich drin nichts rührte. Und in dieser Stimme zitterte etwas, was ihn namenlos ergrieff, und das ihn das Fach zuschlagen ließ, mit den Schlüsseln klirren, an die Türe gehen, öffnen, sagen: „Was ist denn, Kind?“

„Ich bin doch erschrocken,“ sagte Hilwa, und ihre Augen suchten im Zimmer. Oh, sie kannte dieses Lauschen auf einen knappen Knall. Na, zum Erschrecken sei ja gerade kein Grund. Er habe bischen Geld gekramt. Sie brauche, wenn sie reisen wolle, doch verschiedenes. Aber er werde ihr doch einen schönen glatten Zug heraussuchen, und Otten sei ja doch in Herrenalb, und Mama werde ja vielleicht nicht mitfahren können, aber vielleicht könne sie sich mit Lisa treffen, da Wolf nun doch nach Antwerpen müsse, oder, wenn sie ihm Zeit lasse, wolle er selber . . .

Was er alles dahersagte, was ihm alles einfiel, wieviel Vorschläge er ihr machte, um nur schweigen zu dürfen von einem lächerlichen Schächtelchen, auf dem Weihnacht 1918 von Hilwas Hand geschrieben stand!

Hilwa sagte, und sie suchte etwas in seinen Augen: „Da ist der Brief.“ Hatte sie von einem Brief gesprochen? Und sie, der seit einem halben Jahre nie jemand einen Brief aberlangt hatte, und die jene kargen Berichte aus dem Schwarzwald mit noch kargerem Worten weitergegeben: „Es geht ganz gut, wie gewöhnlich,“ reichte ihm Frau Ottens Schreiben hin.

„Sie schreibt aber nett,“ sagte Klinger, der wirklich fand, sie schreibe nett. Sie schreibe sehr nett.

„Ich habe vorher vergessen,“ sagte Hilwa, „zu sagen, daß er in Hannover ist.“

Nun, Klinger meinte, das spreche wohl dafür, daß es ihm ordentlich gehe, sonst hätten sie ihn wohl nicht heimgelassen.

Heimgelassen!!! Sollte sie aufschreien?! Sie sagte: „Pa, kann ich ihn gleich mit heimnehmen? Er kann ja im Hotel drüben wohnen oder im Kurheim.“

Ja, sie hatte sich alles schon zurechtgelegt, schon seit Monaten. „Freilich, freilich, das heißt . . . ich glaub', da kommt Mama! Laß uns mal alles in Ruhe besprechen! Die Moneten kriegst du dann morgen . . .“

„Danke,“ sagte sie, „ich hab' schon alles.“

„Hilwa!“ sagte Papa. Es tat ihm nichts so weh, als das, daß sie in diesem Augenblick sagte: „Ich hab' schon alles.“ („Wir haben ja alles, Herr Kommerzienrat,“ das hatte er doch irgendwo schon so gehört, „wir haben ja alles, mein Sohn und ich . . .“) In dieser Stunde, ja, nun wußte er es, in dieser Stunde verlor er sein letztes Mädel. Und als sie weiterredete, da ihr etwas weh tat in seiner Stimme und ihr Herz entblöhte vor ihm, zum erstenmal und sagte: „Ich hab's schon lange zusammengepart,“ da begriff er nicht das Opfer des Geständnisses, sondern vernahm nur jene andere Stimme durch die Stimme seines Kindes hindurch: „Braune Lappen, Häuser, Liegenschaften . . .!“ Da stand er vor seinem Geldschrank und klirrte mit den Schlüsseln: „Wer will, wer mag? Hab ich mein Leben lang für mich geschuftet? Oder für meine holde Frau, die ich mit jungen Herrn spazieren schicken muß, damit sie bei guter Laune mich zum Gespött der Diensthofen macht, die mein Bett von einem Zimmer ins andere tragen? Oder bin ich auch dazu nicht mehr gut genug? Aber wartet nur! Es könnte die Zeit noch kommen, da ihr vor der Türe draußen steht und anklopft, und niemand ruft herein! Und es könnte euch — ich will es euch nicht wünschen! — eines Tages die Erkenntnis dämmern, das jemand das schaffen muß, was jemand braucht; es muß nicht mal ein Auto sein! Schaffen mit zwei gefunden Armen und einem ordentlichen Kopf — jawohl, es mag abscheulich klingen —, nicht mit großen Sprüchen von eigener Kraft Gütertrennung, hingebendem Verständnis und Zusammensparen! Und es möchte sein, daß es euch am Ende doch nicht gar so unlieb wäre, wenn ihr draußen schreit: „Papa, ich hab' es mit der Angst bekommen!“ kommt der alte Herr mit seinem Rassen Schlüssel und sagt: „Der Punkt ist noch in Ordnung!“

„Ach, Hilwa,“ rief Mama, „es ist schade, daß du nicht mitgekommen bist; es war einfach wundervoll!“ Und Emil berichtete in einem Schwall von schnurrigen Worten, er habe das Boot „Lisa“, dem man schon längst den Namen „Hilwa“ hätte geben müssen, auf den Majoritätsbeschuß seines Herzens hin, ihr zum Verdruß „Mimi“ getauft im Namen des Vaters Klinger, des Sohnes Franz und des heiligen Geistes Emil.

Klinger schien keinen Spaß an diesem Gerede zu finden, und Hilwa dachte: „Ich will Dorle sagen, sie soll ihn laufen lassen!“

Klinger sagte: „Emil, können wir rasch einmal eine eilige Familienangelegenheit besprechen; Hilwa reist nämlich . . .“

„Aber bitte,“ sagte Emil lachend, „ich stehe zur Verfügung!“ Da aber Klinger nervös zu werden schien, schnarrte er ironisch: „Einjähriger, abtreten!“ machte kurz kehrt auf der Hinterhand, und verließ das Zimmer.

Je, je, je! Der gute Direktor war wohl eifersüchtig! Der auch noch! Dorle, der Linksanwalt, alle Welt war auf ihn eifersüchtig! Aber wenn er dem alten Herrn einen Rat geben dürfte, so würde er ihm sagen, wie neulich Doktor Krüger: „Herrschaften, nur das nicht merken lassen, sonst seid ihr bei euren Damens erst recht unten durch!“ Und dann solltet ihr nie ganz vergessen, daß Eifersucht des Legitimen uns gebornen Freibeutern manchesmal geradezu die Nase auf das stößt, was wir bisher veräußerten!

Ja, die gute Frau Mimi, die er schon ihres Namens wegen schätzte, schien ihm noch immer wert, ein Auge zu riskieren! Allerdings lieber von Frühjahr bis Herbst als später im Jahr; für den Winter tupfte er sich so schön sachte auf Frau Paula ein . . . Und er machte heute schon seine zweite Entdeckung auf dem Gebiet der „Mädchenkunde“, daß es einen Sommertyp von Frauen gebe, hell, üppigglänzend, geruchlos, elastisch und frisch, und einen dunkleren, weichen, ein bißchen müden, vielleicht sogar tragen Wintertyp mit einer gewissen erregenden Atmosphäre. Na, da hieß es wohl, den Herbst noch nutzen! (Seine erste Entdeckung hatte festgestellt, daß Frau Klinger deshalb backfischle, weil sie, vielleicht an ihrem Buben, der nun in die Schule ging, vielleicht auch sonstwie merkte, daß die Jugend langsam gassi gehe. Dahinter, ob sie ihre Haare färbe, was er annahm, war er allerdings noch nicht gekommen.)

Sie fuhr also doch noch diesen Abend; es blieb dabei, trotz mancher Bedenken von seiten der Eltern, die übrigens beide sie als erwachsene Tochter behandelten. Mama meinte zwar, es sehe so aus, als laufe sie vor Lisa davon, aber Hilwa sagte, sie würden sich schon noch treffen. Wann sie zurückkomme, wisse sie nicht, aber baldmöglich. Die Wohnfrage berührte niemand im Augenblick; Klinger wußte wohl warum.

Abigens gewann Hilwa, während sie Papa zuhörte, der sagte, sie solle ein bißchen diplomatisch sein. Frau Otten gegenüber, da sie eben an ihrem Sohne hänge, auch ein bißchen engherzig scheine, vielleicht aus Geniertheit sogar unhöflich, die Überzeugung, sie nähme doch besser den größeren Koffer mit; man weiß ja nie, wie lange etwas dauert. Und als er ihr ein kleines Bündel Noten und ein Schedbüchel für alle Fälle zwischen Arm und Taille schob und sagte: „Nicht verlieren!“ da gab sie ihm einen Kuß und sagte: „Danke, Pa!“

„So ist es richtig,“ sagte der Direktor, „laßt nur den alten Herrn auch noch bißchen mithinkommen!“ Ah, es tat ihm wohl, daß ihm sein Mädchen einen Kuß auf die Wange gab und sagte: „Danke, Pa!“

„Franz!“ rief er, „komm mal her!“

Franz hatte eigentlich wenig Zeit; denn er hatte das Einfüllen des heißen Wassers in die Dampfmaschine zu leiten, da Rosa mit ihren zitterigen Händen immer alles verschüttete, und Minna zur Garage gegangen war, um den Wagen für die Nacht zu bestellen. Aber er riß sich los. „Ja!“ machte er, als ihm Papa einen Fünfmarschein für die Sparkasse, weiß Gott warum, in diesem Augenblick verehrte, aber dann ließ er ihn stehen samt seinem Fünfmarschein, sagte: „Gleich!“ holte seinen „Lukas“, so nämlich hatte er sein köstliches Sparschwein getauft, und nun sollte Papa das fürstliche Geschenk eigenhändig selber in den Schloß am Rücken stecken. Weil er es aber nicht richtig machte, machte es Franz selbst und sagte: „So, das ist drin. Oh, das wird sein, wenn wirs zerschlagen!“

„Wie sagt man denn?“ fragte Mama.

„Danke schön,“ sagte Franz und machte ein Kompliment. Dann preßte es aber, an die Dampfmaschine zu kommen, heiße! Die Rosa bekam Schimpf, weil sie das Wasser schon eingefüllt und wieder den ganzen Zylinder versuggelt hatte. Nein, das Wasser mußte noch einmal heraus! Aber Minna erklärte ihm, als sie zurückkam, das sei ein Unsinn. Unsinn? Na, dann blieb es eben drin. Und dann zündete man gemeinsam ein Streichholz an und steckte die spiritusgetränkte Watte in Brand. Und als die Maschine dann richtig dampfte, holte Franz den Papa persönlich in die Küche, und der Direktor durfte sogar den „Pfiffhahn“ aufdrehen und bewundern, wie ungeheuer das piff. Und ehe Franz ins Bett mußte, zeigte er dem Papa noch sein Oktavheftchen, das Minna mit ihm angelegt, und wo eine dicke fette „Fünf“ und zwei noch wohlgenährtere Nullen den letzten Posten Einnahme auswiesen; denn Franz hielt gegen Hilwas Meinung, es sei schöner, nicht zu wissen, wieviel drin sei, dafür, es sei das einzig Richtige, ganz genau zu wissen, wieviel drin sei im Lukas. Von diesem Tage an sammelte der Direktor Klinger „Aluminiumfufzger!“ für seinen Sohn und dessen Schwein.

Nach dem Abendessen wurde die Zeit ein wenig lang, und da Frau Klinger, verstimmt, weil ihr Mann das Umräumen aufgehalten hatte, kaum sprach, redete er um so eifriger. Die Freude an seinem Buben hatte den Mann in die zuversichtlichste Stimmung gesetzt, und er traute sich auf einmal wieder zu, noch alles in beste Ordnung zu bringen. Emil hatte er beiseite genommen und gesagt: „Emil, du bist ein fixer Kerl. Haben wir dich gerade ein bißchen herausgeseht, so ziehe ich dich jetzt anderseits ins Vertrauen. Komm mal mit! Ich möchte deine Meinung hören!“ Und sie waren ums Haus herumgegangen, und er hatte ihm die Geschichte mit dem Ring erzählt. „Soll ich ihr's sagen, da sie nun hinsfährt oder nicht? Du kennst sie besser, als ich!“

Emil sagte, bißchen geschmeichelt: „Ich tät's nicht. Vielleicht reut es ihn inzwischen oder es war überhaupt nur eine Zellheimgefte. Und dann können sie sich ja selbst selber am besten zusammenoder auseinandertrauen, wenn sie sich sehen. Ich bin ja mächtig begierig, was draus wird!“

„Also, du meinst, man gibt ihn ihr am besten nicht, und sagt auch weiter nichts darüber?“

„Aee,“ sagte Emil, „ich finde überhaupt, man sollte sich nie in anderer Leute Liebesachen mischen.“

„Sehr richtig!“ sagte Klinger, und Emil lachte; denn es amüsierte ihn der Doppelsinn, wenn er auch nicht hätte schwören mögen, Klinger spiele auf Frau Mimmi an. Aber es amüsierte ihn trotzdem.

Und nun amüsierte den Direktor fast seiner Frau Verstimmung. Ahnte sie, daß sich heute auch zwischen ihnen dies und das entscheiden werde, und wagte selber keinen Ausfall? Ah, er ließ sich eine Flasche Rotwein bringen und trank auf Ottens volle Wiederherstellung und eine glückliche Entwicklung der Dinge. Nun lohnte sich, daß er als einziger der Familie die Verhältnisse bei Ottens kannte. Er wiederholte, daß Frau Otten für sein Gefühl sehr nett geschrieben habe, netter, als er es ihr eigentlich zugetraut. Und Hilwa solle sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie ihn selbst eben anders, etwas anders wiedersehen werde, als damals hier in München.

„Aber, sie weiß es doch!“ sagte Frau Klinger, peinlich berührt von dem Gedanken an den Verstimmelten.

Hilwa sagte: „Ich bin auf alles gefaßt.“

Da vermochte ihn Mitleid, wieder abzuschwächen, was er etwa gesagt, und er spielte es mehr auf psychisches Gebiet hinüber. „Siehst

du,“ meinte er, „ein Mensch verändert sich unter veränderten äußeren Verhältnissen zuweilen auch innerlich. Er hat seinen Beruf verloren, seine Gesundheit, seine Arbeitskraft. Solche Menschen werden mißtrauisch — manche wenigstens —, überempfindlich und, gerade in seinem Nervenzustand, ungewöhnlich reizbar. Du darfst also schon mit einer gehörigen Dosis Geduld gewappnet an deine Aufgabe herangehen . . .“

Frau Klinger sah mit einem Blick von ihrer Klöppelarbeit auf, der sagen sollte: „Hörst du nicht bald auf, das Kind zu plagen!“ Aber da gewährte sie, daß Hilwa leuchtete!

Dann fuhr der Wagen vor, Kuni brachte mit Georg den Koffer herunter. Hilwa hatte doch den großen gewählt. Mama sagte: „Hätte nicht doch jemand mitfahren sollen, wenigstens bis zur Bahn?“ Aber Hilwa sagte, es sei schon reiner Luxus, daß Emil sich opfere. Emil, der mit dem Motorradl heimgekauft war, hatte versprochen, spätestens 1 Uhr 30 am Hauptbahnhof zu sein, die Schlafwagenkarte abzuholen, Hilwa vor dem Südbau zu erwarten und dann solange beim Wagen zu bleiben, bis Hilwa und Georg das Gepäck versorgt hätten. Klinger warnte noch vor übermäßigem Tempo; sie kämen reichlich früh. „Und passen Sie mir auf das Gepäck auf!“ sagte er zu Georg, der mit abgezogener Mütze da stand. „Adieu, Kind!“ sagte Mama, „schreibe, wenn du angekommen bist, und entschuldige dich wirklich, daß du dich nicht angemeldet hast! Und nimm ein ordentliches Hotel. Mir ist es ja nicht recht, daß du so allein in der Welt herumfährst.“

„Adieu, Mama,“ sagte Hilwa, „es wird schon recht. Adieu, Pa!“

„Wenn ihr etwas braucht,“ sagte Klinger halblaut, „so wißt ihr, wo der alte Klinger ist. Hörst du!“

Ei ja, heute bekam er schon den zweiten Kuß!

Aber dann setzte sie sich vorn neben Georg, im dunkelbraunen Reisefleisch, warm eingepackt in die Decke, über den gelackten Sattel fransen den großen braunen Wildlederhut, schlank, ein wenig ernst und völlig Dame, der starke Scheinwerfer strahlte die Büsche ab, Sultan, der mit gesenkter Rute schwer und unbewegt am Gartentore stand, nachdem er lange unbeachtet sich herumgedrückt, kniff die Augen ein.

„Halten Sie den Hund!“ rief Klinger Kuni an, da er fürchtete, er möchte dem Wagen nachlaufen. Der Sultan? Dem Wagen? Fiel ihm gar nicht ein. Er drehte sich ein bißchen faul herum und trötete weiter durch den Garten ins Dunkel hinein mit phosphoreszierenden Augen.

„Und sie sitzt neben mir,“ dachte Georg Walzel, „und sie redet mit mir, und sie fragt mich, wie es bei den Kraftfahrern war und wie bei den Fliegern. Und sie hat alles vergessen und ich bin wieder ein anständiger Mensch.“

Obacht, Georg, da bummelt ein Fuhrwerk ohne Licht!

Ah, so was brachte ihn nicht mehr aus der Ruhe.

„Jetzt frag ich die Minna noch einmal!“ dachte Georg Walzel, „ich habe eine Stellung und eine Wohnung und mein Eisernes Kreuz und bin ein anständiger Mensch. Jetzt frag ich die Minna noch mal!“

Emil stand pünktlich auf dem Bahnhof und sagte: „Donnerwetter, ja, großartig siehst du aus! Geradezu erwachsen!“ Und er wollte sich die Nase abheßen vor Ärger, daß nirgends mehr ein paar Blumen zu kriegen seien, zu nachtschlafender Zeit, als sie sich noch ein bißchen auf der Plattform des Schlafwagens unterhielten und endlich Abschied nahmen. „Also!“ sagte Emil, „grüß den Herrn Major und verleugne unsereins nicht ganz, wenn du wieder kommst!“

„Du wirst nicht mehr geschickt,“ sagte Hilwa weich, „aber ich danke dir schön, daß du mir deine Nachtruhe geopfert hast. Es ist sehr nett von dir gewesen. Nun muß ich hinein! Also! Schöne Grüße heim! Grüß Gott!“ „Grüß Gott, Hilwa!“

Endlos winkten sie mit den Taschentüchern. Und wie wurde es denn Emil mit einemmal.

„Ihr Billekt!“ forderte der Perronbeamte.

„Verzeihung!“ War sie nun dahin, weg, fort, gassi? Und er hatte keine Ahnung gehabt, wie gut ihr lange Röcke standen.

Aber dann begegnete ihm, Gott sei gedankt, ein Röckchen, hui, ein Röckchen, das knapp bis über die Knie reichte. Aber das Gesicht enttäuschte durch ordinären Ausdruck.

Wohin? Die Nacht war nun doch schon einmal angebrochen. Zu Sibyl? Eine Sekunde schwankte er, aber dann sagte er sich: „Aee, nun ist gerade mal Ruhe, fang ich jetzt wieder an, so hab ich den Salat in Grün! Zu Meier auf einen Schnaps? Der hatte doch wieder keinen oder machte nicht auf. Die Lokale waren sämtlich seit drei Stunden geschlossen, außer vielleicht . . . Aee, soviel Geld hatte er nicht eingesteckt! Was er sich ärgern konnte, daß er ihr keine Blumen gebracht! Aber er konnte ja nicht ahnen, wie gut sie ausah in dem braunen Kostüm!“

Wohin also?

Keine Lockung, keine Versuchung, kein Anreiz auf der ganzen Linie! Zum Solidwerden! Demoralisierend. Wenn man jetzt heim käme und fände seine Frau und sie zöge einem die Stiefel

aus und sagte: „Wo bleibst du denn so lange?“ Aee, das wäre doch auch nicht ganz das Rechte. Da fiel ihm — er war schon über den Stachus hinaus — plötzlich ein, daß er Georg und den Wagen ganz vergessen hatte. Verfluchtes Kaffeehaus! Der wartete sich einen Akt! (Es war ausgemacht, Georg sollte bleiben, bis Herr Hellwig vom Buge zurückkäme, und ihn dann erst nach Bogenhausen bringen, ehe er nach Feldafing zurückführe.) Jetzt konnte er nochmal zurücklaufen. Allerdings mit dem Vorteil, damit eine Stunde Fußmarsch zu ersparen. Ach was! Einmal brumme der schon los. Er empfand so gar keine Lust, jetzt umzukehren.

Aber dann flanierte er doch bis zum Stachus zurück und pfiß, wie ein echter Spezi. Und es meldete sich auch ein Auto, freilich nicht Georg, sondern eine Mietkutsche.

„Los,“ sagte Hellwig, „Bogenhausen, Haus Hellwig!“ Herrgott, was er müde war! Jetzt hatte er wieder verdöst, daß er zum Bahnhof zurückfahren und Georg heimzuschicken wollte. . . . Egal!

Und vor zehn Minuten hatte er noch gesprüht! Emil, Emil! Als Georg, der endlich doch angenommen, Herr Hellwig habe ihn verschmiedt, freilich auf alle Fälle noch bis halb Bogenhausen langsam dahingefahren war, jeden Passanten musternd, den Wagen in die Garage stieß, sah er bei Runi noch Licht. Sonst lag das ganze Haus in tiefer Ruhe. Der Hund rührte sich kaum.

Nein, sie konnte nicht schlafen. Es hielt sie etwas wach. „Liebs Herrgottle von Viberach, na na na, des derf ja net sei! Am End hab i mi doch verblupft mit dem Koffer!“ beschönigte sie mit schlechtem Gewissen, aber gestern hats au scho so gspassig rumort. Herrjösmandios! — da wurde ihr siedheiß, daß ihr der Schweiß ausbrach — am Sonntag war ihr damisch worn beim Tanzen! Der Lump, der Lump! Jös, jös na, der Lump! Ihr Hemd war naß vor Schweiß, und — arme Runi! — sie wußte nicht mal was für ein Lump!

Ein Stockwerk tiefer im Schlafzimmer, dem unheimlich geräumigen Schlafzimmer des Rlingerischen Ehepaares, wachte Frau Mimi. Mutterseelenallein, mutterseelenallein!

Wie war es denn bloß gewesen? Rlinger sagte: „Ich hoffe nun doch, daß alles noch gut wird.“

„Jedenfalls bin ich froh,“ sagte Frau Mimi, „wenn sich die Sache endlich entscheidet.“

„Sehr richtig! Es ist an der Zeit. Apropos, du hast gesehen, daß ich mit Rücksicht darauf, daß Lisa allein kommt, die Umstellung der Möbel habe unterbrechen lassen?“

Frau Mimis Stimme flackerte. Sie sagte: „Ob es schidlich ist, daß Otten bei uns wohnt, für den Fall . . ., das weiß ich doch nicht recht.“

Na, Rlinger meinte, Platz sei ja genügend, um ihm mindestens für untertags seinen eigenen Raum zu sichern, für den Fall . . .

„Du hättest doch mit zum Bahnhof fahren sollen!“ sagte sie unerwartet.

„Warum? Hm, du, warum?“ Er nahm ihre Hände. Beide.

Nun, eigentlich sei es ja nicht übermäßig passend, daß sie mit Emil in der Nacht herumsiehe. . . Rlinger lächelte. Und dann sagte er, sehr gut, ohne den geringsten Ton von Vorwurf in der Stimme: „Mimi, wir wollen nicht anfangen, Muder zu werden! Ich finde es nicht schidlicher und nicht unschidlicher, als daß du etwa mit Emil segelst . . .“

„Also doch!“ sagte sie.

„Was soll das heißen?“ fragte er, „sag du, was soll das heißen? Willst du mich eifersüchtig haben? Oder, was heißt das: Also doch!“

Aber sie sagte nur: „Wir wollen wenigstens nicht anfangen, unritterlich zu sein; das möchte ich dich bitten! Im übrigen ist Hilwa Braut und ich bin eine alte Frau. Gut Nacht!“

„Gute Nacht!“ Dann ging sie hinaus, und er ging auch hinaus. Und er sagte nicht: „Du bist keine alte Frau! Du bist noch immer begehrenswert! Du hast mir einen Buben geschenkt noch vor paar Jahren! Ich bin eifersüchtig, brutal aus Eifersucht! Verzeih mir, Mimi! Komm, komm, du bist dreißig Jahre bis zum Jüngsten Tag, und dann wirst du wieder zwanzig!“

Warum ließ er es sitzen auf ihr! Warum schrie er nicht: „Nein! Du sollst das nicht sagen! Du weißt, daß ich es nicht hören will!“

„Warum nicht?“

Keine Silbe, kein Wort; keine Hand, die sich weich legte auf ihren Arm, nichts. Ein fremder Mensch, der ihr den Vortritt ließ. . . und dann öffnete der fremde Mensch die Tür dieses unheimlich geräumigen Schlafzimmers, und sagte: „Franzl, erschrick nicht!“ Und Franzl schluckte sich aus seinem Traume auf, in dem er Kapitän des Dampfschiffs „Ludwig“ gewesen war, den Pfiffbahn drehte am dicken Schornstein, aber da machte das Dampfschiff Ruh, wie die Ruh beim Milchmann, und dann war es gar nicht die Ruh, sondern das Schwein und das hatte einen Schultersack auf dem Rücken, der hatte einen großen Riß. Aber das schadete gar nichts, im Gegenteil, er steckte seine ganzen Schulhefte hinein und zog sie wieder heraus und mußte furchtbar lachen, und dann kam plötzlich ein ganz böser Mann mit einem Stock, und sie liefen alle davon, aber gerade da sagte der Papa: „Franzl, erschrick nicht!“ und er mußte ihn in eine

Decke und schleifte das kleine Federbett noch hinterher, und trug ihn hinüber ins Gastzimmer, wo die beiden Betten standen für Wolf von Pfaffen und Lisa, seine Frau.

Und drüben riß er die Überdecke ab und sagte: „Verkält dich nicht!“ Und als Bubi fragte: „Kommt jetzt der Onkel Woffi doch?“ „Nein, aber der Onkel Otten! Komm, schlupf herein! Du bist ein großer Bub und kannst jetzt schon mit deinem Vater schlafen, nicht?“

Bubi aber, der mit verstrubbeltem Haar, auf einem Zippel seiner Decke stehend, das bauchige Federbett an sein Bäuchlein drückte, mußte, wie er so hinuntersah auf den mondfahlen See erst noch erfahren, ob es spät sei?

Bald zwei Uhr.

„Aber nachts?“

Ja nachts.

„Herrschaff,“ sagte Bubi, „ho zwei Uhr nachts!“ Und er stieg hinauf in sein hohes Bett in der ganzen Würde eines jungen Mannes, der um zwei Uhr nachts den See gesehen!

Dann probierte er noch aus, unter dem Plumeau verschwindend, ob er das Fußende nicht erreichen könne.

„Ja,“ sagte Papa, „wir müssen dich wieder mal messen.“

„Du, der letzte Strich ist fein verschmiert,“ sagte Bubi, dessen Wachstum zum Entsetzen seiner Mutter an der weißen Schiebetür des Speisezimmers von Zeit zu Zeit geprüft und aufgezeichnet wurde.

„So, da müssen wir halt einen neuen ziehen.“ Rlinger war zerstreut, und fragte nicht, wer den Strich verschmiert, erfuhr also auch nicht, daß Bubi mit dem nassen Handballen versucht hatte, ob er nicht zu lösch sei; er hätte ihn nämlich gern ein bißchen heruntergerückt, damit er das nächste Mal ein recht „gewaltiges Stück“ gewachsen sei. Der Mama gestand er es nicht, als sie über den Fled zankte.

„Aber heute nacht kommt der Onkel Otto nicht mehr, gell Papa?“ Nicht der Onkel Otto, der Onkel Otten.

„Der Onkel Otten, ah so! Ja du, wie schnürt er nachher seine Stiefel zu?“

Das gehe schon, meinte Papa, und dann müsse man ihm eben helfen. Bubi fragte, ob Hilwa jetzt schon dort sei, und versprach gleichzeitig, er werde Onkel Otten helfen, seine Schuhe zuzumachen. Und ehe Papa noch antworten konnte, sagte Bubi: „Du! I weiß was.“ Der muß Knopfstiefel haben! Oder Sandalen!“ Und er probierte aus, und bewies sich, daß er mit seiner linken Hand ganz bequem Knopfschuh und Sandalen schließen könne. Und dann, als Papa sagte: „Franz, jetzt wird schön brav geschlafen!“ mußte er nur noch rasch erfahren, ob es bestimmt schon zwei Uhr sei.

Rlinger hatte nicht den Mut, um eines lumpigen Viertelstündchen willen seines großen Bubens einzigartiges Erlebnis zu zerstören. Aber dann hieß es: „Jetzt . . . Gut Nacht!“

„Gut Nacht, Papa!“ Daß er aber keine Gelegenheit mehr fand, seinen Vater davon in Kenntnis zu setzen, daß Onkel Otten eigentlich fein heraus sei, da er ja bloß einen Schuh anzuziehen brauche mit seiner einen Hand, das war doch ewig schade. Und dann probierte Franzl aus, wie es mit einem Fuß und einem Arm sich mache. Es machte sich gut. Und dann probierte er noch mal aus, während Papa den Rolladen herunterließ, ob er so lang sei wie das Bett, wenn er den Arm nach oben streckte und die Zehenspitzen nach unten. Aber er mußte schon noch ein gewaltiges Stück wachsen bis dahin.

Und dann träumte er, er sei ein Taucher in einem grüngoldenen Aquarium, und schwebte wundervoll weich und lautlos in dem eigentlich stillen Golddüster. Und vor ihm, ganz nah, stand ein riesiges Thermometer mit roten und schwarzen Strichen, auf deren dickstem roten, ein bißchen verwischt, eine bauchige Zwei sich blähte und dann sah er ganz tief unten, so daß er ihn mit den Zehenspitzen nicht entfernt erreichen konnte, einen Mann, ganz ähnlich dem weißen Kopf überm Büfett (einer Marmorkopie des Zeus von Otricoli, zu der Onkel Kurt [Hellwig] Bubi jüngst hinauf gehoben) und mit einem silbernen Fischschwanz. Und weil er nicht herausschaute, so stieß Bubi mit dem Fuß nach ihm hinunter, aber das Wasser regte sich nicht, sondern blieb ganz still. Da glitt die Sandale von seinem Fuß, und sank, immer kleiner und kleiner werdend, ganz tief hinunter: da drehte der Mann plötzlich seine Augen, und schaute herauf. Aber er lachte nicht, sondern blieb ganz starr. Und Bubi bekam Angst um seine Sandale, denn sie war verschwunden. Und da war es plötzlich Runi, die hatte sie hinter ihrem Rücken versteckt. Da hängte er sich mit seinem ganzen Gewicht an ihre bloßen Arme, und kämpfte mit der Lachenden um sein Eigentum. . . .

Rlinger und Frau Mimi schiefen schlecht in dieser Nacht.

Es gab nur mehr zwei Wege: Entweder ins Stift, oder die Pension. Ins Stift, das hieß: Du bist von heute ab nicht mehr Mutter Otten, sondern Witwe Otten, und kannst zwar leben, so lange du willst, das heißt, länger als zehn Jahre nicht; sonst mußt du nachbezahlen, aber mit dem Leben hast du abgeschlossen. Die Pension, das hieß:

du lügst dir vor, du habest ein Heim, und hast doch keins, bist bestenfalls die Rechnungsführerin fremder Menschen, denen nichts gut genug ist, die deine Möbel verstoßen, dein Geschirr zerbrechen, übers Essen klagen, vielleicht sogar merkwürdige Besuche empfangen und in der Nacht vergessen, die Rente vor die Wohnungstür zu legen. Du mußt neue Bettstellen auf Abzahlung kaufen, deine Kleider aus den Schränken nehmen und in Risten und Koffern auf den Speicher stellen, eine Eingehfsrau dinsten und zusehen, ob Frau Bahrdt auch wirklich hält, was sie verspricht, und Fräulein Regina wirklich kochen kann. Und über all der Unruhe und all der Rechnerei und all dem Risiko wird doch kein Pfennig übrig bleiben und dein Sohn es schlechter haben als bisher. Und dann hing ja auch diese Pension immer noch ab von jener anderen, die nicht kam, nicht kam — allmählich war es zum verzweifeln! — und deren Vorstoß schon in Herrenalß zur Reize ging. Und ihm durfte sie es nicht einmal gestehen, um ihm Aufregung und Empörung zu ersparen. Und nicht einmal er verbrauchte sein erbärmliches Invalidengeld, sondern seine Mutter, sie, wenn schon in seiner Pflege.

Und nun gestellte sich, seit man in Hannover zu den Selbstsorgen die Entdeckung, wie manches fehle im Vergleich mit den Erholungsheimen: der Garten, der ständige Arzt, die Schwester, die gewohnte Kost, das Harmonium, dessen ruhige Musik ihm so wohlgetan, die Wandelgänge, der Liegestuhl, der nahe Wald, die gesunde Luft, und vieles, vieles, an was sie nicht gedacht in ihrem Drängen, ihn daheim zu wissen und an sich selber sparen zu können.

Aber, wenn es auch so nicht weitergehen konnte, so blieb ja immer noch die Hoffnung, nein, die Gewißheit, daß er eines Tages seine Rente angewiesen und regelmäßig ausgezahlt bekäme, und daß man dann sich irgendwie doch nach der Decke strecken könne. Es mußte also eine andere Sorge, ein anderer Kummer sein, an dem Frau Otten so zerfiel, und von Tag zu Tag mehr nach dem dritten Ausweg schielte: nach dem Friedhof.

Gram oder Reue?

Wer trug die Schuld daran, daß, während äußerlich sich sein Zustand besserte und er mehr und mehr erstarbte, sein ganzes Wesen sich verdüsterte und gleichsam zerbrach? Die Ärzte redeten von „Nische...“ Was verstanden die Ärzte! Nein! Professor Gröber hatte recht gehabt, sein Geist war nicht zerstört, sein Geist war klar geblieben. Und doch verdunkelte er sich sichtlich mehr von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht. Dinge konnte er sagen, Dinge über sich, den Krüppel, daß es einem das Herz zusammenschürte! Und — sein Schnurrbart war längst ganz ausgefallen — um seine verkniffenen schmalen Lippen grub Etel am Leben scharfe Falten. Der Zusammenbruch des Vaterlandes hatte ihn erschüttert und gesundheitlich zurückgeworfen, die Enttäuschung über manches, das er der Nation, dem Volk, dem und jenem seiner Kameraden niemals zutraut, fraß an ihm, die Erbarmlichkeit des eigenen Zustandes warf zuweilen Funken der Empörung — damals zum Beispiel, als er sich die beschleunigte Anerkennung seiner Ansprüche an die materielle Verpflichtung des Staates dem Staatskrüppel gegenüber ertrögen wollte und die Kräfte ihn verließen, aber den tiefsten Grund seiner seelischen Zerrüttung zu erfassen, mußte Mutter Otten in die Bleichenstraße mit ihm übersiedeln. Mußte Reginas opfergierige Pflegegucht erleben, zu begreifen, daß sie selbst, Mutter Otten in der Bleichenstraße, Schuld am schlimmsten trug. Zuerst hatte sie sich noch vorgebetet, es drückte die lichtlose Wohnung auf ihn, oder die geräuschvolle, rückwärtslose Stadt, in der er, herausgerissen aus vielen stillen Schicksalsbrüdern, plötzlich der einzige, hilflos, invalid, angegast, vielleicht sogar verächtlich für den undankbaren Haufen sei. Aber dann verkehrte sich sonderbar ihr Wange, Regina werde ihr, auch sie, ihr Alles stehlen, in ein erschrecktes anderes: er wies sie von sich, er wies sie ab, mit höhnischen Worten wies er sie ab: Krüppel pflegen, das sei für junge Damen nichts; dumm genug, daß sie's den ganzen Krieg hindurch getrieben. Aber da war es ja das einzige erlaubte Amüsement. Ah, jetzt sei doch Friede, Freiheit, Völkerglück! Tanzen mußten die jungen Damen, tanzen, Fräulein Regina! Na, wie heißt der neueste Tanz? Tango? Ah, das ist ja altes Regime! Schieber! Schieber, dergleichen läßt sich hören! Verdammt, wenn er nicht so hilflos wäre, er besänne sich gewiß nicht lang... „Aber mein Schuster taugt nichts, verdammt; er macht mir jedesmal den rechten Schuh zu eng! Und egal links herum, nee, das tut ich Ihnen gar nicht zu.“

„Herr Major!“ sagte dann wohl Regina.

Verflucht ja, er sei nun Major! In so jungen Jahren! Leicht inaktiv, aber das liege wohl an der Armee. Nächsten Sonntag werde er mal seinen ganzen Zimt anlegen, es fehle nur ein wenig noch die Orgel. (Das sagte er auch damals, als Frau Otten bedauerte, daß er das Harmonium gewiß entbehre.)

Dann kam wohl Fräulein Bahrdt zu Frau Otten herüber und klagte: „Er redet schon wieder so schreckliche Dinge,“ und Frau Otten antwortete: „Sie verstehen es nicht mit ihm.“ Und dann ging sie zu ihm hinein, und fand ihn freundlich und gut und ergeben. Aber nach einer Weile ließ sie sich nicht mehr täuschen. Er litt, litt,

weil jemand ihn vergessen, so wohlthuend rasch vergessen, so ordnungsliebend zu den Alten gelegt und so rücksichtsvoll totschwiege! Schon damals, als nach Klingers Besuch die Briefe spärlich wurden, sagte er einmal: „Hab ich gelogen, daß diese Leute taktvoll sind?“ Und als sie ihm riet, doch den... den Ring zu tragen, damit Fräulein Bahrdt sich nicht etwa falsche Hoffnungen mache: „Den hab ich meinem Fräulein Braut geschickt; Gold ist heute eine seltene Sache!“

„Ernst!“

„Nee, Spaß!“ pflegte er dann zu sagen. Aber um Gotteswillen, er sei doch verlobt, er...

Früher, als er noch mit bayerischen Kameraden zusammen gewesen, hatte ihn oft der Ausdruck „bessere Hälfte“ belustigt; jetzt sagte er, nee, verlobt kaum, nur verliebt, in seine bessere Hälfte, die linke, oder, er könne einer Kommerzienratstochter nicht zumuten, sich einem Manne an die linke Hand zu trauen. Und dann plötzlich wieder, und das machte immer den Schluß: „Mumps!“ Sei gut, wir wollen uns nicht quälen, sondern freuen, daß alles wieder gut geworden ist!“

Ja, alles war wieder gut geworden, er erstarbte, und wieder hatte sie ihren Sohn, der sich nichts Besseres wünschte, als mit seiner alten Mutter in der Bleichenstraße zu sitzen und zu hoffen, der Staat werde den treuen Diener aus verwerflich veraltetem Regime zuletzt doch nicht verkommen lassen. Warum dankte sie nun ihrem Schöpfer nicht? Warum sagte sie sich jede Nacht, und bohrte die dünnen Finger in die Schläfen: „Du bist schuld! Warum hast du ihm die Briefe unterschlagen, unterschlagen!“ Warum hast du nicht geruht, eh der Faden, den du systematisch jeden Tag entfasert hast, endlich zerriß? Warum hast du ihm, als er um deinen Segen bat, eine Schachtel Krügen in die Hand gedrückt? Aus Liebe! Ja, aus Liebe! Warum hast du ihm um seine Liebe betrogen, wenn auch vielleicht um ihre Liebe nicht? Aus Liebe! Aus Liebe! Aus Liebe! Damals, als sie den ersten Ausflug wagten nach Frauenalb, im April, und von der Bank vor gänseblumenblühender Wiese hinausschauten, zur morschen Ruine hinauf, da machte sie ihm weis, dergleichen sei doch schöner, als irgendein proziges modernes Schloß, nicht wahr? Und folgsam hat er bejaht und ihren Arm genommen, das helle, lachende Leben verleugnet, und die Ruine gewählt! Und sie hatte den Namen Gottes mißbraucht, und gebetet und gefleht, daß sein Wille geschehe, Mutter Ottens Wille. Und er hat sie erhört. Vielleicht schon damals, als ihn das Telegramm aus bräutlichen Armen riß! Daran durfte sie nicht denken, daran nicht, daß sie und ihr selbstnütziges Gebet vielleicht sogar verschuldet, daß ihn der gräßliche Zusammenbruch begrub!

Lange, zu lange hatte sie sich taub gestellt, nun aber brüllten Selbstverdächtigungen ein auf sie von allen Seiten!

Und wenn sie lünte? Wenn sie sich ins Stilt vertrieb und den letzten Sparpfennig zusammentrakte für sich, für sich, die sein Lebensglück zerbrochen, und sagte: „Fräulein Bahrdt, Regina, ich habe da einiges zu büßen; ich bin auch elend und kann so einfach nicht weitermachen, Sie müssen es doch selber sehen... wollen Sie vergessen, wie abscheulich ich zu Ihnen war, ihn pflegen mit Ihrer jungen Kraft, einsteilen in sein Herz? Sie haben ihn ja lieb, Sie sind ja stolz auf ihn, wie ich; ich weiß es lang, ich hab es ja vom ersten Tag an gut gewußt! Wollen Sie ihm mit dem Glauben an die Liebe und die Treue und die Jugend und die Zukunft Liebe, Treue, Jugend, Zukunft, Leben wiedergeben? Sie sind ja stark; ich bin so alt und schwach!“ Wenn sie das sagte zu ihrer Mieterin, und die senkte den Kopf, und sagte nicht nein, und er gewöhnte sich allmählich daran und fände sich drein, wenn sie ein bißchen nachhülfe die erste Zeit, galt das dann als Sühne? Wog das alles wieder aus? Wenn er in der Armseeligkeit und Trübe seiner Bleichenstraße power und grau dahinsickerte, er, Ernst August Otten, dem noch heute die helle Herrlichkeit irgendeiner weißen Villa offenstand an der Seite seiner ahnungslosen blonden Frau, wenn... wenn nur die Witwe Otten das bißchen Mut zusammenscharfte, hinzutreten vor ein blondes Kind und um sein Glück zu betteln!

Damals in Qualen schrieb sie den Brief, diesen netten, sehr netten Brief, von dem Herr Klinger sagte, er habe ihr so nett ihn gar nicht zugebraut; jenen eigentümlich freundschaftlich mütterlichen Brief, aus dessen peinlichen Lettern Hilwa damals nur das eine las: Hannover, Bleichenstraße...! und das andere erst auf der Reise im dämmerig verschleierte Schlafabteil: Hohn! Und nun vergiftete der Argwohn all das hilflos rührende Bemühen der verhärmten Frau, dem blonden Kind die Augen aufzutun, wo ihrer, selbstlos und bekehrt, Bundesgenossen harreten!

Wie ein Engel trat Hilwa in das düstere Haus, den dunklen Gang. Die ganze Nacht hatte Mutter Otten gefleht, daß man sie verstehen möchte in der weißen Villa, daß man ihr opferentschlossenes Herz spüren möge hinter ihren unbeholfenen Worten. Ach, es war ihr nicht gegeben, so von Mensch zu Mensch zu sein, wie andere sind. Ihm fehlte nur ein Arm, ihr fehlte mehr! Und nun trat sie, blond und schlank, zart und kindlich, wirklich wie ein Vöte aus der besseren Welt hellerer Menschen in dies sorgenvolle Haus, und verhärtete

ihr Herz! Was Mutter Otten entgegenschlug aus diesen blauen Augen, war Haß, offene Feindschaft, dergleichen sie es an einem Mädchen nie gesehen in ihrem langen liebeleeren Leben!

Nein, nein, das Fräulein wollte nichts hören, nichts sehen; sie wollte nur zu ihm. Ihn stützen, diesem Haus den Rücken wenden und in wärmere Städte mit ihm ziehen, an sonnigere Ufer! Mochte sie doch! Mochte sie doch! Es tat dem mühen Herzen nicht mehr weh! Segen, um den sie nie gefleht, folgte ihr, wohin sie ihn auch trüge, ihn aufzutauen, ihn zu erwärmen mit der blonden Sonne ihres Herzens, das unsäglich mußte lieben können, da es vermochte, so zu hassen!

Aber nun wartete Hilwa die Enttäuschung.

Nicht der Krüppel ließ ihr Herz still stehen, obwohl sie doch aufs Schlimmste gefaßt, im ersten Anblick fassungslos erschüttert auf das grausam entstellte Zerbild eines Bildes starrte, das sie in sich getragen; nicht die Erbitterung, daß niemand den Mut gehabt, eine Silbe von dem Greisenthum seines Haars zu sagen, trieb ihr das Blut zu Kopf, Tränen in die Augen; nicht die beklemmende Enge der Umgebung, der sie ihn ja nur entreißen brauchte, drohte ihren Atem zu ersticken, sondern daß er sagte: „Gnädiges Fräulein sind zu liebenswürdig...“ Und dann fing er an, zu zittern, und bedeutete ihr, daß er Hilfe brauche, und sie lief in ihrer Herzensangst hinaus und Frau Otten kam und Regina kam, und sie mußte, obwohl sie sich sträubte, zuletzt doch draußen warten im dunklen Gang, warten und lauschen und sterben vor Mitleid, Jammer und Not, nachdem er, erbarmungswürdig in seinem Anfall — dem ersten starken seit 52 Tagen — sie selbst darum gebeten: „Gnädiges Fräulein...!“ Und dann kam Regina heraus, da Mutter Otten es nicht wagte, und bat das fremde Fräulein, sie möge doch, wenn sie nicht darauf verzichten könne, es persönlich noch mal zu versuchen, am Abend wieder versprechen, oder morgen, oder...“

Hilwa funkelte von Haß. Arme Regina! Und sie sagte doch nur, milder, schonender, seine eigenen Worte!

Vor einer gewissen Bank in den Anlagen des städtischen Museums promenierte schon zum fünftenmal, ein wenig zu auffällig, ein eleganter älterer Herr in gelbem Paletot. Zuweilen zog er die Uhr, als überschreite er fahrlässig seine Zeit. Aber dann nahm er seinen Gang wieder auf, blieb wohl auch stehen, und stocherte mit seinem schwarzen Ebenholzstock in dem feuchten Haufen Herbstlaub, der irgendwo im Rasen zusammengekehrt war. Endlich... gab es ihm einen Ruck, und er folgte der schlanken Erscheinung im braunen Reisfleid in einigem Abstand, das Geheimnis zu ergründen, weshalb sie so toderst und weltverloren dageessen, teilnahmslos und fremd in ihrer anbetungswürdigen Schlantheit und Jugend. Sie anzusprechen, ihr seine Dienste anzubieten, hinderte ihn jedoch auch dann noch irgendeine Scheu, als sie in der Liebstraßenstraße, jäh umsehend, sich offenbar örtlich unsicher fühlte. Sie kehrte auch um, kreuzte seinen Weg, und er sah voll in dies wundersam weße Gesicht, dessen Ausdruck ihn erschütterte. Jede Maschstraße-Bleichenstraße schien sie sich plötzlich wieder zurechtzufinden, ging dann quer durch den Friedhof... da stuchte der verfolgende Herr, wurde unruhig, nahm seinen Hut ab, und vergrößerte den Abstand... Als er in die Hildesheimer Straße trat, wo eben die Laternen aufzuckten, war die Erscheinung verschwunden.

Die Erscheinung...!

Und er hatte doch nur wenige Sekunden, unsicher und betroffen, am Grabe seiner jungen Frau gestanden...

Jungen Frau...? Vor siebzehn Jahren, ja, damals war sie jung, zu jung! —

Er gab es nicht auf. Am nächsten Tage wartete er eine Stunde, volle sechzig Minuten, von sechs bis sieben Uhr abends in den Anlagen vor dem städtischen Museum, bei rieselndem Regen, ohne daß sie erschien. Am Donnerstag fragte er den Gärtner, ob er eine junge, schlanke Dame in braunem Kostüm bemerkt habe, die jemand erwartete? In braunem Hut? Nicht? Die Woche verging. Aber am Dienstag sah er sie wieder. Mittags um halb eins. Sie ging sehr rasch die Hildesheimer Straße entlang. In der Nähe des Friedhofs hielt ihn ein Möbelwagen auf, der aus der Lehenstraße in die Hölzigstraße querte. Länger als eine Minute. Die Erscheinung aber war verschwunden.

Die Erscheinung! Spurlos verschwunden.

Als er nach Hause kam, nahm er das Bild seiner jungen Frau von der Wand, wo es jahrelang unbeachtet gehangen — die Tapete wies ein sattgrünes Oval — und vertiefte sich lange in die märchenhaften Züge.

Seltam, seltam!

Zweimal im November sah er sie wieder, und beidemal aus der Bleichenstraße kommend, die Maschstraße hinunter, die asterngeschmückten Gräber entlang wandernd, die Hildesheimer Straße überschreitend, in die kleine vornehme Pension „Miramar“ in die Weinstraße verschwindend. Er wußte nun ja, wo sie wohnte, und er wußte seit drei Tagen, unter welchem Namen sie dort eingetragen war. Er kannte die beiden Fenster nach Süden heraus, hinter denen

er sie wußte, wenn er spät abends noch, manchmal sogar nach Mitternacht, Licht schimmern sah. Er brauchte nur in das Renaissancehaus in der Bleichenstraße zu gehen und zu fragen, wen sie dort besuche, wie er längst Namen und Stand sämtlicher Einwohner im Adreßbuch nachgelesen; aber sein ganzer Vorwitz schien ihm lächerlich und trüglig, seine mit vielen Stunden erkaufte Wissenschaft kindisch belanglos neben dem verwirrenden Erlebnis, daß von jenem Augenblick an, da er auf seinem Gang vom Museum des Menschenkind gesehen, es sich selber nicht mehr kannte. Er, der Sachlichste der Sachlichen, er, der Nüchternste der Nüchternen, der kühle unbestechliche Sammler und Sichter, der Menschen, Schicksale, Charaktere, Aufstiege und Zusammenbrüche mit der überlegenen leicht ironischen Teilnahme der Unbeteiligten buchte, zur Kenntnis nahm, nicht anders als das Steigen der Preise, Angebote von Antiquariaten, Bibliophilen, Kunsthändlern, immer zugeknöpft und zurückhaltend als einer, der sich nicht mit Plunder belädt, sondern wartet auf den seltenen Fall, das Einzigartige, fühlte sich mit einem Schlag beunruhigt, aus dem Gleis geworfen. Ein einziges Mal, damals vor siebzehn Jahren, hatte er aus der Selbstsicherheit seiner unabhängigen Existenz, seiner seelischen Unantastbarkeit sich locken lassen, und den kurzen Traum der Flitterwochen teuer genug bezahlt. Und nun...?

Als Schneestürme und Wetterjudel die Unannehmlichkeit der Eckenstehererei noch steigerten, und unter der Vorahnung der Weihnachtswochen ihn Unbehaglichkeit befiel, schickte er an zwei aufeinanderfolgenden Tagen verschwenderische Buletts nach Pension „Miramar“ — sie wurden angenommen —, und wartete am Abend des dritten Tages, einem Samstag, im schlechterleuchteten Flur des Renaissancehauses Bleichenstraße 7. Wartete über anderthalb Stunden, fest entschlossen, heute irgend etwas auszurichten, anzuknüpfen oder abzubringen; er hatte sie mittags um 2 Uhr, in sich gekehrt und achlos wie immer, das Haus betreten sehen.

Halb 9 Uhr abends, nachdem peinlicherweise mehrfach Menschen gekommen oder gegangen waren, hörte er im dritten Stock die Wohnungstür, gleich darauf den unerkennbaren Schritt einer Dame auf der Treppe. Fräulein Bahrdt...

„Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ er zog den Hut, „ist wohl Fräulein Klinger noch oben?“ Er lächelte überlegen, daß sich um die braunen Augen unzählige Fältchen legten...

Regina, die eilig schien, wußte nicht recht...

Er lächelte unangenehmer und entschuldigte, daß er seinen Namen nicht nenne: eine Marotte, die er pflege. Abirgens dürfe sie volles Vertrauen zu ihm haben. Er wünsche die einzige Auskunft, ob Fräulein Klinger noch bei Frau Otten sei. (Er wußte natürlich, wer im dritten Stock wohne.)

„Ach, Sie sind wohl verwandt?“ fragte Regina.

„Irgendwie,“ sagte er. Abirgens scheine es ihm, sie müsse noch oben sein. Regina log unter einer plötzlichen Eingebung: „Nein, sie ist schon um 6 Uhr weggegangen.“

So, dann müsse er eben eine Nachricht nach Pension „Miramar“ geben...

Draußen auf der helleren Straße schämte sie sich ihres Mißtrauens. Sie sah seine feinen gefütterten Handschuhe und streifte den Pelzmantel mit scheuem Blick. Nein, sie könne wirklich in ihrem Aufzug sich nicht begleiten lassen, und sie sei auch eilig. Und er habe ja doch schließlich nicht auf sie gewartet!

„Das nicht,“ sagte er und dankte einem Arbeiter, der tief grüßte, „aber Sie könnten mir einen großen Dienst tun, wenn Sie mir helfen wollten, diese unglückselige Geschichte zu entwirren, der meine Teilnahme aus irgendeinem Grund gehört...“

„Ach, Sie wissen?“ fragte Regina, „aber ich muß wirklich eilen. Nach halb 8 Uhr wird niemand mehr empfangen...“

„Aber wir haben ja nicht weit,“ sagte er.

„Sie wissen doch nicht, wohin ich gehe,“ sagte sie erstaunt.

„Natürlich weiß ich es: ins Magdalenenstift! Sehen Sie, nun wundern Sie sich; aber ich will Ihnen gestehen, da Sie mich ohnehin beargwöhnen, daß ich es auf dem Brief gelesen habe, den Sie in ihr Täschchen steckten, als Sie sahen, daß es schneite. Abirgens habe ich es schon vorher gewußt.“

Regina entschuldigte sich, man müsse heutzutage, da so viel vorkomme, vorsichtig sein. Und er gab ihr recht. Vollkommen. Er werde sie auch nicht lange belästigen, aber er sei entschlossen, zu helfen, und sie müsse ihm seinen Plan erleichtern. „Nur verraten dürfen Sie mich nicht,“ sagte er, „später will ich Ihnen gern sagen, warum.“

„Frau Otten?“ fragte sie.

„Ihr auch. Aber glauben Sie nicht,“ fragte er vorsichtig, „daß man ihr helfe, indem man Fräulein Klinger hilft?“

„Da möge er recht haben. Sie kann einem wirklich leid tun,“ sagte sie. Da legte er los und erzählte mit sympathischer Wärme, wie es ihn schmerze, sie leiden zu sehen. Was sie in den paar Monaten körperlich heruntergekommen sei. Wie sie keine Nacht vor elf, zwölf zur Ruhe gehe, durch den Friedhof wandle, auf der Bank im Museumsgarten sitze!

(Schluß folgt.)

Tobias Guarnerius

Eine unheimliche Geschichte von Honoré de Balzac

Uebersetzt von Theodor Ekel

(Fortsetzung und Schluß)

Als im Festsaal sämtliche Mitwirkenden der großen musikalischen Veranstaltung versammelt waren, führte der Bürgermeister auch den Tobias Guarnerius ein. Man kann sich denken, daß er in seinem altmodischen Anzug, an dem alle darauf verwendete Mühe die Spuren langer Jahre nicht hatte tilgen können, und sein verlegenes linksches Wesen ihn zu einer komischen Figur machten. Als man ihn dann aber in seinem Winkel sitzen sah, mit totenbleichem Gesicht, den Blick starr und unsäglich angstvoll auf den Virtuosen gerichtet, der seinem Werke nun die ersten Töne entlocken sollte, mochte er wohl keinem mehr komisch erscheinen, denn jeder hatte mit ihm Angst und befand sich mit ihm in äußerster Spannung.

Es gibt keine Worte dafür, die Ergriffenheit zu schildern, von der die Zuhörer bewegt wurden, als der Bogen über die Saiten strich und die gefangene Seele ihr Leid klagte. Es haben viele versichert, daß es ihnen bei den ersten Tönen zumute war, als würden sie von der Erde jäh emporgerissen und schwebten mitten im Raume in unerhörter Todesangst. Andere wieder empfanden die Klänge schrill und schmerzvoll, als zerrten sie an ihren Nerven und lösten sie vom Fleische los. Aller aber bemächtigte sich ein durch menschliche Sprache nicht zu bezeichnendes Mitgefühl; wie durch einen Zauber spürten all die versammelten Seelen, daß hier eine gefangene Seele zu ihnen rief, mit deren Leid sie in Tränen zerfloßen und in trostlose Traurigkeit versanken. Weder der Schmerz einer Mutter um ihr erstgeborenes Kind, noch der Jammer einer verlassenen Geliebten, noch die Klage des Künstlers, der vor Vollendung seines Lebenswerkes stirbt, kann einen Vergleich bieten zu dem tiefen Weh jener Tochter des Himmels, die über den Ablauf ihrer Zeit hinaus freudlos auf Erden zurückgehalten wurde und schluchzend nach der Ruhe der Ewigkeit verlangte. Niemand, selbst nicht der Spieler, der den Bogen über die Saiten strich, hätte sich an eine einzige Note der Melodie erinnern können, die von der Violine des Tobias Guarnerius gesungen wurde, niemand hätte sich bestimmt darüber äußern können, ob das, was er gehört, ein Melodienspiel gewesen war oder eine wunderbare Erzählung eines begnadeten Dichters, in welcher mit Meisterschaft ein Bild aller Leiden, aller Kämpfe, aller Traurigkeiten des Lebens in Eins geschmolzen war, in unsägliches Schwerkut, in das Weh tiefster Hoffnungslosigkeit. Aber jeder mußte sich sagen, daß er noch niemals eine so überirdisch ergreifende Harmonie gehört habe.

Als der letzte Ton des Geigensangs verklungen und die Zuhörer aus ihrer Entrückung wieder zu sich selbst gekommen waren, wandten aller Blicke sich auf Tobias Guarnerius. Der Musiker in ihm hatte den Menschen übertäubt, den Seelenschrei und seinen Widerhall in aller Herzen hatte er nicht vernommen, taub war er gegen jenen Schrei gewesen, der gerade ihn am meisten hätte erschüttern müssen; denn für ihn war er nicht nur ein Schluchzen des Leides, sondern eine schwere Anklage. Aber er hatte nur die herrliche Harmonie genossen, die alles, was die größten Meister seiner Kunst je geschaffen, weit hinter sich ließ. Er war bei solcher Lösung der Auf-

gabe seines Lebens auf die Knie gesunken, und während er die Hände faltete und gen Himmel streckte, ließen ihm Tränen über sein Gesicht, aus dem unsagbare Freude aufstrahlte. Aus seiner seligen Versunkenheit wurde er schließlich durch den Prinzen erweckt, der ihn am Arme rüttelte und ihm die Frage stellte, ob er ihm diese Violine für tausend Taler verkaufen wolle. Wie geistesabwesend lächelte der arme Mann den Prinzen an. Dann antwortete er: „Meine Violine für tausend Taler? Bedenken Sie, was das heißt: Sie wollen für Geld etwas kaufen, was aus dem Nichts entstanden ist! O Herr, Sie wollen die Schöpfung kaufen! Wieviel, ich bitte Sie, würden Sie für die Sonne zahlen, wenn sie eines Tages zu verkaufen wäre?“

Wie hätte man diese stolzen Worte des armen Geigenmachers auslegen sollen? War er aus kindlicher Pietät unwillig geworden über den ihm vorgeschlagenen Handel? Oder war es Selbstüberhebung des Künstlers, der sein Werk mit tausend Talern viel zu niedrig eingeschätzt wähnte? Der Prinz legte seine Rede in lechterem Sinne aus und bot die doppelte Summe. Und wieder lehnte Tobias ab: seine Violine sei nicht verkäuflich, es genüge ihm, daß sein Ruhm von nun an unsterblich sei. Zu seinem Unglück hatte er es mit dem starren Willen eines Prinzen zu tun, für den es keine Hindernisse gab. Der fürstliche Dilettant nahm ein Portefeuille aus der Tasche und zählte daraus zwölftausend Franken in Banknoten auf einem Tische auf, zog dann noch eine Börse hervor, die so voller Goldmünzen war wie diejenige der Verkäufer in den Komödien, und rief: „Dafür Ihre Violine!“

In seinem ganzen Leben nicht hatte der arme Tobias auch nur eine Summe von tausend Franken besessen. Beim Anblick dieses Reichtums fiel sein ganzer Stolz, seine Pietät, seine kaufmännische Berechnung, kurz alles, was ihn hätte zurückhalten können, jäh in sich zusammen. Er zählte mit gierigen Blicken die Banknoten, schätzte rasch den Inhalt der Börse ab und tat so, als ob er unter einem unwiderstehlichen Zwange handle, als er nun antwortete: „Da Sie das Instrument durchaus haben wollen, nehme ich den Preis an.“ Und mit einer Geste großartiger Freigebigkeit fügte er hinzu: „Den Schlüssel gebe ich Ihnen unberechnet mit dazu. Nur sage ich Ihnen, daß ich mich für meine Ware nicht verantwortlich halte. Wenn Sie sie nicht gut in acht nehmen und etwas in Unordnung kommen sollte, so übernehme ich keine Garantie für Reparatur.“ Das Verlangen des Prinzen nach diesem Besitz war so brennend, daß es ihm gar nicht einfiel, an die Möglichkeit eines Schadens zu denken. Er legte die Violine in den Kasten, der ihm so großmütig geschenkt worden war, und gab seinem Kammerdiener den Auftrag, das neue Eigentum in seine Wohnung zu tragen. Aus der Gesellschaft stahl er sich so schnell als möglich fort, um seinen Schatz sofort zu genießen. Und so geräuschvoll und unermüdlich genoß er ihn dann, daß in der ganzen Nacht auf hundert Meter in der Runde kein Nachbar ein Auge schließen konnte.

Tobias verbrachte die Nacht auf andere Weise: Er genoß seinen „unsterblichen Ruhm“, den er schon im Festsaal des Bürgermeisters verkündet hatte. Und

zwischendurch wühlte er wie berauscht in seinem Reichthum, den er für ganz unerschöpflich hielt. Tatsächlich waren es über fünfzehntausend Franken. Stück für Stück zählte er immer wieder die Banknoten und die Goldmünzen durch, und als schließlich seine Lampe verlöschte, machte er sich noch im Dunkeln das Vergnügen, die Münzen Stück für Stück durch die Finger gleiten zu lassen und sie in seiner Börse zu vereinigen, um sie insgesamt in der Hand zu halten und zu wägen. So trieb er es bis ins Morgengrauen hinein, um dann endlich in Schlaf zu verfallen.

Frühzeitig war er wieder auf den Beinen. Als ob er einen lustigen Abend verbracht und berauscht eingeschlafen wäre, so fühlte er sich geistig abgespannt und etwas bekümmert in seinem Herzen, und sein Kopf schmerzte ihm. Ein schmerzhafter Gedanke ergriff ganz Besitz von ihm; er warf sich vor, die Seele seiner Mutter nicht nur gestohlen und gefangengefetzt, sondern sie auch verkauft zu haben! Dem Menschen, der ihn dafür bezahlt hatte, stand es jederzeit frei, sie zu wecken und zum Tönen zu bringen; er konnte sie weiter verkaufen, er konnte sie von Ort zu Ort auf Reisen mit sich nehmen, kurz, er konnte mit ihr tun und lassen, was er wollte.

Während Tobias sich noch mit solchen Vorstellungen quälte, betrat ein alter Mann seinen Laden. Dieser Alte, ein Diener des Magistrats, war dem Geigenmacher gut bekannt, denn als junger Bursche war er der Verlobte von dessen Mutter gewesen, die er nur darum nicht geheiratet hatte, weil er in den Krieg ziehen mußte. Als er nach vielen Jahren heimgekehrt war, hatte er sie verheiratet gefunden, doch bewahrte er ihr seine Freundschaft und Brigittens Gatte selbst, der seiner Frau nicht mißtraute; hatte ihn eingeladen, sie, so oft er wollte, zu besuchen. So war der kleine Tobias gar oft auf seinen Knien geritten. Dieser Mann nun hatte bei der Soirée vom Vorzimmer aus die Violine gehört, aus der Brigittens Seele seufzte, und sofort die Stimme erkannt; denn die Liebe hat ein sicheres Gedächtnis, das niemals erlischt, so alt ein Mensch auch wird. So hatte Brigitte einst an dem unvergeßlichen Tage geklagt, an dem er sie verlassen mußte, um in den Krieg zu ziehen. Die ganze Nacht nach der Vorführung der Geige war es ihm, als habe er wiederum die Seele seiner Geliebten klingen gehört. Das versetzte ihn in solche Erregung, daß er am Morgen alsbald zu Tobias Guarnerius eilte, um sich über das unerklärliche Geschehnis Aufklärung zu verschaffen. Den Tobias brachte das, was der Greis ihm sagte, zunächst in höchste Verwirrung und seine Antwort war nur ein verlegenes Stammeln. Dann aber raffte er sich zusammen und versuchte die Sache ins Römische zu ziehen. Brigittens Geliebter ließ sich jedoch nicht verblüffen, und als er kopfschüttelnd fortging, murmelte er drohend, er werde es schon noch ergründen, welch ein böses Geheimnis dahinter stecke.

Schon während er das Geheimnis für ein solches ansah, von dem außer ihm nur der Himmel etwas wisse, war dem Tobias seine Schuld eine grausame Qual gewesen. Nun, da er sah, daß die Gedanken eines anderen auf die Fährte seines Verbrechens gekommen waren und er fürchten mußte, daß sich sogar das Gericht mit seinem Frevel befassen könnte, wurde es noch schlimmer. Umsonst, daß er den ganzen Tag gegen seine Reue und seine Angst anzukämpfen versuchte; am Abend unterlag er in diesem Kampfe vollständig. Er raffte den Kaufpreis zusammen und lief zum Käufer, um die Violine zurückzukaufen, und trug sich mit der Absicht, sobald er

das Instrument wieder in seinem Besitz hätte, den Zauber zu brechen und die Seele freizulassen. Aber es ist nun einmal so, daß es den Menschen, denen es leicht wird, den Weg des Bösen zu betreten, nicht leicht gemacht wird, den Pfad zu finden, der sie zum Guten zurückführt. Als Tobias bei dem Prinzen vorsprechen wollte, war er längst abgereist. Doch stand sein Entschluß, sich von der Last des Gewissens zu befreien, so fest, daß er seinen Laden schloß und den nächsten Postwagen benutzte, um zur Residenz des Prinzen zu fahren.

Dort eingetroffen, mußte Tobias zwei Tage warten, bevor es ihm gelang, bei Seiner Hoheit Zutritt zu erhalten, und was er vernahm, war dies, daß die Violine bereits in andere Hände übergegangen war. Acht Tage lang hatte der Prinz darauf spielen können, dann waren seine Nerven vollständig zerrüttet. Der Leibarzt hatte es sich nicht anders erklären können, als daß der eindringliche Klang des neuen Instrumentes die Krankheit verursacht habe, und hatte den Prinzen veranlaßt, es schleunigst fortzugeben. So war die Violine an einen italienischen Virtuosen verkauft worden, der mit ihr eine Konzertreise durch Europa zu machen und sie zunächst in Paris vorzuführen gedachte.

Diese Kunde veranlaßte den Tobias, sich von neuem auf die Reise zu begeben.

In Paris angekommen, trachtete Tobias danach, den Aufenthalt des Signor Ballondini in Erfahrung zu bringen, was ihm um so müheloser gelang, als der Virtuose durch seine Violine vom ersten Konzert an eine Berühmtheit geworden war und sein Talent und der Zauberklang seines Instrumentes in allen Zeitungen ausführlich besprochen wurden.

Tobias war zunächst geradezu ärgerlich darüber, daß der italienische Künstler den ganzen Ruhm für sich allein erntete; gewiß hätte doch auch dem Schöpfer des wunderbaren Instrumentes ein großer Anteil davon gebührt. Der sagte sich aber nun, daß es ihm so ganz recht geschehe, als Sühne für seinen Frevel. Ohne über seine Zurücksetzung zu klagen, gab er sich darein. Wenn es ihm nur glücken würde, das verhängnisvolle Werk wieder in Besitz zu bekommen. Sobald er die Adresse des Signor Ballondini in Erfahrung gebracht hatte, fuhr er in einem Mietswagen hin. Eine halbe Stunde vorher war der Virtuose jedoch nach Italien abgereist, um auch dort zu konzertieren. Tobias Guarnerius reiste ihm nach.

Ich weiß nicht alle Orte und alle Hände aufzuzählen, durch welche die verhängnisvolle Violine ging. Länger als 14 Tage konnten selbst die stärksten Nerven sie nicht ertragen. Aber jedesmal, wenn ein Besitzer sich ihrer zu entledigen trachtete, war auch schon ein gieriger Nachfolger da. Zwei volle Jahre hindurch verfolgte der arme Tobias die Geige durch Italien, England, Ostindien, Spanien, und nachdem er nochmals Frankreich durchquert hatte, führte ihn seine ergebnislose Jagd nach unerhörten Strapazen wieder nach Deutschland zurück, wo sich jezt das Instrument in Händen eines wohlhabenden Buchhändlers befinden sollte. Und diesmal kam er nicht zu spät. Nur war jezt seine Börse fast leer; denn trotz strengster Sparsamkeit war ihm von der einst so hohen fürstlichen Summe nichts übriggeblieben, um einen Gegenstand erwerben zu können, dessen Kaufpreis sich beständig zwischen zwölf- und fünfzehntausend Franken gehalten hatte.

Nach langem Überlegen kam Tobias Guarnerius zu der Ansicht, daß ein Mensch, der den verächtlichsten aller Diebstähle, nämlich den einer Seele, begehen konnte,

nun auch vor einem geringeren zweiten Diebstahl, der zur Sühne seines ersten Verbrechens erforderlich war, nicht zurückschrecken dürfe. Also bestach er mit den letzten paar Franken einen Bedienten, der ihn bei Nacht in das Haus des Buchhändlers einlassen sollte, wo er sich dann der Violine zu bemächtigen gedachte.

Aber der Fluch, der auf dem Seelendieb lastete, ließ ihm sogar ein schlechtes Vorhaben nicht gelingen. Der bestochene Diener war nämlich ein echter Gauner, der sich einen höheren Gewinn davon versprach, wenn er den Diebstahlsplan seinem Herrn rechtzeitig verriet. So wurde Tobias auf frischer Tat ertappt und ins Gefängnis geworfen. Als Höhepunkt all seiner Qualen sah er nun einer entehrenden Kerkerstrafe entgegen. Seine Angst vor dem Richterspruch brachte bei ihm ein Herzleiden zum Ausbruch, das durch die Enttäuschungen und ungeheuren Aufregungen der letzten Jahre bereits in ihm vorbereitet war; man mußte ihn ins Spital bringen.

Dort wurde es ihm bald zur Gewißheit, daß seine Heilung ausgeschlossen sei, und von Stunde zu Stunde erwartete er den Tod. Wennschon er hoffen durfte, auf solche Weise der menschlichen Gerechtigkeit zu entgehen, so wußte er doch, daß es vor der himmlischen Gerechtigkeit, die eine so schwere Sache mit ihm zu regeln hatte, keinen Ausweg gab. Wohl hätte ihm das Sakrament der Reue Tröstung und Hoffnung wiedergeben können, aber aus Angst vor dem ungeheuerlichen Bekenntnis, das er dann seinem Richter hätte machen müssen, wagte er es nicht, danach zu verlangen.

Der Sonnenschein eines klaren Herbstmorgens fiel auf des Kranken Bett, das er nicht mehr verlassen sollte, und verbreitete in dem Raum eine festliche Stimmung; ein frischer Wind spielte im Laub der Bäume vor den Fenstern. Ueberall lag es wie Ruhe und Glück, der Tag war viel zu schön, als daß man gerade jetzt ans Sterben hätte denken mögen. Der Geist des Kranken wurde auf den Himmel gelenkt und in sein Herz zog die Hoffnung auf himmlische Gnade. Er bat um den Besuch eines Priesters, denn endlich hatte er den Mut gefühlt, seine Beichte abzulegen, um Absolution zu erhalten. Der Geistliche des Krankenhauses nahm die Beichte entgegen. Der Priester hätte gut daran getan, im Hinblick auf die Schwäche, die den Patienten während des Beichtens immer deutlicher befiel, sich zu beeilen; aber er war einer von denen, die keine Absolution zu erteilen pflegen, ohne vorher lange Reden über die sieben Todsünden u. dgl. zu halten, und so geschah es, daß der Kranke, dessen Kräfte zusehends schwanden, in Agonie verfiel, bevor der Priester ein Ende seiner rednerischen Leistung gefunden hätte.

Nachdem er schon einige Minuten in diesem Zustand gelegen und anscheinend alles Gefühl für die Außenwelt bereits verloren hatte, wurde er jedoch, gerade als der gute Priester vor seinen Schlusssätzen angekommen war, noch einmal aufgerüttelt: Der schrille, ferne Klang einer Geige, die eine Tirolienne spielte, berührte sein Ohr, und wenn der redende Geistliche sich durch diese Musik auch nicht im geringsten stören ließ, so drang sie dem Sterbenden doch durch Mark und Bein. Er fuhr im Bette auf, sein Haar sträubte sich, und schmerzhaft lief

ein Zucken über sein Gesicht. In entsetzlicher Angst krallte er sich in den Arm des Beichtvaters und jammerte kläglich:

„Hören Sie! Hören Sie die weinende Seele meiner Mutter?“ Dann sank er zurück, lag ein paar Minuten in einem heftigen Krampf und verschied — ohne Absolution.

Was der Sterbende gehört hatte, war nur die Geige eines Krankenwärters, der sich zwischen dem Verbinden von Wunden und dem Einsargen von Toten in seinen freien Stunden mit der schönen Kunst beschäftigte, in welcher solche Menschen ja häufig Ablenkung suchen. Der arme Tobias hatte sich also ganz grundlos aufgeregt.

Im selben Augenblick, da er seinen letzten Atemzug tat, vernahm der Buchhändler, der jetzt die Geige besaß, im Innern des Kastens ein starkes Klingen, als ob der Bogen kräftig über eine Saite striche. Schnell öffnete er den Kasten, um nachzusehen, da verspürte er deutlich einen leisen Hauch, der über sein Gesicht fuhr. Alle Saiten waren zerprungen, der Steg war umgefallen, alles, was die „Seele“ einer Geige ergibt, lag zerfallen da, und im Innern des Instrumentes hörte man es klappen. Ein Instrumentenmacher übernahm es, die Geige wiederherzustellen, aber wie er sich auch Mühe gab, blieb ihr seelenvoller Klang doch verloren, namentlich auch die frühere Macht, die Nerven zu erregen. Immerhin blieb sie ein beachtenswertes Werk und im europäischen Geigenhandel wohlbekannt.

Ein Jahr später, als die näheren Umstände des Todes des Tobias Guarnerius in seiner Vaterstadt Bremen bekanntgeworden waren, sprach der bis dahin verschwiegen gebliebene alte Diener des Bürgermeisters seine Vermutungen aus, die um so schneller und fester Glauben fanden, als sich die Oeffentlichkeit schon damals mit dem plötzlichen Verschwinden des Geigenbauers sehr erregt beschäftigt hatte. Voll neuer Erregung rottete sich nun vor dem seit drei Jahren geschlossenen Laden das Volk zusammen, brach die Haustüre auf und drang in das Innere ein. Da wurden denn allerlei verdächtige Sachen gefunden, darunter die Bestandteile des Transfusionsapparates und ein paar Bücher in fremder Sprache, was zur Erhöhung des schlechten Rufes des Geigenmachers, der glücklicherweise keine Nachkommen hinterlassen hatte, noch wesentlich beitrug. Mitfühlende fromme Leute stifteten für die Ruhe der Mutter Brigitte so viele Messen, daß die Geistlichkeit mehrere Monate damit zu tun hatte. Am Morgen nach dem Einbruch in den Laden fanden sich auf den Fensterläden jene roten Kreuze, die Ihnen besonders aufgefallen sind. Wer sie hingemalt hat, weiß man nicht. Begreiflicherweise fand der Eigentümer des Hauses keine neuen Mieter für den Laden, und da er die Hoffnung auf irgendwelchen Nutzen aus dem Hause aufgeben mußte, will er es jetzt niederreißen lassen. Die Bewohner jenes Viertels freuen sich darüber, denn sie wollten zur Nachtzeit oft ein unheimliches Lärmen dort gehört haben. Das dürfte allerdings Altweibergeschwätz sein, dem aufgekläarte Geister keinen Glauben schenken sollten; denn man sollte sich hüten, den dummen Gespensterglauben, von dem sich das Volk so leicht beherrschen läßt, noch zu unterstützen.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Zum 25jährigen Jubiläum des Rheinischen Goethevereins wurde vom Düsseldorfer Stadttheater Goethes „Faust“ (1. Teil) aufgeführt.

Max Grube — Josef Münch! Rein Wunder, wenn viele Besucher dieses „Festspiels“ sich mit Erstaunen an den Kopf faßten und nach Goethes „Faust“ fragten. Denn was gebracht wurde, war alles andere, nur nicht der „Faust“, den man wieder einmal zu sehen wünschte, vielmehr ein „Faust“, den man gewaltsam ins rein Zeitlose verpflanzt hatte, dem man das kulturhistorische Moment, das Goethe selbst scharf umgrenzt hat, genommen. Josef Münch hat den „Faust“ willkürlich, nur an einen schnelleren Ablauf der Handlung denkend, einfach auf eine vierstündige Spielbauer zusammengestrichen, die beiden Faustmonologe, die Dialoge zwischen Faust und Mephisto, vor allem den Osterspaziergang unglaublich verstümmelt. Goethes „Faust“ ohne den vollständigen Osterspaziergang, ohne daß der Zuschauer wie bisher die befreiende Weite mitempfindet, die den mittelalterlichen Kleinstädter beseelet, wenn er die Enge der Stadt, den zwingenden Vann der Stadtwälle verläßt und hineinschreitet in den singenden, jubelnden Frühlingstag!

Warm werden konnte man bei Münchs „Faust“ nicht, denn neben dieser unglücklichen dramaturgischen Lösung sorgte Theodor Schlönski dafür, daß der Zuschauer nur ja nichts von der „veralteten“ Faustromantik verspürte. Genau so wie Münch nur die „zeitlosen“ Probleme des „Faust“ leben ließ, so bemühte auch Schlönski sich, durch seine szenische Lösung Goethes „Faust“ alles das zu nehmen, was an seinen Schöpfer erinnerte. Das ist ihm auch glänzend gelungen! Mit all seinen Bühnenbildern, die gemeinsam das sich durch die ganze Bühnenbreite erstreckende Kugelsegment „die Erbkugel“ zeigen, wollte Schlönski doch nur etwas gewollt „Neues“ schaffen. Das ist die einfachste Erklärung für seine Schöpfungen. Nach diesen Szenarien hätte der „Faust“ überall in „zeitlosem Land“, nur nicht in der von Goethe gezeichneten mittelalterlichen Stadt spielen können. Ein Spitzbogen auf einer Kugel ist schließlich beim besten Willen kein Faust'sches Studierzimmer, wie auch die übrigen Bühnenbilder weder das anheimelnde Bild der mittelalterlichen Stadt, noch den verschwiegene Garten des stillen Bürgerhauses auch nur andeutungsweise wiedergaben.

Wenn man Goethes „Faust“ sehen will, ist man schließlich nicht zufrieden mit einem „Faust“ von Münch und Schlönski, und will man schon „Neues“ schaffen, dann gibt es letzten Endes andere besser geeignete Objekte für solche Versuche als Goethel!

Für die begonnene Spielzeit haben die Vereinigten Stadt. Theater folgende Aufführungen vorgesehen:

Uraufführungen der Oper:

- „Kleider machen Leute“ von Zemlinsky (deutsche Uraufführung),
- „Die Mora“ von Clara Wiebig (Aufführung),
- „L'Orfèvre“ von Malepiero (deutsche Aufführung).

Erstaufführungen der Oper:

- „Der ferne Klang“ von Schreier,
- „Giovani Schicchi“ von Puccini,
- „Der Dieb des Glücks“ von Schuster,
- „Alteste“ von Glück,
- „Oberon“ von Weber i. d. Maßlerschen Bearbeitung,
- „Die Rauensteiner Hochzeit“ von H. W. von Waltershausen,
- „Judith“ von Ettinger,
- „Die Abreise“ von d'Albert,
- „Der Schicksalstag“ von Halévy i. d. Bearbeitung von Kleefeld.

Neu-Einstudierungen der Oper:

- „Die Meistersinger von Nürnberg“, „Das Glöckchen des Eremiten“
- „Der Barbier von Sevilla“, „Der Postillon von Lonjumeau“, „Die toten Augen“, „Die Afrikanerin“, „Salome“, „Der Rosenkavalier“,
- „Othello“ von Verdi, „Josef in Ägypten“, ferner: Mozart „Idomeneo“, „Die Hochzeit des Figaro“, „Die Entführung aus dem Serail“, „Die Zauberflöte“.

Schauspiel:

- „Faust“ 1. und 2. Teil, „Kolportage“ von Georg Kaiser, „Der singende Fisch“ von Alfred Brüst, „Hannibal“ von Grabbe, „Penthesilea“ und einige Aufführungen, über die Verhandlungen noch stattfinden.

An Operetten-Neuheiten bringt die Spielzeit:

- „Carneval der Liebe“, „Zwei um Eine“, „Die Perlen der Cleopatra“, „Gräfin Mariza“, „Meine Tochter Otto“ sowie noch andere Erstaufführungen sofort nach den Berliner Premieren. An alten Operetten sind vorgesehen: „Wenn Liebe erwacht“ und „Schöne Helena“. Von Dezember an wird das Stadt. Theater in Düsseldorf aus drei Teilen bestehen. Stadttheater für Oper und Schauspiele, Groß-

Düsseldorf für Schauspiele und Proben und das Apollotheater für Variété. Es ist zu begrüßen, daß das Apollotheater seinem ursprünglichen Zweck, dem Variété, wieder zurückgegeben wird, nachdem es sich hinreichend herausgestellt hat, daß der übergroße Raum des Theaters mit seiner schlechten Akustik sich für die Oper, vor allen Dingen für die kleine Oper absolut nicht eignet. Das durch einen günstigen Nachtvertrag nunmehr in den Kreis der Stadt. Theater einbezogene Unternehmen Groß-Düsseldorf wird das Stadttheater selbst vor allem in der schwierigen Frage der Probemöglichkeiten entlasten.

Schauspielhaus: Im Sommer 1922 wurde das Schauspielhaus mit der Leitung Dumont-Lindemann, nachdem es 17 Jahre lang viel Kulturarbeit geleistet und bestimmend auf die Entwicklung der deutschen Bühne, vor allem der Theater an Rhein und Ruhr eingewirkt hatte, infolge der wirtschaftlichen Nöte geschlossen.

Die Inflation machte das sofort einsetzende Bestreben weiter Kreise von Gönnern und Freunden des Schauspielhauses, neue Geldmittel zum Wiederaufbau zusammenzubringen, zunächst zunichte! Erst die Stützung der Mark ermöglichte es der Gemeinschaft der Freunde des Schauspielhauses, eine neue finanzielle Grundlage zur Wiedereröffnung des Schauspielhauses zu schaffen! Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß neben Düsseldorf auch Gelsenkirchen, M. Glabbach, Vieren und Neuf sich an dem Wiederaufbau der alten Künstlerstätte hervorragend beteiligt haben!

Die Dumont-Lindemann-Bühne konnte ihren zweiten Eröffnungstag festlich begehen! Im Innern des Theaters hat sich vieles geändert. Das frühere heitere Rot des Zuschauerraumes hat einem ernsten, dunklen Braun Platz gemacht, Holztäfelung an Wänden, Logen- und Rangbrüstungen hat die frühere Stoffbespannung ersetzt und damit den akustischen Mängeln abgeholfen!

Die neue Bühnenbeleuchtung ist die modernste, vollkommenste ihrer Art! Der Gesamteindruck ist Ernst und Würde! Mit Ibsens „Kaiser und Galiläer“ wurde das Haus eröffnet. Dieses Werk, das der Dichter „sein Ungeheuer“ nannte, und in dem er die kulturelle Atmosphäre der frühchristlichen Jahrhunderte gestaltete, ist bedeutsam auch für die geistigen Kämpfe unserer Zeit.

Durch die Wörnersche Bühnenbearbeitung, die darauf hinausging, beide Teile zusammenzuziehen und das ganze Werk an einem Abend zu bringen, ist „Kaiser und Galiläer“ stark verstümmelt worden. In dieser Fassung konnte das Werk naturgemäß bisher von der Bühne nicht bezwungen werden. Das Schauspielhaus zog es deshalb vor, das Werk in eigener Bearbeitung, der Absicht des Dichters entsprechend, an zwei Abenden zu geben. Es dürfte dies die erste deutsche Aufführung sein, die das Riesenwerk den Absichten Ibsens entsprechend wiedergegeben hat. Wie die Wahl des Werkes selbst der Leitung das glänzendste Zeugnis ausstellt, so brachte die Durchführung den alten und neuen Kunstkräften Peter Esser, Fritz Reiff den langerwarteten Ersterfolg auf ihrer neuen Bühne!

Im Laufe der folgenden Wochen wird als erste Uraufführung Albrecht Schaeffers „Der große Konstantin“ gegeben, ein Werk, das die geistigen Strömungen, die Ibsen in „Kaiser und Galiläer“ gestaltete, von einer anderen dichterischen Schau her zu zwingen versucht.

Im übrigen wird sich der Spielplan der nächsten Zeit wie folgt zusammensetzen: Josef von Eichendorff „Die Freier“, Wilhelm Schmid-bonn „Der Geschlagene“, Goethe „Stella“, Shakespeare „Wie es Euch gefällt“, „Romeo und Julia“, Kleist „Amphytrion“, Bernard Shaw „Die heilige Johanna“, Georg Kaiser „Der gerettete Alibiades“, Albrecht Schaeffer „Demetrius“.

An Uraufführungen sind außer Schaeffers „Konstantin“ zunächst vorgesehen: Eduard Stucken „Die Opferung des Gefangenen“, Scheller „Die Cenci“ (deutsche Uraufführung) und ein Werk von Georg Kaiser. In Aussicht genommen sind ferner Werke von Calderon.

Akademische Kurse und Volkshochschule. Zeiten äußerer Not und Bedrückung veranlassen den Menschen, sich auf die inneren Werte zu beziehen. Während heute nach außen Kino und Kabarett Trumpp ist, regt sich unter der Oberfläche neues Leben im Geiste. In der Kunst, im Theater, in der Philosophie, in der Jugendbewegung, überall sehen wir neue, frische Kräfte am Werk, den geistigen Wiederaufbau unseres Volkes zu fördern. Nur so kann man es verstehen, wenn die Bildungseinrichtungen der Stadt Düsseldorf einen enormen Zuspruch aus allen Kreisen der Bevölkerung haben. Diese Bildungseinrichtungen zerfallen in zwei große Abteilungen: die „Volkshochschule“ und die „Akademischen Kurse“. Die Volkshochschule ist keine spezifisch deutsche Einrichtung. In den nordischen Staaten wurde sie schon längere Zeit gepflegt und ist dort auch z. T. anders organisiert als bei uns. Während bei uns ein Schulbetrieb herrscht, bei dem die Schüler ein bis zwei Stunden zusammenkommen, um dann wieder auseinander zu gehen, wohnen z. B. in Dänemark die Schüler oft ein halbes Jahr lang zusammen in Gemeinschaftswohnungen. Daß das bei unserer industriellen Entwicklung nicht möglich ist, ist zwar bedauerlich, doch vorerst nicht zu ändern. Die Düsseldorfer Volkshochschule will, wie es in ihrem Arbeitsplan heißt, „in jedem strebenden Menschen, der zu ihr kommt, die

vorhandenen geistigen Fähigkeiten entfalten, ihn Gesetze der Natur und größere Sinnzusammenhänge auf allen geistigen Gebieten schauen, ihn innere Werte finden lassen, die sein Leben lebenswert machen und seiner Lebensführung Richtung geben können". Gedacht ist die Volkshochschule, wie schon ihr Name sagt, für Leute mit Volksschulbildung, die aber darüber hinaus in dem eben angeführten Sinne sich weiter zu bilden bemühen.

Im Gegensatz dazu bezwecken die „Akademischen Kurse“, „auf hochschulmäßiger Grundlage den Bildungsuchenden und Gebildeten aller Stände Gelegenheit zur Vertiefung und Erweiterung ihres Wissens auf allen Gebieten, besonders aber hinsichtlich der Wirtschaftswissenschaften, zu gewähren“. Hier wird also schon ein gewisses Maß von Bildung vorausgesetzt. Die Akademischen Kurse sind im Jahre 1911 gegründet worden und haben sich seitdem besonders unter der Leitung des derzeitigen Direktors, des Professors Dr. Rumpmann, außerordentlich ausgewachsen. Ob sie die Grundlage für eine später einmal zu errichtende Universität abgeben werden oder welche Zukunft sie sonst haben, darüber läßt sich heute noch nichts sagen. Jedenfalls steht Düsseldorf mit den Akademischen Kursen in Deutschland unerreicht da. Wohl haben auch andere Städte ähnliche Einrichtungen, doch erstrecken sie sich meist nur auf wirtschaftliche Dinge, wie z. B. in Essen.

Das Programm beider Veranstaltungen, der Volkshochschule wie auch der Akademischen Kurse, ist ungemein reichhaltig. Der Arbeitsplan der Volkshochschule für das Wintersemester 1924/25 gliedert sich in 12 große Abteilungen. Die erste umfaßt Weltanschauungsfragen, Seelenkunde und Erziehungslehre. Hier wird über den Sinn des Lebens, über die Mythik, über die außerschristlichen Religionen u. a. m. gesprochen werden. Die zweite Abteilung behandelt Religion und Religionsgeschichte; hieron seien an Themen nur genannt: Grundlagen einer Lebensphilosophie; die katholische Kirche und das moderne Leben; Probleme der Person und des Lebens Jesu. Die dritte Abteilung umfaßt Rechts- und Staatswissenschaften, die vierte Abteilung Volkswirtschaft und Betriebswirtschaftslehre; es seien genannt: Volkswirtschaftliche Gegenwartsfragen; deutsche Wirtschaftsgeschichte; die soziale Frage und ihre Lösungsversuche; die Börse, ihre Aufgaben und wirtschaftliche Bedeutung. In der fünften Abteilung wird Kulturgeschichte, Heimatkunde, Geschichte, Erd- und Völkertunde behandelt, so z. B. die künstlerische Kultur des Mittelalters. Die sechste Abteilung bringt Himmelskunde und Meteorologie. In der siebten Abteilung wird die deutsche Sprache und Literatur behandelt; darin gibt es Arbeitsgemeinschaften über „Wege zur Beherrschung der Muttersprache ihrer Form und ihrem Geiste nach“, über „das Schauspiel und die Bücher des Tages“, über Goethes „Faust“, über Jugendbewegung und Dichtung und viele andere. In der achten Abteilung werden Kunst und Kunstgewerbe besprochen, wie z. B. die Kunst und die Kulturen des Ostens. In der neunten Abteilung soll der Musik gebient werden. Die zehnte Abteilung pflegt Mathematik, die elfte Abteilung die Naturwissenschaften und die zwölfte schließlich Biologie und Gesundheitslehre. Hierzu kommen noch die Sonderveranstaltungen: eine Rembrandt-Ausstellung, eine Fröh-Neuter-Gedächtnis-Feier, ein Konzert zum Verständnis hebräischer Melodien.

Ähnlich, nur ihrem Charakter als akademische Veranstaltung entsprechend, ist der Semesterplan der „Akademischen Kurse“. Auch hier Vorlesungen über Kunst- und Literaturgeschichte, Philosophie, Religionswissenschaft, Geschichte, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Privatwirtschaftslehre, Naturwissenschaften, Technik, fremde Sprachen und Kulturen, Fertigkeiten. Zu diesen allgemeinen Abteilungen treten noch die besonders umfangreichen fachlichen Kurse, nämlich die handelswissenschaftlichen Kurse, die Verwaltungsakademie und technische Fachvorlesungen. Aus den Sonderveranstaltungen seien nur hervorgehoben das „Collegium musicum“, Vorträge der Rantgesellschaft, die Ausstellung „Das schöpferische Kind“. Man sieht also, welche Fülle anregender Stoffe geboten und wieviel Möglichkeiten hier gegeben sind, sein Wissen und seine Allgemeinbildung zu vertiefen.

Eine Stütze finden die Akademischen Kurse noch in der „Gesellschaft der Freunde der Akademischen Kurse“. Diese will die Akademischen Kurse in jeder Weise fördern, überhaupt das geistige Leben in Düsseldorf pflegen und auf die Vereinheitlichung des zersplitterten Kulturlebens der Stadt hinwirken. Sie scheidet ferner Fachgruppen aus, die, wie z. B. die Ortsgruppe Düsseldorf der Rantgesellschaft, wissenschaftlich Gebildeten zur Vertiefung ihres besonderen Fachwissens dienen sollen.

Wenn hier noch Bedenken bestehen, so sind dies eben nur Bedenken, die man gegen jegliche Bildungsarbeit, die sich auf weitere Volksschreie erstreckt, hegen kann: daß nämlich mit der Aneignung von vielleicht nur halb verdaulichem Wissen ein Dünkel geizt wird, der auf die „ungebildete“ Menge herabsehen läßt, und der den davon Befessenen glauben macht, die Rätsel der Welt wären nun endgültig gelöst. Aber dagegen gibt's nun kein Mittel, und schließlich ist der Mensch ja auch sein eigener Herr und muß wissen, was ihm ansteht.

Daß die Akademischen Kurse bei dem Saalmangel in unsrer Stadt danach streben, ein eigenes Gebäude zu besitzen, ist erklärlich. Doch geht, wie eine Denkschrift des Professors Dr. Rumpmann an den Oberbürgermeister der Stadt zeigt, das Streben noch weiter. Der geplante Bau

soll nicht nur den Akademischen Kursen eine Heimstätte bieten, sondern darüber hinaus soll es ein „Kulturhaus“ werden, das den gesamten Düsseldorfer Kulturbestrebungen dienen soll. Es sollen u. a. zwei Säle eingerichtet werden, einer von 800 bis 900 Plätzen und einer von etwa 300 Plätzen, so daß damit dem dringendsten Bedürfnis abgeholfen wäre. Ob allerdings der Staat und die Stadt Zuschüsse gewähren, steht noch sehr in Frage. Doch wird auch ohne dies der einmal gefaßte Plan nicht wieder fallen gelassen werden, und wir dürfen hoffen, in nicht zu ferner Zukunft um ein wichtiges Kulturelement reicher zu sein. Wft.

Im ersten Konzert des Stadt Musikvereins führte sich der neuernannte Generalmusikdirektor der Stadt Düsseldorf, Professor Schneevogt, mit einem Beethovenprogramm ein. Professor Schneevogt, dem ein sehr guter Ruf vorausgeht, machte auch hier den günstigsten Eindruck. Er ist zwar kein ektatisch sich gebärdender Moderner, aber seine Dirigentkunst ruht auf einem gediegenen musikalischen Können und Versehen. Als erstes brachte er die Leonoren-Ouvertüre Nr. 3, die er mit dramatischer Beiseelung zu gestalten wußte. Es folgten die Eroica und die 5. Sinfonie. Auch diese wurden in überaus würdiger Weise dargeboten. Das Orchester entwickelte unter seinem neuen Dirigenten viel Klangfreudigkeit und leistete besonders in der dynamischen Schattierung Erfreuliches. Wenn man hinsichtlich der Tempi anderer Ansicht ist und man hier und da etwas mehr Wärme sich wünschte, so konnte dies doch den guten Gesamteindruck nicht trüben. Der Beifall war dementsprechend herzlich, und so steht zu hoffen, daß der diesjährige Konzertwinter sich erfreulicher gestaltet als der vorige.

Mit einem fünftägigen Brahmsfest, das zur Hauptsache vom Roséquartett bestritten wurde und das Brahms' Kammermusik einer zahlreichen Hörerschaft vermittelte, eröffnete der Immermannbund seine diesjährigen Veranstaltungen. Die Durchführung des Programms war entsprechend der künstlerischen Reife der Ausführenden ein voller Erfolg. (Fortsetzung der Kunstschau s. S. 474).

Der Sternhimmel Mitte November 1924. Um 10 Uhr abends sind die glänzenden Wintersternbilder (mit Ausnahme des Großen Hundes) bereits aufgegangen und schmücken den östlichen und südöstlichen Himmel. Orion übernimmt die Führung über das Sternheer. Fuhrmann, Stier, Perseus, Zwillinge und Kleiner Hund, zu denen sich eine Stunde später der Große Hund mit Sirius, dem hellsten Fixstern des ganzen Himmels, gesellt, scharren sich um den gewaltigen Jäger und geben dem Firmament über viele Grade hin strahlenden Glanz. Leier, Adler und Schwan sind ganz auf den westlichen Himmel gerückt, der Große Bär rückt mächtig in den Nordostquadranten. Im Südwesten und Süden verfolgen wir den Tierkreis vom Wassermann über die Fische und den Widder zum Stier hin. Südlich dieser Linie erstrecken sich die großen Sternbilder des Walfisches und des Eridanus; nördlich funkeln Pegasus und daran anschließend Andromeda mit dem berühmten Spiralnebel. Die ein großes lateinisches W bildenden Hauptsterne der Kassiopeia leuchten fast im Scheitelpunkt auf. Algol im Perseus, der bekannteste veränderliche Stern, dessen Licht in regelmäßigem Wechsel zwischen 2,2 und 3,5 Größe schwankt, kann im kleinsten Licht am 1. Nov. vorm. 6 $\frac{1}{4}$ Uhr, am 4. Nov. vorm. 3 Uhr, am 6., 8. und 9. Nov. nachm. 11 $\frac{3}{4}$, 8 $\frac{1}{2}$ und 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, am 24. und 27. Nov. 4 $\frac{1}{4}$ und 1 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm. und am 29. Nov. 10 $\frac{1}{2}$ Uhr nachm. beobachtet werden.

Planeten. Merkur wird Ende des Monats im Südwesten unter günstigen Bedingungen sichtbar. Am 30. Nov. steht er 2 Gr. 36 Min. südlich von Jupiter. Venus bleibt Morgenstern, die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt aber langsam ab. Mars rückt auf den Abendhimmel. Seine Helligkeit geht jetzt rasch zurück, da er hinter der Erde immer mehr zurückbleibt. Ende des Monats ist er nur noch — 0,3 Größe. Am 5. Nov. wird der rote Planet abends 8 Uhr 54 Min. vom zunehmenden Mond bedeckt. Jupiter verschwindet im Laufe des Monats in den Strahlen der Sonne. Saturn erscheint am Morgenhimmel; er geht zum Schluß schon drei Stunden vor der Sonne auf.

Außer dem Mars wird am 13. Nov. vorm 5 Uhr auch Aldebaran im Stier vom Monde bedeckt. Die Sonne tritt am 22. Nov. aus dem Zeichen Skorpion in das Zeichen Schütze.

Am 15. September abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde von dem Privatdozenten der Mathematik an der Universität Köln Dr. Paul Finsler in Bonn ein neuer Komet entdeckt, der bei seiner Auffindung in der sternarmen südlichen Gegend des Sternbildes des Bootes stand. Er bewegte sich mit einer ziemlich Geschwindigkeit vorwärts. Zur Zeit seiner Entdeckung war er siebter Größe und zeigte sich als verschwommener Nebelfleck mit einem strahlenförmigen Schweifansatz von etwa zehn Bogenminuten. Ende September bewegte er sich im Sternbild der Jungfrau in der Richtung auf das Sternbild der Waage zu. Am 29. stand er in fast gleicher Höhe mit β im Sternbild der Waage. Der Komet ist mit kleineren optischen Hilfsmitteln nur kurze Zeit abends zwischen 7 und 8 $\frac{1}{2}$ Uhr über dem westlichen Horizont auffindbar.

Ein ungefähr hundert Meter langes Riesene meteor ging im September in Nordafrika nieder. Das Gewicht des Kolosses wird mit 20 000 Tonnen angegeben.

Die Rake

Skizze von Dr. G. Nonnenmacher, Köln

Es ist nicht wahr, daß der Schaltmeister Franz Seuer Selbstmord verübt hat. Die Rake hat ihn ermordet. Oder auch seine verstorbene Frau. Wie man's nimmt. Hätte er noch fünf Minuten Zeit gehabt, zu sprechen, er hätte das mit wenigen Sätzen überzeugend dardun können. Aber als man ihn fand, war er bereits so tot, wie ein Mensch nur sein kann, und die Beamten, die den Tatbestand aufnahmen, konstatierten Selbstmord.

Franz Seuer war Schaltmeister in einer Überlandzentrale seit fünf Jahren. Liebte abgöttisch seinen Beruf. Sein innerster Mensch war Schaltmeister. Mit einem Griff am Schalthebel die todbringenden Elemente zu bändigen, hunderttausend Volt im Raum zu halten, wie ein Herrscher auf der Schaltbühne zu stehen, die Maschinenkolosse parieren zu lassen auf die leichte Drehung der Hand — Herrgott, das war Leben! Ein göttliches Gefühl der Macht gab das, der Überlegenheit, der Sicherheit im Handeln! Dazu besaß er alle jene typischen Eigenschaften, die der Hochspannungsmann vor der Schalttafel ebenso braucht wie der Flugzeugführer, wie der Automobilist am Steuer. Er war eine jener Naturen, die ein gewisses Phlegma wie eine Schuhhülle um sich tragen, die aber innerlich voller Glut sind und immer sprungbereit. Die durch jede Gefahr mit unerschütterlicher Ruhe hindurchgehen und dabei in Bruchteilen von Sekunden ihre Entschlüsse fassen, ihre Entschlüsse ausführen, immer folgerichtig und zwangsläufig, wie lebende Maschinen von vollendeter Präzision.

Sein Weib war klug und feinnervig und vom ersten Tag ihrer Ehe an heiß bemüht, seine Liebe zum Beruf mit ihm zu teilen. Aber ihre Feinnervigkeit wurde Hysterie, und sein Beruf kostete sie ihr junges Leben.

Sie ließ sich alles von ihm erklären: die Schaltung der großen Dynamomaschinen, die Bedeutung der Transformatoren, die den Maschinenstrom auf jene wahnwitzig gefährliche Spannung brachten, die Einrichtung des wie ein Heiligtum verschlossenen Hochspannungsschalthauses, in dem die gebändigten Energien in Marschkolonnen eingeteilt wurden für ihre Reise über Land.

Und sie bat ihn, ihr jenes Heiligtum zu zeigen. Er tat es mit innerem Widerstreben; es ging gegen seine Dienstvorschrift, und es war nicht in Ordnung. An dem Tag nahm das Unglück seinen Anfang.

Immer wieder mußte er sie mitnehmen in das Hochspannungsschalthaus. Da stand sie — mit aufgepeitschten Nerven — in dem hohen, lichten Raum, den auf weißgetünchten Eisenträgern glänzende Porzellanmassen und blanke Kupferstränge in rechtwinkliger Ordnung füllten. Unsichtbar, in grausiger Stille, pulsten dort — fast in Reichhöhe — die todbringenden Mächte. Sie wußte, daß jede Berührung sofortigen Tod brachte; daß auch dem unvorsichtig sich Nähernden schon der sprühende Tod ins Gesicht sprang. Und sie sog das Bewußtsein der Todesnähe mit gierigen Sinnen ein. Ging umher mit halbgeschlossenen Augen und geblähten Nüstern, als witterte sie die unwägbaren, unfaßbaren Ausstrahlungen, die aus den Kupfersträngen nach ihren Nerven zielten. Magische Gewalt bekam die Hochspannung über sie. In wilden Phantasien spielte sie mit dem blinkenden Tod, tausendmal griff sie in Gedanken nach dem todbringenden Kupfer. Die Schauer, die sie durchliefen bei diesem Spiel, wurden Wollust, gegen die alle Wollust ihres Ehe-

frühlings verblaßte. Gieriger, krankhafter wurden diese Phantasien, je öfter sie kam.

Dem Schaltmeister lag alles, was Nerven hieß, viel zu fern, um den krankhaften Zustand seines Weibes rechtzeitig zu bemerken. Bis er eines Tages, nachdem er sich für fünf Minuten zur Schalttafel gewandt hatte, sein Weib mit der kleinen Montageleiter sah — sah, wie sie zwei, drei Sprossen zögernd, wie traumwandelnd emporstieg — in Greisnähe dem Kupfergestänge —. Mit wenigen Sätzen konnte er neben ihr sein, sie zurückreißen. Doch sein Verstand widersprach. Die aufgespeicherten Erfahrungen aus der Unfallchronik seines Berufes lösten automatisch in seinem Hirn die Gedankenkette aus, die sich jetzt in rasender Folge in seinem Bewußtsein abhaspelte: faßte er sie — eine hundertstel Sekunde zu spät — waren beide verloren — zurück zur Schalttafel — ausschalten — das Gestänge spannungslos machen! Und er hastete zum Schalter, machte die nötigen Schaltgriffe — mechanisch — exakt — vorchriftsmäßig. Als er zurücktaumelte, war die Frau — tot.

Das war nun schon bald ein Jahr her. Das Unglück hatte ihn hart gemacht, steinern; er sprach fast kein Wort seit jenem Tag. Versah seinen Dienst pünktlich, gewissenhaft, wie ein Uhrwerk. Sein Innenleben schien erstorben zu sein für alle, die ihn kannten. Es war nicht erstorben. Aber es konzentrierte sich in einem einzigen Gedanken, den er in sich hineinfraß, mit dem er sich raufte und nicht fertig werden konnte, und der ihn aushöhlte wie ein Holzwurm den Stamm. Hatte er nicht falsch gehandelt? Hätte er sein Weib zurückgerissen, statt zum Schalter zu springen! Vielleicht hätte er sie retten können. An einem winzigen Bruchteil Zeit hing es. Oder sie wären gemeinsam gestorben, wenn es zu spät war, wenn sie und ihn der Strom verbrannt hätte.

Da kam die Rake zu ihm. Auf dem Grabe seiner Frau fand er sie. Er nahm sie mit, weil er dunkel fühlte, daß sie ihn irgendwie an seine Frau erinnerte, ohne sich über dies Gefühl klar werden zu können. Sie blieb willig bei ihm; war schwarz, starknochig und hatte einen teils vorwurfsvollen, teils boshaft triumphierenden Blick in den halb geöffneten Augen.

Schon am nächsten Morgen kam die Rake zu ihm ins Schalthaus. Sie strich unruhig, nervös durch den Raum, windete blinzeln nach oben und sog hörbar die Luft ein. Er beachtete sie erst nicht; dann jagte er sie gleichgültig fort. Am nächsten Morgen kam das Tier wieder. Er sah, wie es mitten im Schalthaus stand und mit vorgestrecktem Kopf und mit einer gewissen Gier in dem gespannten Körper nach dem Hochspannungsgestänge emporblinzelte. Da hatte er wieder das dunkle Gefühl, an seine Frau erinnert zu werden; und plötzlich sah er wie vor Jahresfrist sein Weib im Schalthaus stehen und in das Gestänge blicken. Mit einem Fluch warf er der Rake ein Werkzeug nach. Und minutenlang danach fühlte er sich unsicher und ängstlich bei seiner Arbeit.

Die Rake besuchte ihn jeden Tag im Schalthaus. Sie kletterte an den Eisenträgern empor, tauchte über der Schalttafel vor ihm auf, war da und dort, lautlos, gespenstisch, erschreckte und verwirrte ihn. Er schlug, warf und trat nach ihr; sie kam immer wieder. Er untersuchte das ganze Haus, die Wände, das Dach; dichtete alle Zugänge ab, durch die das Tier sich hätte zwängen können.

Trotzdem war es plötzlich wieder da — saß auf irgendeinem Eisenträger und starrte in das Hochspannungsgestänge.

Die Rake verfolgte den Schaltmeister wie ein böser Geist bei seiner Arbeit, zerrüttete seine Nerven, lähmte seinen Willen. Seine Schaltgriffe wurden unsicher. Er zitterte, wenn er den Schaltraum betrat; und er sah den Tag kommen, an dem er zusammenbrechen mußte. Nachts schlief die Rake regelmäßig in seinem Hause. Er beschloß, sie zu erschlagen. Aber sobald er sein Vorhaben ausführen wollte, sah sie ihn mit einem boshaft-vorwurfsvollen Blick an, der ihn wie ein Arthieb traf und ihn auf unerklärliche Weise schmerzhaft an sein Weib erinnerte. Er hat seine Bekannten, das Tier umzubringen; alle versprochen es, aber keiner brachte es über sich.

Sieben Tage kämpfte er so mit dem Tier um seinen Verstand, um sein Leben. Als er am achten das Schalt haus betrat, schillerten die hellgrünen Augen der Rake in einem eigentümlich magischen Glanz auf ihn herab. Sie hockte — schräg über ihm — auf einer der waggerichten, stromführenden Kupferschienen, das Haar gestäubt, den Kopf schief herabhängend und nach dem Schaltmeister blickend, als habe sie ihn erwartet. Wieder

der Vorwurf in den Augen und ein boshafter Triumph. Als er den Blick erwiderte, warf sie den Kopf zurück, öffnete halb den Mund und kniff die Augen zu wie in höchster Wollust.

War das nicht das Gesicht seiner Frau? — Satan! — Er riß die kleine Montageleiter aus der Ecke — hastete die Sprossen empor — sinnlos — fiebernd vor Wut — griff — — —

Da faßte ihn der Strom. Es wurde dunkel. Er hatte das Gefühl, als ob eine riesige Zange ihn zerquetschte und ihm gleichzeitig alle Muskeln einzeln zerriß. Es war fast ein wohliges Gefühl der Auflösung. Sein Gehirn arbeitete noch drei Gedankenlängen: hatte er nicht sein Weib retten wollen — — jetzt beide tot — — ach nein, bloß die Rake — — verflucht! — — —

Als sie ihn fanden, war die Rake verschwunden. Der Schaltmeister hing mit verzerrtem Gesicht im Gestänge, die rechte Hand verkrampft um den Kupferleiter.

Die Beamten konstatierten, wie gesagt, Selbstmord.

Es ist der Todestag seiner Frau heute, stellte der Betriebsführer fest — — und an der gleichen Leitung wie — seine — Frau!

Stille Städte am Niederrhein

Von Hermine Schmülling

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man vom Niederrhein nur sprach als von einem geographischen Begriff. Der Rhein, der in seinen oberen Teilen so viel gerühmt, viel besungen, viel befahren und viel bereist wird, fand sozusagen bei Düsseldorf seinen Abschluß. Auch Goethe, der viel Gewanderte, ist bei seiner Rheinreise nicht weiter gekommen als nach Pempelfort, dem lieblichen Landsitz seines Freundes Friß Jacobi, dem Brennpunkte des rheinischen geistigen Lebens jener Zeit.

Erst in den allerletzten Jahrzehnten hat man allmählich erkannt, daß das Land am Niederrhein, unterhalb Düsseldorfs, noch eine Fülle eigenartiger Reize bietet, die es sich wohl verlohnt, etwas näher in Augenschein zu nehmen. Ist es den Malern zu danken, einem Liesegang, Eugen Rampo, Lüdeke, van Brakel, die als Söhne dieses Landstriches die eigene Schönheit des niederrheinischen Landes auf die Leinwand zu zaubern wußten, daß weiteren Kreisen der Sinn erschlossen wurde für die unaufdringlichen Reize dieser lieblichen, aber etwas spröden Schönen? Oder hat Lauff, der aus Raskar stammende Schriftsteller, durch seine heimatisch gefärbten Romane Liebe für Land und Leute des Niederrheins zu wecken gewußt? Bis zu welchem Grade, das ist schwer zu sagen. Tatsache ist es, daß der Niederrhein mit seinem üppigen Weideland, den schwarz-weiß gefleckten Rindern, den stillen Wassern, dem ewig wechselnden Wolkenspiel, den stilvollen, baumumgürteten Chaussees, den verstreuten Strauch- und Baumgruppen, den sauberen Dörfern, den geruhigen Windmühlen und den stillen, verträumten Städtchen gegenwärtig viele Freunde hat, die gerne von Zeit zu Zeit den Staub der Industriestädte von den Füßen schütteln, um das stille, grüne Land auf sich wirken zu lassen.

Und doch war es auf diesem heute so friedvollen Gelände nicht immer so friedlich und geruhsam. Vor etwa 2000 Jahren klirrten dort die römischen Waffen, Kriegslärm durchtoste das Land. Unweit dem heutigen Xanten hatten die Römer ein monumentales Dauerlager —

castra vetera — angelegt. Mit dem Feldherrnblick des Römers hatte man zur Befestigung den heutigen Fürstenberg bei Xanten ausgesucht, ein strategisch äußerst glücklich gewählter Punkt. Am Fuß dieser hügelartigen Erhebung, wo heute die Wasser des Alten Rheines sich breiten, floß damals der Rhein vorbei, auf der gegenüberliegenden Seite mündete zu jener Zeit die Lippe. Wie gut konnte man von diesem Luginsland aus die Niederung überschauen! Die bürgerliche Niederlassung befand sich da, wo heute das kleine Dorf Birten behaglich sich im Grünen duckt. Dort im Munizipium hatten sich die Kaufleute, Wirte und pensionierten Legionssoldaten angesiedelt. Heute ist an dieser Stelle noch eine große, runde Vertiefung zu sehen, deren Erdwälle strauchüberwachsen sind, aber unschwer das ehemalige Amphitheater erkennen lassen. Auch nach der Seite Xantens hin, wo das knorrige Kleeve Tor steht, das heute zu einem Heimatmuseum umgebaut ist, lag eine bürgerliche Niederlassung. Man hat dort viel Münzen, Waffen, Töpferien gefunden und gesammelt, auch Siegel mit dem Aufdrucke der römischen Legionen gefunden, so daß man genau weiß, welche Heeresteile Rom dort stationiert hatte. Mehrere Jahrhunderte lang war castra vetera das Einfallstor zum rechtsrheinischen Germanien. Dann kam das Christentum an den Rhein, Roms Weltherrschaft stürzte zusammen. Gras, viel Gras und eine neue Zivilisation, die christlich-mittelalterliche, wuchsen auf der römischen empor, die bald ganz in Vergessenheit geriet. Auf dem Boden der ehemaligen römischen Bürgerniederlassung entstand der Dom von St. Viktor mit seiner Rektoratschule, dem Kanonikerstift und den Stiftshäusern. Durch das schöne alte Tor der St.-Michaels-Kapelle tritt man in dieses stille Domviertel, das fast eine Stadt für sich bildet. Keine zugige, unkünstlerische „Domfreiheit“, wie man sie leider in vielen Städten in später Zeit geschaffen, hat hier den Bauplan des mittelalterlichen Meisters zerstört: wie beim Münster zu Straßburg ragt der

St.-Viktors-Dom mit seinen beiden charakteristischen spitzen Türmen aus den niedrigen Profanbauten empor, beherrschend und Ehrfurcht gebietend. Paul Clemen nennt den gotischen Bau mit seinem romanischen Turmhaus „ein Kompendium niederrheinischer Baugeschichte durch vier Jahrhunderte“. Im Innern gibt es neben gotischen auch Renaissance- und Barockaltäre. Alles ist so geblieben, wie es die einzelnen Jahrhunderte geschaffen haben, und darin liegt sicherlich ein gut Teil seiner so unmittelbar wirkenden Schönheit. Der St.-Viktors-Dom in seiner jetzigen Gestalt ist der sechste Bau,

Das Chorgestühl, um 1300 entstanden, gehört zu den ältesten des Rheinlandes, die Armlehnen und die Trennungen der Sitze sind durch kleine, freistehende Säulen mit Knospenkapitälern gestützt, auf den gekrümmten Teilen eine Krabbe, die mit Menschenköpfen und hockenden Tierfiguren in erfinderischer Mannigfaltigkeit wechselt. Die Wände des Chores verkleidet eine Anzahl kostbar gewebter Teppiche, die sich sämtlich noch an dem Platz vorfinden, für den sie bestimmt wurden und die zugleich die Entwicklung der Teppichweberei durch anderthalb Jahrhunderte illustrieren. Im Kantener Dom soll Sieg-

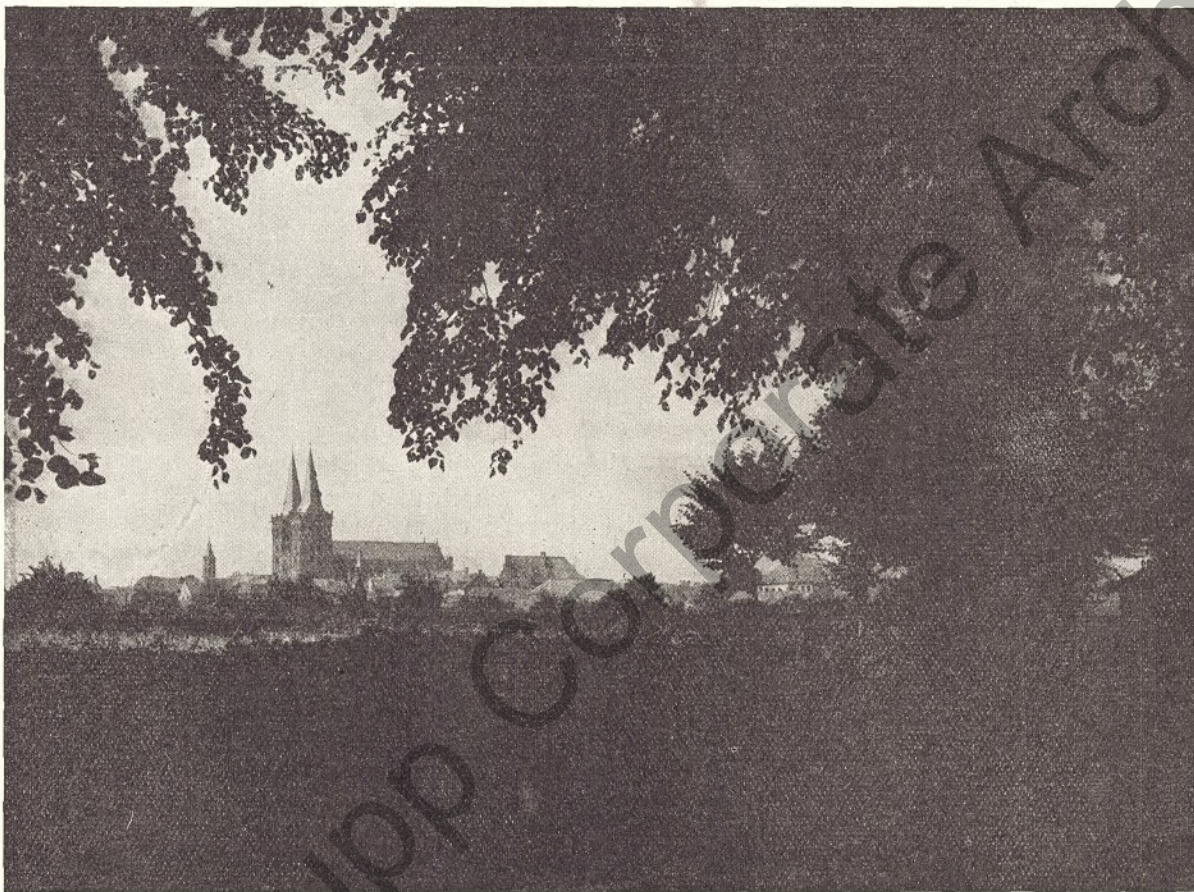


Abb. 1. Stadtansicht von Xanten

Phot. Franz Knippenberg, Nees a. Rh.

der erste geht bis auf die heilige Helena zurück, die Mutter des Großen Konstantin, die ihn zum Gedächtnis der 350 Märtyrer aufrichten ließ, die um ihres Glaubens willen im Amphitheater in Birten den Märtyrertod erlitten haben sollen. Im stillen, friedvollen Kreuzgang wandert man an den Begräbnisstellen der Domherren vorbei; schöne Steinplastiken der Renaissancezeit erzählen von jenen Männern, die einst hier wirkten. Im stimmungsvollen Innern des Domes mit seinen schönen, alten Kirchenfenstern, gibt es prächtige Schnitzwerke der Meister der Kalkarer Schule. Aus der Fülle schöner Altäre sei der Marienaltar hervorgehoben, nach Clemen „das letzte und reifste, in der Ornamentik schon am stärksten mit Renaissanceemotiven gesättigte Werk des Heinrich Douwermaann“; unter den Gemälden sind die Tafelgemälde des westfälischen Meisters Viktor Dünwegge bemerkenswert, die heilige Sippe darstellend, ein Bild von glänzend leuchtender Farbe und edler Auffassung.

fried zum Ritter geschlagen worden sein. Also erzählt die Aventure in der Nibelungen Not:

Dô wuohs in Nederlanden
eins edelen Küneges Kint.
Des Vater der hiez Sigemunt
sîn muoter Sigelint.
In einer bürge riche
witen wol bekannt
niden bi dem Rine
din was ze Santen genant.

Und dieses einst so berühmte Xanten hat auch heute noch einen großen Marktplatz, der wohl an die grandes places altflämischer Städte erinnert. Die breiten, behaglichen Linden geben ihm das echt deutsche Gepräge. Still und menschenleer ist es auf diesem weiten Platz. Die wenigen Fußgänger scheinen sich zu verlieren, wenn nicht gerade ein Karussell, die Kirmes oder der sonntäg-

liche Touristenverkehr etwas Leben in das stille, alte Städtchen bringt. Dort an der Ecke, wo man zur Rarthaus, dem ehemaligen giebelgeschmückten Kloster, einbiegt, ein kleiner Gartenpavillon, eine Erinnerung aus der Rokokozeit! Von hier aus konnte man den ganzen Marktplatz übersehen, so gut wie vom reichgeschmückten Erker, der an der Rückwand eines der Stiftshäuser von St. Viktor angebracht ist.

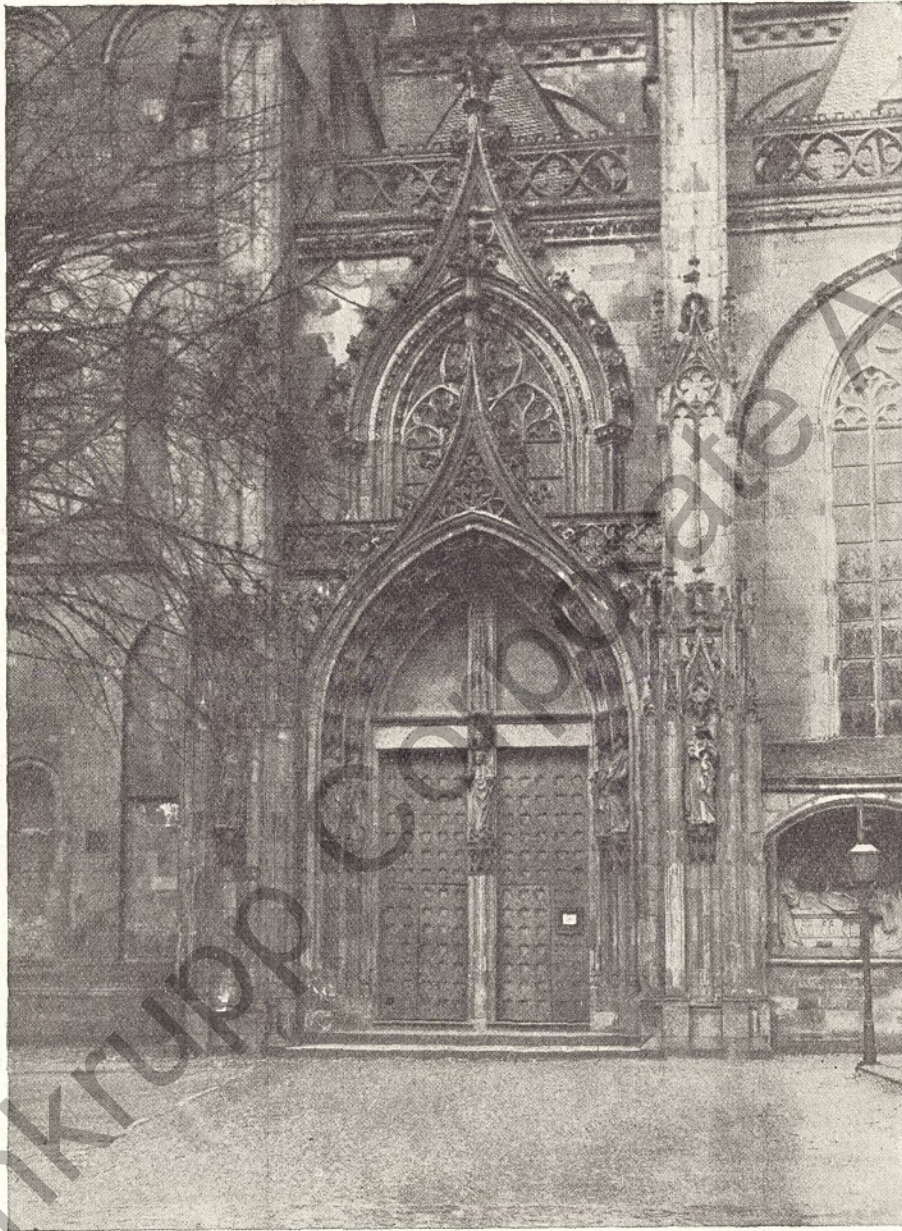
Der Rhein, der noch im Mittelalter Kanten berührte, hat heute sein Flußbett weiter nach Osten verlegt. Dort an der Landungsstelle besteigen wir das Rheinschiff und gleiten an schwelenden Wiesen, dem grünbewachsenen Rheindamm, Pappeln und Weidengebüsch vorbei stromabwärts; hin und wieder ragt ein spitzer Kirchturm aus dem in Grün gebetteten Dorf heraus, eine Windmühle dreht sich schläfrig im Winde. In der Ferne wird die Silhouette von Rees sichtbar, man unterscheidet deutlich sein Getümmel und die jäh zum Rhein abfallende Stadtmauer. Die Schiffsglocke läutet: Wir sind am Ziel. Prall scheint die Sonne auf die hohen, schrägen, mit roten Pfannen belegten Dächer der alten Reeser Häuser, die Wäsche bleicht auf der Rheinböschung, die Linden am Walle stehen in vollstem Dufte.

Durch das alte, trauliche Krantor tritt man auf den großen Reeser Marktplatz, der noch stiller ist als der Kantener. Wenn nicht Kinder ihr „Ringel, Ringel Reihe“ singen und dieselben Spiele spielen, die vor vielen hundert Jahren auch schon hier gespielt wurden, so möchte man glauben, man wäre in einer verzauberten Stadt. So menschenleer ist es auf dem Marktplatz in Rees wie auf dem in Delft in Holland oder Veurne (Furnes) in Flandern. Ein Franzose hat einmal gesprochen von den toten Städten Hollands und Flanderns, als Dritte im Bunde kann man ihnen ohne Zaudern die niederrheinischen anreihen. Kanten, Rees, Ralkar, sie gleichen ihren

holländischen und flandrischen Schwestern nicht nur infolge einer gewissen baulichen Verwandtschaft, die durch eine Kulturgemeinschaft zur Zeit des Burgunderreiches begründet ist, sie haben auch eine ähnliche geschichtliche Entwicklung aufzuweisen. Die meisten dieser Städte haben dem Hansabund angehört oder im höfischen oder kirchlichen Leben des Mittelalters eine wichtige Rolle gespielt; damals entsprachen die großen Kirchen, die weiten Marktplätze ihrer wirtschaftlichen Bedeutung; heute zu kleinen, bedeutungslosen Provinzstädtchen herabgesunken, stehen sie in keinem Verhältnis mehr zu ihrer Einwohnerzahl. Daher der Eindruck der Stille, Öde und Verschlagenheit!

Recht niederländischen Charakter hat auch das Reeser Rathaus, das schöne, zinnengeschmückte Gebäude mit seinen zu Ecktürmchen ausgebauten Erker und der schlichten Blende als einziger Verzierung. Eine Reihe alter, giebelgeschmückter Häuser rahmen den Platz ein, auf dem ein alter Barockbrunnen Wasser spendet. Im Hintergrunde die romanischen Turmhauben der Maria-Himmelfahrtskirche, ein im Schinkel'schen Stile von Adolph von Hage des aufgeführtes Bauwerk, echt klassizistisch, vornehm und schön in seinen

Raumverhältnissen. Im Innern noch manch Kleinod mittelalterlicher Kunst: da ist z. B. das älteste Madonnenbild aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, neu polychromiert, wahrscheinlich eine niederländische Arbeit: Maria als Himmelskönigin mit güldner Kron und Zepter auf reich verziertem gotischen Thron, auf ihrem linken Knie das Jesuskind in langem Hemdchen und güldner Krone. Sehenswert ist auch die heilige Magdalena mit ihren blonden, herabflutenden Locken und dem feinen, blaugrünen Gewand, ein Werk der Ralkarer Schule, wohl das Abbild einer niederrheinischen Frau mit niederländischem Gesichtsschnitt. Im Umkreis der Kirche mehrere Reihen



Phot. Franz Knippenberg, Rees a. Rh.

Abb. 2. Hauptportal des St.-Viktor-Domes in Kanten

Raumverhältnissen. Im Innern noch manch Kleinod mittelalterlicher Kunst: da ist z. B. das älteste Madonnenbild aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, neu polychromiert, wahrscheinlich eine niederländische Arbeit: Maria als Himmelskönigin mit güldner Kron und Zepter auf reich verziertem gotischen Thron, auf ihrem linken Knie das Jesuskind in langem Hemdchen und güldner Krone. Sehenswert ist auch die heilige Magdalena mit ihren blonden, herabflutenden Locken und dem feinen, blaugrünen Gewand, ein Werk der Ralkarer Schule, wohl das Abbild einer niederrheinischen Frau mit niederländischem Gesichtsschnitt. Im Umkreis der Kirche mehrere Reihen

Linden, das typische Bild des niederrheinischen Kirchplanes! Und rund herum steht noch manch feines, stilles Haus, altes Gemäuer umfriedigt blühende, lauschige Gärten, Kinder spielen in friedsamem, grünen Ecken und Winkeln! An die holländischen „hofjes“ und flämischen Begijnenhäuser erinnert in Rees der 1480 von Goswin von Wydick gestiftete Armenhof. Auf der ehemaligen Stadtmauer erhebt sich heute der von Linden überschattete Wall; von hier aus schweift der Blick über den Rhein, der seine tonschiefergrauen Fluten langsam und majestätisch stromabwärts bewegt. An den steilen Stützpfeilern der Stadtmauer haben Reeser Blagen einzelne

und den kleinen Ecktürmen fast wie eine kleine Festung ausschauend! Da war die uralte Gerichtslinde, unter deren schattigen Laub es sich gut sitzen läßt. Der Reitergeneral Seydlich, ein Sohn des Ostens, der zufällig in Kalkar das Licht der Welt erblickte, hält noch immer auf seinem von vier Laternen umstandenen Postament die Wacht. Eine Reihe alter Giebelhäuser rahmt diesen Platz ein, jeder Giebel ist verschieden, da gibt es Treppen-, Voluten-, Sattel- und Fialengiebel in reichem Wechsel. Bei Vollmond muß man über den Kalkarer Markt schlendern, um dieses Stückchen Vergangenheit in ganzer Schöne zu genießen. Aber auch am Niklastag, mitten



Abb. 3. Das Kalker Tor in Xanten

Phot. Franz Antppenberg, Rees a. Rh.

Steine herausgenommen: geschmeidig wie die Raken klettern sie, mit den Klumpen in der Hand, auf und ab und ersparen sich so den Gang von der elterlichen Hütte an der Stadtmauer bis zum Rheinweg.

Hier hält gerade die Fähre, die uns wieder zum linken Rheinufer trägt. Zwei gebräunte, alte Schiffer setzen uns mit der Fähre nach Niedermörmter über; von da aus geht es in zweistündiger Wanderung über die Landstraße nach Kalkar. Nach kurzer Zeit sehen wir in der Ferne seine Silhouette. Aus grünen Ulmen und Pappeln ragt der viereckige, knorrige Turm der Nikolaikirche heraus, der an die breiten sturmwurdevollen Kirchtürme der flandrischen Küste denken läßt. Über den ehemaligen Stadtwall, auf dem jetzt einige Ziegen grasen, gelangen wir durch eine Straße mit altertümlichen Häusern, die just auf den Marktplatz führt. Gibt es etwas Traulicheres und Einheimlicheres als diesen Kalkarer Markt? Da steht in der Mitte der breite, wuchtige Bau des Kalkarer Rathauses in dunklem Backstein, mit seinem Zinnenkranz

im Winter, ist es dort voller Stimmung! Hungrige Späken hüpfen über den Kalkarer Marktplatz, spähen, ob zwischen den unregelmäßigen Pflastersteinen, die von Reif überzogen, etwas zu erhaschen sei, Kinder in Klumpen schlitterten auf der zugefrorenen Gasse, die bleiche Winter Sonne stand schräg über der Nikolaikirche und warf ihren matten Schein auf die alten Backsteinhäuser des niederrheinischen Landstädtchens, kahl streckte die Linde ihre nackten Arme in die Luft!

Der heilige Nikolaus, heute vor allem der Freund der Kinder, der ihnen Moppen, Spekulatius, Apfel und Nüsse hinstreut und am Niederrhein auch vielfach noch den heiligen Christ als Gabenspende übertrifft, war von alters her der Schutzpatron der Handelsherren und Schiffer. Daher sind auch in Flandern und Holland viele Kirchen ihm geweiht. Kalkar lag ehemals an einem alten Rheinarm, ein schiffbarer Kanal zog durch seine Straßen. Damals blühten hier Handel und Wandel, es gehörte dem deutschen Hansabund an, und die Stadtkirche wurde dem Schutze

des heiligen Nikolaus anvertraut. Die räumliche Ausdehnung dieser Nikolaikirche ist ein sprechender Zeuge von Kalkars großer Vergangenheit. Wie das gotische Rathaus, stammt auch dieser Backsteinbau aus dem 15. Jahrhundert. Im Innern die reichgeschnittenen Altäre der Kalkarer Schule, Stiftungen der alten Zünfte, der Wollen- und Leineweber, der Schuhmacher und Lohgerber, der Bäcker und Brauer. Der vollendetste Altar ist unstreitig der zu den sieben Schmerzen Mariä, ein Werk des Bildschnitzers Heinrich Douwermann. Von ergreifender Schönheit ist das Mittelstück, die mater dolorosa mit dem Leichnam ihres göttlichen Sohnes

Chorgestühl in der Nikolaikirche, reich verziert mit schönem figürlichen Schmuck, der teils dem religiösen, teils dem profanen Leben entnommen ist. In den weltlichen Vorwürfen bricht der niederheinische Humor oftmals durch, der niederheinische Schalk, der dem ruhigen, besinnlichen Menschenschlag dieses Landstriches bis auf den heutigen Tag eigentümlich ist.

Auch die Menschen am Niederrhein sind wie ihre Städte und Landschaft den Flamen und Holländern schon recht verwandt, nicht nur in der Sprache und der Vorliebe für Sauberkeit, sondern auch im Temperament. Da gibt es keine Gegensätze, Mundart und Wesensart gehen diesseits

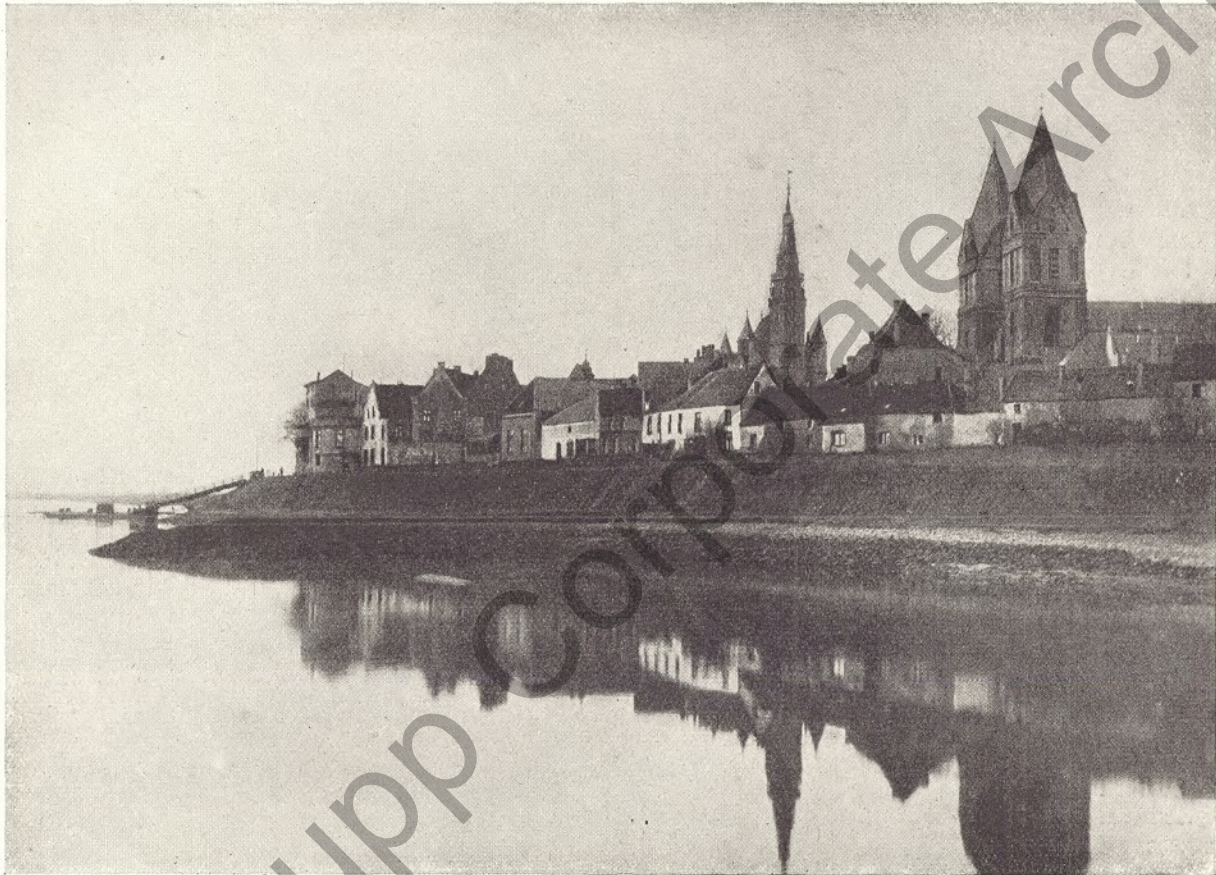


Abb. 4. Rees am Rhein

Phot. Franz Knippenberg, Rees a. Rh.

auf dem Schoße. Auch in der Kreuzabnahme ist die Gestalt der Maria sehr gelungen. Ein Werk voll lebensvoller Freude ist der Altar zu den sieben Freuden Mariä, die Schöpfung eines holländischen Meisters, des Arnoldus aus Zwolle. Prächtig wirken die anmutigen Frauengestalten, und bewundernswert ist es, wie der Faltenwurf der Gewänder trotz des widerspenstigen Holzes so leicht dahinfließt. Von hohem künstlerischen Wert ist auch das

und jenseits der Grenzpfähle ruhig ineinander über. Die trennende politische Grenze, heute noch verschärft durch den Paktzwang, bestand in früheren Jahrhunderten nicht. So konnten diese niederdeutschen Kulturgebiete ungehindert sich gegenseitig beeinflussen und ergänzen, bekamen ihren gemeinsamen Baustil und bewahrten bei großer Verschiedenheit der Gesichter doch gewisse verwandte Züge, die bis auf den heutigen Tag noch zu erkennen sind.

Gefrönte und ungefrönte Fürsten als Erfinder

Von Professor Hans Philipp Weiz

Nirgends gibt es so viel Außenseiter als in den Kreisen der Erfinder. Schon deswegen, weil die Zahl der Erfinder von Beruf, wie sie etwa durch den Amerikaner Edison vertreten werden, außerordentlich gering ist. Die meisten und oft auch epochalsten Erfindungen

und Entdeckungen sind aus den Reihen derjenigen hervorgegangen, deren berufliche Betätigungen auf gänzlich anderen Gebieten lagen. Von dieser Erkenntnis aus ist es einmal recht interessant, auf einem, wenn auch oberflächlichen Streifzug durch die Geschichte der Erfindungen

und Entdeckungen festzustellen, welcher Anteil an diesen gekrönten und ungekrönten Fürsten zufällt. Unter den letzteren verstehen wir jene Geistesfürsten, Dichter, Künstler und Philosophen, die sich durch ganz anders gerichtete Werke, als sie hier betrachtet werden sollen, ihren Ehrenplatz im Parnass der Unsterblichkeit erkämpft haben.

Kriegstechnik, Geographie, Astronomie, Landwirtschaft und Naturwissenschaften werden von dieser Art von Erfindern und Entdeckern besonders gepflegt. Das darf uns, wenigstens für die wirklichen Standesfürsten, auch nicht wundernehmen, da man wohl behaupten kann, daß Kriegswesen, Geographie und Landwirtschaft von der beruf-

Gebiete vermögen wir innerhalb der geographischen Entdeckungen und Erfindungen zurückzugreifen. Schon im Jahre 600 vor Beginn unserer Zeitrechnung umsegelten ägyptische Schiffer im Auftrage ihres Königs Necho Afrika vom Roten Meer aus. 450 vor Christi Geburt unternimmt der karthagische Feldherr Hanno von seiner Vaterstadt aus eine große See-Expedition über die Säulen des Herkules, dem heutigen Gibraltar, hinaus längs der atlantischen Küste Afrikas bis zum Senegal und dem Kap Verde. Völlig modern mutet es uns an, wenn Alexander der Große 327 vor Christi Geburt auf seinem Zuge nach Indien einen ganzen



Abb. 5. Der Rastatter Marktplatz

(Zum Artikel auf Seite 443 bis 447)

Phot. Franz Anippenberg, Rees a. Rh.

lichen Tätigkeit der Regierenden mit umschlossen werden.

Was zunächst die Kriegstechnik angeht, so begegnet uns hier König Ludwig XI. von Frankreich im Jahre 1471 als Erfinder der eisernen Kanonenkugel, die seitdem das steinerne Geschos verdrängt. 1521 führt der berühmte Gegner Egmonts, Herzog Alba, an Stelle der Arkebuse oder des halben Hafens den ganzen Hafen unter dem Namen „Muskete“ ein. Unser lieber alter Meister Albrecht Dürer aber entwickelte 1527 unter Berücksichtigung der Wirkung der Pulvergeschütze ein polygonales Befestigungssystem mit Bastionen und umfangreichen Kasematierungen, das Friedrich der Große 1748 mit eingebauten Batterien beim preussischen Festungsbau einführt. Hier lernte es im Jahre 1807 anlässlich der Schleifung der Festung Schweidnitz der französische General Haxo kennen und machte es nunmehr mit edler Dreistigkeit 1826 unter seinem eigenen Namen in Frankreich populär.

Zeitlich viel weiter als auf dem soeben berührten

Stab wissenschaftlicher Begleiter mitnimmt zur planmäßigen Beobachtung von Kulturpflanzen und anderen merkwürdigen Gewächsen. Der griechische Schriftsteller Theophrast berichtet uns, daß auf diese Weise Bananen (ausgerechnet!), Reis, Mangroven und Euphorbien dem europäischen Gesichtskreis zugänglich gemacht wurden. Unermüdlich sind die antiken Herrscherhäuser bestrebt, die Kenntnis von der Erdoberfläche zu erweitern. So entsenden vom Jahre 290 vor Christi Geburt ab die Ptolomäer regelmäßig Expeditionen zur Erforschung der Nilquellen, die bis in das Gebiet der großen Seen vordringen. Das erste christliche Jahrtausend ist dann von schweren Geburtswehen einer aus Trümmern emporsteigenden Kultur von neuer Richtung erfüllt, wodurch mannigfaltige Verlangen anderer Art wachgerufen werden. Erst im Jahre 983 hören wir wieder von einer erfolgreichen geographischen Expedition, auf der Erik der Rote, von Island ausfahrend, Grönland entdeckt. Den fürstlichen Almanach durchblättern, müssen

wir bei dem 25. April 1634 haltmachen. An diesem Tage setzte Ludwig XIII. von Frankreich durch königlichen Befehl fest, daß die französischen Geographen und Seefahrer die Längen der Orte von dem Meridian der Insel Ferro als ersten Meridian nehmen sollten. Ein Erlaß, der für lange Zeit internationale Bedeutung gewann. Aus neueren Zeiten mag an einen Vorfahr des Königs von Albanien, tragikomischen Angedenkens, erinnert werden, an den Prinzen Max von Neuwied, der 1815 bis 1817 Brasilien und 1832 bis 1834 die amerikanischen Felsengebirge bereiste. Auch der Herzog der Abbruzzen, ein Bruder des Königs von Italien, muß in den geographischen Jahrbüchern geführt werden infolge seiner 1900 unternommenen Nordpolexpedition, auf der er $86^{\circ} 33'$ als nördlichsten Punkt erreichte.

Solchen erdkundlichen Bestrebungen ist der astronomische Forschungssinn eng verwandt. Hier kann Kaiser Neros unglücklicher Lehrer, der Philosoph Lucius Annaeus Seneca, den Reigen eröffnen. Schon im Jahre 50 nach Christi Geburt unternahm dieser den Versuch zu einer Kometenerklärung durch Ansammlung kleiner Körperchen, deren Bewegungen er langgestreckte Bahnen vorschrieb. Und vier Jahre später lehrt er in seinem Werke „Naturales quaestiones“, daß die meisten Veränderungen der Erdoberfläche den Wirkungen des Wassers zuzuschreiben seien, wobei er dem Einfluß von Mond und Sonne auf Springfluten besondere Bedeutung zumißt. Auch ist ihm endlich schon bekannt, daß der Sitz der Erdstöße in gar nicht beträchtlicher Tiefe zu suchen ist. Wiederum vierzig Jahre später bemüht sich Plutarch, Gleichheiten zwischen den Oberflächengestaltungen von Mond und Erde ausfindig zu machen.

Die von uns eingeschlagene Methode läßt uns nun anderthalb Jahrtausende überspringen, bis wir im Jahre 1539 auf ein Mitglied jener italienischen Adelsfamilie stoßen, die sich späterhin durch ihre Mitwirkung an Wallensteins Sturz einen geschichtlichen Namen erwerben sollte. Denn in dem genannten Jahre veröffentlicht Alessandro Piccolomini die erste Sternkarte. 1566, also kurz darauf, gibt dann Wilhelm IV., Landgraf von Hessen, ein Sternverzeichnis heraus, bei dem zum ersten Male die Zeit als eigentliches Beobachtungselement benutzt und die Uhr zum astronomischen Werkzeug erhoben wird. In diesem Zusammenhange darf wohl an der Entstehung unseres Kalenders nicht vorübergegangen werden, zumal sich gerade an diese Tatsache zwei weitverbreitete Legenden knüpfen. Der Julianische Kalender wurde

wohl im Jahre 46 vor Beginn unserer Zeitrechnung von Julius Cäsar eingeführt, entworfen hat aber den auf das Sonnenjahr aufgebauten Kalender, der bis in die Regierung Gregors XIII. seine Gültigkeit behauptete, in Wahrheit Sosigenes aus Alexandria. Und auch der eben erwähnte Papst ist nicht der geistige Schöpfer der von ihm 1582 wohl eingeführten und nach ihm benannten Kalenderreform. Diese haben wir vielmehr den Berechnungen des römischen Arztes Luigi Lilio zu verdanken.

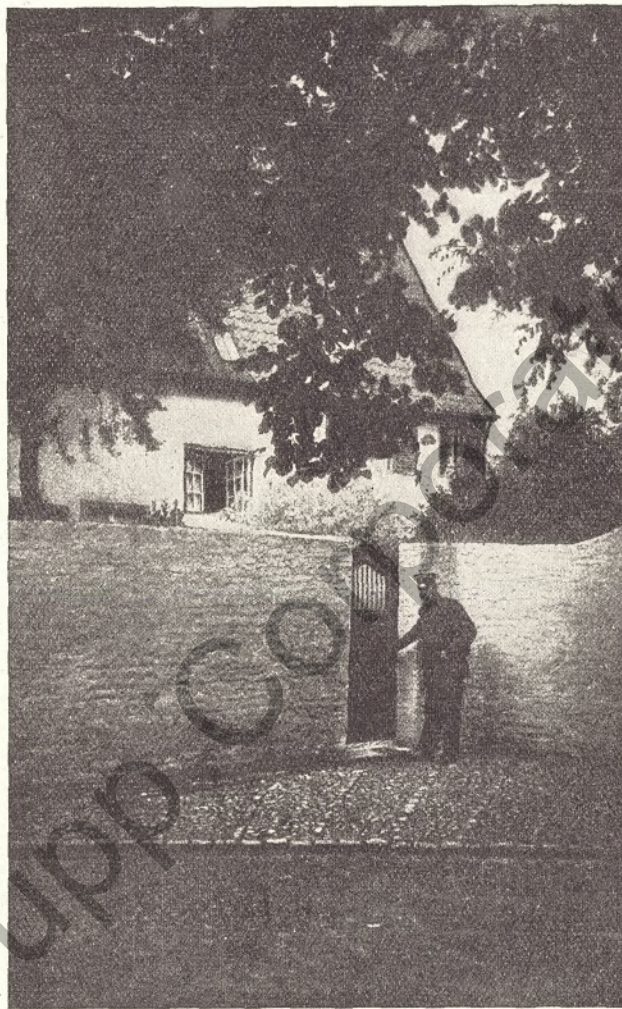
Auf das Gebiet der reinen Naturwissenschaften übergehend, können wir an die Astronomie leicht anknüpfen.

Wir eilen in das Königsberg des Jahres 1755. Der Philosoph Immanuel Kant stellt in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ eine neue Anschauung von der Entstehung des Sonnensystems auf, die 1796 zur Grundlage der von Laplace ausgebauten Kant-Laplace'schen Theorie wird. Eine Merkwürdigkeit für sich bildet in der Geschichte der Naturwissenschaften das Jahr 1784. Zu diesem Zeitpunkte entdeckte unser Altmeister Goethe, allerdings gleichzeitig mit Vieq d'Azyr, den von ihm so lange und beharrlich gesuchten Zwischenkiefer am Schädel des Menschen.

Ganz besondere Beachtung wandten natürlich die Landesväter zu allen Zeiten der Landwirtschaft zu. Heil sei dem guten Römerkaiser Probus, der im Jahre 281 an den Ufern unseres herrlichen Rheines die Kultur der Weinrebe einführte! Kein geringeres Verdienst erwarb sich aber der byzantinische, allen Juristen so wohl bekannte Kaiser Justinian, als er sich im Jahre 556 mit bedeutendem Erfolge bemühte, die Seidenzucht in Griechenland volkstümlich zu machen und zu diesem Zwecke großartige Maulbeerplantagen im Peloponnes errichtete. Karl

der Große, der sich bekanntlich, hierin Friedrich dem Großen ähnlich, in geradezu erstaunlicher Weise um kleinste Einzelheiten kümmerte, erließ im Jahre 805 seine für die Landwirtschaft besonders auf kleinen Bauerngütern von größter Wichtigkeit gewordene „Capitulare de villis et curtis imperatoris“, in denen er die Bewirtschaftung seiner Meierhöfe haargenau vorschreibt. Hohe Bedeutung erlangten auch die Angaben, die 1480 der prachtliebende Mediceer Lorenzo machte, wodurch er die allgemeine Neubelebung einer umfassenden Gartenkultur veranlaßte. Endlich mag daran erinnert sein, daß Napoleon I. durch mehrere Dekrete des Jahres 1812 das Ausblühen der Rübenzuckerfabrikation in Frankreich begründete.

Als letztem Gebiet, auf dem wir nach gekrönt und



Rees am Rhein
(Zum Artikel auf Seite 443 bis 447)

ungekrönten Fürsten als Erfinder und Entdecker suchen, wenden wir uns nun der reinen Technik zu. Hier können wir bis auf das Jahr 2650 vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückgreifen, in dem der südbabylonische Herrscher des Zweistromlandes, Dungi I., König von Ur, zum ersten Male eine Gewichtseinheit in der babylonischen Mine (gleich 982,4 Gramm) zu schaffen sucht. Systematisch eingeführt wurde dieses Maß allerdings erst viel später, nämlich im Jahre 570 vor Christi Geburt, durch den im Alten Testament so unfreundlich behandelten Nebukadnezar II. Zu einem bedeutsamen Förderer der Technik wurde nach einer Darstellung des Aristoteles der Perserkönig Kexzes, der im Jahre 481 vor Christi Geburt anlässlich seines Einfalles in Griechenland auf große Entfernungen hin telegraphisch signalisieren ließ (optischer Telegraph). Als die Folgezeit stark beeinflussender Erfinder wird auch der Erzbischof Gerbert von Rheims, der nachmalige Papst Sylvester II., genannt, da er im Jahre 980 die erste Gewichtsuhr konstruiert haben soll. Als Ingenieur verdient Wilhelm von Holland Erwähnung, weil er 1253 bei Spaarndam die erste Kammererschleuse ausführen ließ. Wir wenden uns in diesem Zusammenhange drei ungekrönten Fürsten zu. Dem Maler und Bildhauer Luca della Robbia, der 1438 die vermutlich schon von den Arabern gehandhabte Kunst, die Majolika mit einer zinnoxydhaltigen Glasur

zu überziehen, zu hoher Vollendung bringt. Ferner dem Allerweltsmeister Leonardo da Vinci, dem zwischen 1480 und 1530 die Entdeckungen gar vieler und allgemeinnützlicher technischer Dinge zu verdanken sind. Wir erwähnen hier nur den Lampenzylinder, den Fallschirm, die kapillaren Röhren, das horizontale Wasserrad und die Lösung des Problems des schiefen Hebels. Als dritter unter den Farbengewaltigen schließt sich Albrecht Dürer an, der, mehr auf seinem eigenen Gebiete verweilend, 1510 die Regeln der Perspektive in exakter Weise entwickelte. Noch ein Herrscher und ein Philosoph mögen die Kette unserer Plauderei beschließen. 1645 erfand Ferdinand II. von Toskana das Kondensationshygrometer, wodurch er sich um die Erforschung der Wetterkunde große Verdienste erwarb. Und von dem Universalgenie Gottfried Wilhelm von Leibniz sei nur darauf hingewiesen, daß ihm zwischen 1680 und 1702 die Erfindungen der Differentialrechnung, der Integralrechnung, des Federbarometers gelangen, und daß er erst das richtige Verständnis von dem Zusammenhange zwischen den Schwankungen des Barometers und des Wetters anbahnte.

Unsere Gedankenreihe ließe sich leicht fortsetzen und erweitern. Auf jeden Fall bietet sie wieder einmal den Beweis dafür, daß es nicht immer der sogenannte Fachmann sein muß, der durch fördernde Geistesarbeit sein eigenes Fach emporhebt.

Im Eisenwerk

Aus „Glauben und Hoffen“ von Friedrich Naumann

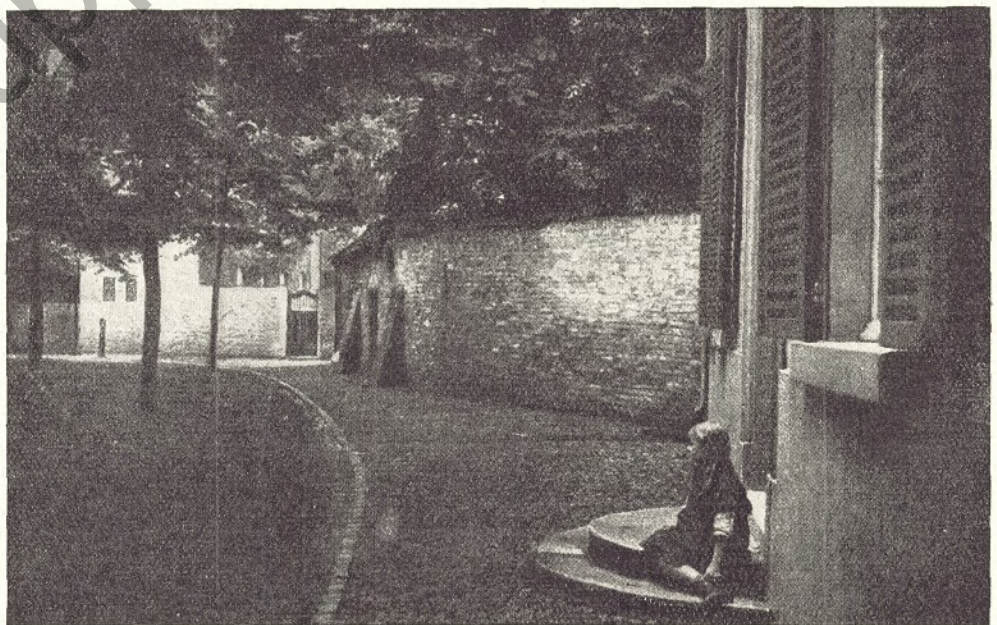
„Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“

1. Moses 28, Vers 16.

Einige Männer in schweißgebleichten blauen Rutten arbeiten unten am Hochofen und entfesseln das fließende Eisen. Fließendes Eisen ist an sich etwas Eigenes und überrascht, so oft man es sieht, hier aber kommt es als langer, doppelter Bach mit einer Art natürlicher Unerforschlichkeit herausgeronnen, ein Bach wie aus einem geträumten Jenseits voll unsagbar glänzender Glut. Man weiß, daß jeder Schritt in diesen Bach den Tod bedeutet und fühlt die beständige Lebensgefahr der Blaugekleideten, bei denen jede kleine Unvorsichtigkeit sich so unvergleichbar härter rächt als bei den Menschen harmloserer Berufe. Für uns alle stehen diese Blaugekleideten am Fuße des feurigen Ofens, denn unsere Kultur quillt aus dem Loch, das sie mit ihren Stangen öffnen und schließen. Sie sind die Türhüter der Maschinenzeit, und doch sind sie selbst nur Knechte dieser Zeit, deren Glanz an ihnen vorübergleitet wie der brennende Bach. Wieviel solcher und ähnlicher Leute umstehen das Eisen, bis es zur Stahlfeder wird, mit der ich schreibe!

Diesen Leuten sagt der Pre-

diger am Sonntag in der Kirche: Alle Berufsarbeit ist Gottesdienst! Sie glauben ihrerseits, daß alle Berufsarbeit Herrendienst sei, denn nur als Herrendienst und nie als freies, selbstgefügtes Schaffen kennen sie die Arbeit. Immer waren und blieben sie ersichtbare, wechselnde Einzelkräfte, die man wegschickt oder heranholt, wie es gerade sich findet. Das Dauernde, Bleibende sind die Hochofen in ihrer glühenden Majestät, das Kommende und Gehende sind die Menschen, die ihnen dienen.



Phot. Franz Knippenberg, Rees a. Rh.

Rees am Rhein — Motiv am Kirchplatz

(Zum Artikel auf Seite 443 bis 447)

Was den einzelnen mit dem Hochofen verbindet, ist der Lohn, nur der Lohn. Diesen Leuten also sagt der Geistliche: Euer Beruf ist Gottesdienst! Hat er recht, so zu ihnen zu sprechen?

Der Gott, dem der Mann am Hochofen dient, sieht etwas anders aus als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Jener Gott der Hirten war ein friedevoller Vater: Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser, er erquicket meine Seele! Auch der Gott im feurigen Busch, den Moses sah, war anders. Was hat die wildlodernde Flamme in der Wüste mit diesen organisierten Gluten zu tun? Dem Mann am Hochofen aber wird man nur dann sagen dürfen, daß er Gott dient, wenn man sich mit ihm darüber verständigt, daß in seinen Flammen ein göttlicher Weltplan verborgen liegt. Er kann Gott am Hochofen nur dann dienen, wenn er sich die ganze moderne Technik als Ausfluß göttlichen Waltens vorstellt. Ist die Technik nicht von Gott und zu Gott, dann kann man in der Technik nicht fromm sein, dann wird die Frömmigkeit im besten Falle eine Familienerinnerung, die neben der Arbeit hergeht, und die den Menschen in seinem Kern nicht mehr erfasst. Wie aber ist es möglich, daß der Blau-

gekleidete gelegentlich in seiner Arbeit das Empfinden hat, die der Hirte auf sonniger Halde so leicht bekommt: Gott ist gegenwärtig?

Ein altes merkwürdiges Wort sagt, daß Gott seine Engel zu Winden macht und seine Diener zu Feuerflammen. Das heißt für uns: Dort, wo die Hirten Engel sahen, sehen wir gewaltige Naturkräfte. Diese Naturkräfte werden dem Reiche Gottes unter den Menschen dienstbar, wenn sie in feste Bahnen gezwungen werden. Die Gluten und Gebläse müssen mithelfen, daß es besser wird unter den Menschen, sie sind Kräfte einer neuen Zeit. Als solche müssen sie geglaubt werden, denn noch liegt die neue Zeit, die aus der Technik geboren wird, im Schoße der Zukunft. Noch hat sie ihren Segen nicht enthüllt. Aber nur in diesem Glauben kann überhaupt die Arbeit in der Technik einen religiösen Wert bekommen. Wir müssen glauben, daß Gott nicht nur in den Wolken des Sinai vor Zeiten gewohnt hat, sondern daß er in dem Hochofen nicht weniger allgegenwärtig ist als im Hain Mamre. Gott ist im modernen Getriebe. Wenn er es nicht ist, dann hat es keinen Zweck, ihn vor Menschen zu verkündigen, deren ganzes Leben an Bäche fließenden Eisens gepflanzt ist.

Hermann oder Armin?

Von Edmund von Weck

(Nachdruck nur mit Ermächtigung gestattet)

In der Deutschen Turnzeitung vom 7. August d. J. steht auf der ersten Seite folgende Mitteilung: „Erinnerungsfeier am Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde. Am 16. August 1875 wurde das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg im Teutoburger Walde eingeweiht, in Gegenwart Kaiser Wilhelms I., einer unübersehbaren Menge aus allen deutschen Landen und unter tätiger Mitwirkung der Deutschen Turnerschaft. Gedacht und ausgeführt hat das Denkmal Ernst von Bandel, geb. 1800, der sich in München zum Bildhauer ausgebildet hatte, dort, in Berlin und Hannover von den Fürstenhäusern mit Aufträgen unterstützt, lebte, bis er 1836 ins Lipper Land zog. Dort begann er 1838 die Ausführung seines längst gehegten Planes, Armin, dem Befreier Deutschlands, ein Denkmal zu errichten, und ließ sich auch durch die ungünstigsten Zeiten und durch die Karglichkeit der eingehenden Mittel nicht abhalten, aus eigener Kraft und mit Einsetzen seines ganzen Vermögens am Denkmal weiterzubauen. „Schon steht das Piedestal, doch wer die Statue bezahlt“, weiß nur der Gott im Himmel“, sang W. v. Scheffel, da brachte der siegreiche Krieg 1870/71 reichere Mittel und größere Gebehrung mit sich, und es war Ernst von Bandel möglich, nach 37 Jahren sein Werk zu vollenden. „Es sollte so sein, mein Werk sollte erst dann fertig werden, wenn das größere Werk, zu dem es vorbereiten half, fertig wäre, um dann unserm Volk ein Ehrenzeichen und nicht ein seine Schwächen kennzeichnendes Mahnzeichen zu werden“, schrieb der Meister. Da scheint es uns an der Zeit, zum 16. August 1925 wieder einmal das deutsche Volk um das Denkmal im herrlichen lippischen Lande zu scharen, ihm zu zeigen, daß es auch heute noch ein Ehrenzeichen ist, das uns beweist, wie in vergangenen Zeiten des Volkes Einigkeit das Land befreite und das Deutsche Reich schuf, daß es aber auch ein Mahnzeichen ist, die erbliche Schwäche unseres Volkes, die Uneinig-

keit, zu überwinden, damit wir wieder stark und frei und geachtet werden unter den Völkern. So ruft die Deutsche Turnerschaft, der das Turnen Mittel zum Zweck ist, das deutsche Volkstum zu erhalten und zu stärken, in nächster Zeit verwandte Verbände auf, an ihrer Erinnerungsfeier teilzunehmen, und hat mit den städtischen Behörden von Detmold und der lippischen Staatsregierung bereits Fühlung genommen und jede Unterstützung zugesagt bekommen.“ Hierzu ist einiges zu sagen: Die Sache ist auch auf dem Sängerbundfest in Hannover eingehend erörtert und es sind entsprechende Beschlüsse gefaßt worden. Es ist zu hoffen, daß diese Aufrufe in ganz Deutschland im weitesten Sinne den stärksten Widerhall finden werden, daß ungezählte Deutsche aller Stämme, Parteien und Bekenntnisse sich unter den rauschenden Eichen des Teutoburger Waldes brüderlich am hohen Mal Hermanns des Befreiers zusammenfinden mögen, der unentwegt mit seinem Schwert gen Himmel weist mit der mahnenden Inschrift: „Deutsche Einigkeit meine Stärke — meine Stärke Deutschlands Macht.“

Vor kurzem brachte ein gebildeter Ausländer, der unsere Sprache beherrscht und in unserer Geschichte recht gut Bescheid weiß, die Angelegenheit mir gegenüber zur Sprache, indem er sagte: „Sagen Sie mir doch eins, warum spricht der Turnerbund vom Hermannsdenkmal, das Bandel dem Armin, dem Befreier Deutschlands, errichtet habe. Überhaupt habe ich mir niemals einen Vers darauf machen können, warum die Deutschen ihren ersten und größten Helden bald Hermann den Cheruster, bald Armin nennen. Wie heißt er denn nun eigentlich? Eine solche Zwiespältigkeit und Verwirrung bei dem gefeiertsten Namen ist doch unsinnig und sogar nachteilig, und kein anderes Volk der Erde liefert dafür ein Beispiel. Cäsar, Hannibal, Themistokles, Alexander, Moses, Mohammed, Brahma, Buddha, Kong-fu-tse, Washington hießen und heißen eben so und nicht anders.“

Ich habe darauf folgende Antwort gegeben: Ihre Frage ist sehr berechtigt. In meiner Jugendzeit — es ist schon ziemlich lange her — und auch im reiferen Alter habe ich's nicht anders gewußt, gehört und gelesen wie Hermann. In der Schule sangen wir „Du herrlich Hermannsland“ und lasen Arndts „So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht“ usw. Auch hörten wir auf dem Gymnasium, daß die Römer bei ihrer Unfähigkeit, den anlautenden Hauch auszusprechen, den Namen in Arminus (bei Florus und Frontin) oder Arminius (bei Tacitus) verändert oder, wie Luther, der feinfühligste Kenner der Volkssprache, sagt, „übel verkehrt haben“, und aus dem gleichen Grunde nennen ihn auch die Franzosen Armand. Nicht nur Hermann, sondern auch andere deutsche Namen mit anlautendem H wurden von den Romanen und Griechen umgemodelt, wofür Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ folgendes Beispiel anführt: „Wie sehr germanisches Wesen am Hof des Attila heimisch war, lehren schon die Namen der Häuptlinge. Sogar der Name Attila ist ein germanischer Name, auch der einflußreichste Mann am Hunnenhofe, den die Zunge des Griechen Onegesios nannte, führte einen germanischen Namen, der im Gotischen Hunigais lautete und dessen erster Teil in anderen germanischen Namen, Hunimund, Hunila, schon vor dem Einbruch der Hunnen begegnet.“ Alle unsere Schriftsteller aus früheren Jahrhunderten sprechen von Hermann, nicht von Armin. Ich will u. a. nur das sehr gehaltvolle Werk anführen, das deutsche Vergangenheit behandelt: „Über Truhten und Truhtensteine, Barden und Bardenlieder, Feste, Schmäuse und Gerichte der Deutschen. Neben Urkunden von Wilhelm Reymnitzsch, Königl. preuß. Wirklicher Regierungsrat, Ansbach 1801“, worin nicht anders wie von Hermann die Rede ist. Sollte wirklich das Wort Armin irgendwo auftauchen, so kann es nur unter dem Einfluß der allgemeinen Herrschaft der lateinischen Sprache im Schrifttum geschehen sein. Einer unserer größten Dichter, Heinrich von Kleist, verfaßte das unsterbliche Meisterwerk „Die Hermannsschlacht“, nicht die Arminsschlacht. Im letzten Auftritt läßt er allerdings Marbod sagen: „Steh auf, Arminius, wenn ich reden soll,“ dann aber fährt Marbod fort: „Heil, ruf ich, Hermann, dir, dem Retter von Germanien!“ und die suevischen Feldherren wiederholen: „Heil, Hermann! Heil dir, König von Germanien!“ — Im Jahre 1818 entstand in Hagen i. W. die heutige Hagener Zeitung, und zwar zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands unter dem Namen „Hermann“, und sie erfreute sich im Bergischen und im Sauerländischen eines großen Leserkreises. Zu den Mitarbeitern des „Hermann“ zählte der Oberpräsident von Vincke, dessen Schwiegervater v. Syberg auf Haus Busch, Ernst Moritz Arndt, die beiden Brüder Gustav und Friedrich Hartort und andere hervorragende Geister. So weichte auch Ernst v. Bandel sein ganzes Leben im Kampf mit bürokratischer Engherzigkeit und philiströser Beschränktheit und Knauserei, wobei er sein ganzes eigenes Vermögen von 120 000 Talern zusetzte, der Schaffung eines Denkmals für Hermann den Befreier, keineswegs für Armin. Unser bestes wissenschaftliches Werk über diesen Stoff, Förstemanns wertvolle Arbeit über deutsche Personen- und Ortsnamen, das Musterbeispiel deutschen Gelehrtenfleißes, das uns alle Völker neiden und worin die entlegensten Nachrichten und Urkunden ausgeschöpft sind, weiß über einen Namen Armin nichts zu sagen. Wohl sagt Förstemann bei Arman: siehe Harja; eher

hierher Hariman, und nennt dann die Formen Harman, Hairman, Herman, Heriman, German usw. Nachdem nun bis dahin niemals anders wie von Hermann die Rede gewesen war, tauchte um 1870 (es kann auch etwas früher gewesen sein) aus Gelehrtenkreisen die Behauptung auf, das ganze deutsche Volk habe sich bis dahin gröblich geirrt und man müsse statt Hermann Armin sagen. Auch Gustav Freytag wendet diese Namensform an. Die Begründung dieser Behauptung geht u. a. aus einem trefflichen Aufsatz „Germanien zur Römerzeit“ hervor, den Prof. Dr. Wilhelm Reeb 1922 in Heft 12 der Zeitschrift „Das Werk“ erscheinen ließ: „Zum ersten Male schloß sich eine Reihe von Stämmen zu gemeinsamer Abwehr der römischen Gellüste zusammen und kürten zu ihrem Führer den Cheruskerfürsten Armin, der im römischen Heeresdienst römische Kriegskunst erlernt hatte und als römischer Soldat lateinische Namen hatte annehmen müssen, so daß uns der heimische dieses ersten deutschen Volkshelden leider unbekannt ist; denn der Name Hermann, den man ihm vielfach beilegt, ist nur eine irrtümliche Umdeutung des lateinischen Arminius.“

Eine andere Richtung behauptet, der Held habe Armin geheißen, und Armin sei ein deutscher Name. Damit ist die Verwirrung vollkommen. Wir erscheinen beide Behauptungen als irrig. Als richtig kann ohne weiteres angenommen werden, daß die in römische Dienste kommenden Deutschen lateinische Namen erhielten, aber man kann auch als gewiß annehmen, daß dies in den meisten Fällen eine Latinisierung ihres eigenen deutschen Namens war. Wir wissen doch, daß die Römer die Namen der Länder und Volksstämme, mit denen sie in Berührung kamen, durch Anhängen einer lateinischen Endung und sonstige Veränderungen ihrer Sprache anpaßten. Auch aus dem Rhein oder Rhin machten sie Rhenus, und auch mit manchen anderen Wörtern machten sie es ebenso, z. B. machten sie aus dem Bardengesang, mit dem die alten Deutschen in die Schlacht zogen, den Barditus. Warum sollten sie es mit Personennamen nicht ebenso gemacht haben, wie es auch die Griechen nach dem oben angeführten Beispiel Onegesios - Hunigais taten und wie es auch später die römische Kirche mit den Namen tat? Meines Wissens ist auch ein echter lateinischer Name Arminius vorher nicht bekannt. Nun wissen wir, daß die alten Deutschen in drei Gruppen oder Hauptstämme zerfielen, wenngleich bei ihnen das Gefühl der gemeinsamen Abstammung und Zusammengehörigkeit sehr lebendig war. Diese Hauptstämme betrachteten sich als die Nachkommen der drei Söhne des Mannus, nämlich des Ingo, des Hermin und des Isto. Die Söhne des Ingo bewohnten die nördlichen Gebiete und die Küstenländer, die des Hermin das mittlere Deutschland und die des Isto den Westen bis nach dem Süden hin. Zu den Söhnen des Hermin gehörten die Cherusker, deren Fürst Hermann war. Es besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß in den alten Geschlechtern der Edelinges sich der Name des Stammvaters Hermin vererbte (wie auch Ingo: Ingo und Ingraban), woraus leicht Herman oder Hermann wurde, zumal min oder men nur eine ältere mundartliche Form von man (mann) ist. In einem uralten Volkslied heißt es:

Hermin sla dermen,
sla pipen, sla trummen,
de Kaiser will kummen
mit Hammer und Stangen
will Hermin uphangen.

An Hermin slaug dermen,
slog pipen, slog trummen,
de Fürsten sind kummen,
met all eren mannen
hept Varus uphangen,

das auch der bekannte Sprachforscher Prof. Dr. R. Stuhl in Würzburg zum Gegenstand einer Forschung gemacht hat.

Im Volksmund leben (oder lebten) auch vielfach noch Erzählungen vom starken Hermel, die am häuslichen Herd die langen Winterabende verkürzten. So schreibt mir u. a. R. Stockfisch vom alten Helfensteinshof in Lintorf: „Och vertaule se Stöckles in miner Jugendtied die noch an de ieschte Bismarck em dütsche Vaderlant, an Hermann de Cherusker erennere. Vam Starthermel vertaule se, de, as he bei einem Bur dosche saul, dat Schüürdaak afdeckte, de Well an der Wiesboun bong on soue dropp schlug. De Hermel wor och ens Schmedd, on wie he op der Amboß schlug, geng der ganze Amboß en de Ged“ usw.*)

Ich kann mich nicht erinnern, in älteren Schriften jemals den Namen Armin als deutschen Namen angetroffen zu haben, wohl aber erscheint vom frühesten Mittelalter an Hermann als Name von Fürsten, Grafen, Herren und Kölner Erzbischöfen. Auch ohne sprachliche Ergründung erscheint mir rein gefühlsmäßig Hermann viel deutscher als Armin, und ich glaube, daß es den meisten meiner Landsleute so geht. Wie wir sehen, wurzelt

*) vertaule = erzählten, dosche saul = dreschen sollte, Well = Drehschlegel, Wiesboun = Richtbaum.

Hermann im Gemüt des Volkes, und es sei daran erinnert, daß auch auf anderen Gebieten die früher so oft bespöttelte Volksüberlieferung fast immer sich als überraschend richtig erwiesen hat.

Wir haben leider auf vielen Gebieten Zwietracht und Zerrissenheit in Hülle und Fülle und übertreffen darin, Gott sei's geklagt, alle Völker der Erde. Es ist mir ganz unklar, was man eigentlich damit beabsichtigte, beim deutschen Volk Zweifel an der Richtigkeit des Namens Hermann zu erwecken und den fremdartigen Armin an seine Stelle setzen zu wollen. Es kann sein, daß es nur philologische Tüftelei ist. Wenn man aber nicht vollkommen einwandfrei, handgreiflich und sonnenklar die Richtigkeit des Namens Armin für den Cheruskerfürsten beweisen kann — und das ist bei der Länge der Zeit und dem gänzlichen Mangel an schriftlichen Beweisstücken unmöglich —, dann hat man mit diesen Versuchen dem deutschen Volk einen schlechten Dienst erwiesen, und man hätte die Einheit nicht stören sollen. Ich weiß bestimmt im Sinne von Millionen Deutschen zu sprechen, wenn ich den Vorschlag mache, Armin fortan gänzlich fallen zu lassen und uns im Teutoburger Walde zu scharen um

Hermann den Befreier.

Historische Industrie

Von Curt Rühns

Auch unsere Industrie, die man so gern als Kind unserer Tage anspricht, weil sie die höchste Entwicklung und Leistungsfähigkeit der heutigen Zeit darstellt, wurzelt — wie alles — auf geschichtlicher Grundlage. Aus kleinen Anfängen ist alles erwachsen, unsere Städte, unser Handel, so auch unsere Gewerbetätigkeit. Schon in früheren Zeiten spielte die Industrie ihre Rolle im Wirtschaftsleben. Wenn man bedenkt, daß schon im 16. Jahrhundert Geschütze donnerten, im 18. Jahrhundert jeder Soldat mit einem Gewehr ausgerüstet war, jeder Reiter mit Pistole oder Karabiner; daß prachtvolle Spiegel, Meisterwerke der Glasschleiferkunst, die Schlösser und Wohnsitze der Vornehmen schmückten; daß schon damals fein gemusterte Seidenstoffe, schöner und kunstvoller als heute, verarbeitet wurden, — so erhellt daraus, daß schon damals die industrielle Tätigkeit eine zwar wenig genannte, aber dennoch tragende Säule des Wirtschaftslebens war.

Freilich, mit den heutigen Riesenanlagen hatten jene alten Eisen- und Kupferhämmer, Glashütten und Webereien wenig Ähnlichkeit; etwas von der Poesie und Stille, die jene glücklichen Zeiten auszeichnete, als die Postkutsche gemächlich durch die Lande rasselte und die melodischen Weisen des Posthorns statt der grellen Pfliffe der Lokomotive durch die Heiden klangen, umwebte auch diese ältesten Stätten gewerblicher Tätigkeit. Rauch und Qualm, heute mit dem Begriff Fabrikstadt eng verbunden, umhüllten sie nicht — das rauschende Wasser, zu dem man heute zurückkehrt im ewigen Kreislauf der Dinge, spendete ihnen die Kraft und setzte den einfachen Mechanismus ihrer Erfindwerke in Bewegung, und nicht ein Heer von Arbeitern, die bei der Maschinenarbeit selbst zur Maschine geworden, sondern ein erfahrener Meister und wenige Gefellen, stolz auf ihr Handwerk und ihre Kunst, schafften in ihnen.

Ein selten geschlossenes Bild solch geschichtlicher Industrie bietet das Tal des Finowkanals bei Eberswalde, das man mit Recht ein märktisches Wuppertal nennen könnte.

Die Finow, ein echt märktisches Flügchen, schlängelt sich gewundenen Laufes durch Wiese und Heide. Bald breiten sich weite Niederungen, durchsetzt mit Baumgruppen und Büschen, neben ihr aus, bald tritt die Heide bis dicht an sie heran, daß ihr Lauf in tiefem Waldesdunkel sich verliert, und knorrige Kiefern, vielhundertjährige Eichen spiegeln sich in ihren sanft hinziehenden Fluten.

Schon in frühen Zeiten wurde der Plan gefaßt, das Bett der Finow zu kanalisieren und durch einen Durchstich einen Wasserweg zur nahen Oder herzustellen. Dieser älteste Kanal wurde schon im Jahre 1603 unter dem Kurfürsten Joachim Friedrich gegraben; er geriet jedoch in Verfall, als unter dem Großen Kurfürsten der Friedrich-Wilhelm-Kanal angelegt wurde. Den heutigen Finowkanal ließ Friedrich der Große 1744 bis 1746 bauen, zum Teil mit Benutzung der alten Schleusen. 600 Soldaten aus den umliegenden Standorten wurden zur Schanzarbeit kommandiert. Am 16. Juni 1746 passierte das erste Fahrzeug mit 100 t Salz die neue Wasserstraße zur Oder und kehrte mit einer Ladung Hafer von der Oder zurück.

In dieser Wasserstraße nun bauten jene alten Hütten und Kupferhämmer sich an, die die Vorfahren unserer heute so großartigen Werke wurden. Am nächsten der Stadt Eberswalde, bekannt durch ihre Forstakademie, liegt der Kupferhammer; er hat seine alte Gestalt bewahrt. Kleine, niedere Gebäude, in tiefen Baumschatten gebettet, umrahmen den Hof, zwischen dessen Steinen das Gras wächst, und das mächtige Schaufelrad in kleinem Ausbau erhöht den malerischen Eindruck. Der

Rupferhammer ist bereits im 17. Jahrhundert erbaut von einem gewissen Naumann, der hier zuerst eine Ralkbrennerei betrieb. 1603 erwarb der Kurfürst Joachim Friedrich die Anlage und legte den Rupferhammer an; das Rohkupfer wurde hier umgeschmolzen und zu Blechen und Kesseln, auch Zink und Blei zu Blechen verarbeitet. Der Königliche Rupferhammer, wie er später hieß, hat bis in das 19. Jahrhundert seinen Betrieb aufrechterhalten. Jetzt sind die Schmelzfeuer gelöscht; der Teich, der das Wasser der Finow staute, um die nötige Wasserkraft zu liefern, hatte eine Fläche von sechs Morgen.

Unweit des Rupferhammers liegt die Eisenspalterei, heute ein großes modernes Werk, dessen mächtige Schlote dunkel wehende Rauchfahnen über die stillen Heiden blasen. Das Königliche Hüttenwerk Eisenspalterei wurde als Drahthammer von Moses Aurenillon, einem französischen Refugie, im Jahre 1690 angelegt; von seinen Erben erwarb Friedrich d. Gr. das Werk, der es in einen Eisenhammer umwandelte. Stabeisen und Eisenbleche wurden hier hergestellt. Der Name Eisenspalterei stammt aus jener ältesten Zeit von einer Vorrichtung, durch die das flach geschmiedete Eisen in kleine Vierecke zerspalten wurde, die weiter zu Eisendraht verarbeitet wurden.

In einer Biegung des Finowtales liegt die kleine Kolonie Wolfswinkel, in der heute mit massigen Gebäuden eine große Papierfabrik sich erhebt. Bereits 1728 wurde hier eine Papiermühle angelegt, die jedoch 1760 bei dem Vormarsch der Russen auf Berlin niedergebrannt wurde. Nach dem Hubertusburger Frieden erbaute ein Zimmermeister namens Sucrow die Mühle aufs neue; sie hat sich durch die Jahrhunderte erhalten und ist jetzt zu dem großen, modernen Werk, das einen Namen in der Papierindustrie genießt, ausgestaltet worden.

Die bedeutendste Anlage aber im Tale des Finowkanals war das Königliche Messingwerk bei dem freundlichen Dorf Heegermühle. 1613 wurde hier bereits ein Eisenhüttenwerk angelegt, das 1676 in einen Blechhammer nebst einem Verzinnhause umgewandelt wurde. 1697 wurde der Hofkomödiant Lorenz Gottlieb Schütz, der von Hause aus ein Messingarbeiter war, auf seine Vorstellung hin mit der Anlage des Messingwerks betraut. 1698 begann der Umbau, der aber nur langsam fortschritt. Desto fixer war Lorenz Gottlieb Schütz, der sich mit den Baugeldern nach Böhmen aus dem Staube machte. Das Werk, das 12 800 Taler gekostet hatte, wurde vom Kurfürsten Friedrich III., nachmaligem König Friedrich I., verpachtet und, um das Werk ertragreicher zu machen, alles fremde Messing im Lande verboten. Trotzdem wollte das Unternehmen nicht vorgehen, bis 1729 das große Splittgerbersche, nachmals Schicklersche Bankhaus in Berlin, das heute noch besteht, das Werk zu einem Preise von 4000 Talern in Pacht nahm und jetzt endlich zur Blüte brachte.

Friedrich d. Gr. nahm das Werk wieder in staatlichen Betrieb und widmete ihm rege Aufmerksamkeit. Er baute das Werk bedeutend aus: 12 Wasserhämmer setzte die Finow in Bewegung; Messingschaberei und -brennerei, Beizstätte, Gieß- und Eisengießerei, die Maschinenwerkstätte usw. bildeten die einzelnen Abteilungen. Sogar soziale Fürsorge für die Arbeiter führte der große König, seiner Zeit voraneilend, ein, indem er eine Kranken-, Witwen- und Armenkasse für die Hüttenarbeiter begründete. In Heegermühle aber siedelten sich zahlreiche Meister der Bedenschlägerkunst an, deren kleine, freundliche Reihenhäuser dem Ort noch heute das bezeichnende Gepräge geben.

Bis 1864 blieb das Messingwerk staatlich. Dann ging es in den Besitz der auf dem Metallmarkt schon damals rühmlichst bekannten Firma Aron Hirsch und Sohn in Halberstadt über, die den Dampftrieb einführte. Auch heute ist das Werk noch in Betrieb: Messingröhren für Kondensatoren, Messingbleche und Kupferdrähte (bis zum Weltkrieg auch Patronenhülsen) sind Haupterzeugnisse.

Südlich, in einem Seitental der Finow, liegt auf einer Waldwiese, umgeben von wunderbar schönen Beständen, Kiefern und Buchen gemischt, die Papierfabrik Specht-hausen. Im Jahre 1708 als Eisenhammer von einem Hammermeister namens Specht gegründet, wurde Specht-hausen 1777 von Friedrich d. Gr., der eine Manufaktur für Schreib- wie Druckpapier in seinen Landen zu haben wünschte, da jährlich an 40 000 Taler für Druckpapier ins Ausland gingen, in eine Papiermühle verwandelt. Ein Versuch mit einem französischen Papiermüller namens Dubois schlug fehl, und so übertrug Friedrich d. Gr. die Mühle im Jahre 1784 dem Papierhändler Eisenhardt in Berlin, unter dessen Leitung die Papiermanufaktur Specht-hausen sich schnell entwickelte. Sie blickt heute auf eine fast 150jährige Geschichte zurück.

Das ist ein Rundgang durch die geschichtliche Industrie am Finowkanal. Ueber ihr steht leuchtend der Name eines einzigen Mannes, der Friedrichs d. Gr. Nicht nur als Fener der Schlachten, als Eroberer einer blühenden Provinz leuchtet der Name dieses wahrhaft großen Königs durch die Jahrhunderte — in seinem Ruhmeskranz nicht die kleinsten Lorbeerblätter sind die, die er als Kolonistator, als Gründer und Förderer von Handel und Wandel errang. —

Noch nicht nur in geschichtlicher Zeit war das Finowtal der Sitz eines lebhaft pulsierenden Lebens, schon in grauen, vorgeschichtlichen Zeiträumen war es ein von unsern Vorfahren stark besiedeltes Land. Die Hochebenen stellten damals eine Wildnis von Schutt, Geröll und Sandmassen der Gletschermoränen dar, in den Flusniederungen aber dehnten sich üppige Wiesen, die als Weideplätze die gegebenen Siedlungsorte für die Niederlassungen unserer in jenen Zeiten hauptsächlich Viehzucht treibenden Stammväter waren. Ueberall in den Niederungen der Mark sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden, namentlich aus der Hallstattperiode. Altgermanische Siedlungen sind auch im Finowtal festgestellt, in den dem Messingwerk benachbarten Orten Schöpfung und Steinfurt, die, wie der Name schon andeutet — Dörfer sind bekanntlich älter als die Städte —, Brückenköpfe einer Furt waren, die den Uebergang einer Straße durch die sumpfige Niederung der Finow darstellte. Der wichtigste Fund aber, der ein helles Licht auf die hohe Kultur dieser im Dämmergrau deutscher Vorgeschichte verborgenen germanischen Stämme wirft, wurde am 16. Mai 1913 im Messingwerk selbst gemacht: bei der Ausschachtung zum Neubau eines Arbeiterhauses wurde in einem großen Fontopf ein Goldfund gehoben, der der reichste seiner Art in ganz Deutschland ist. Er enthielt über 2 kg goldene Schmuckstücke und Gefäße und wurde von dem Besitzer, der Firma Aron Hirsch und Sohn, dem Kaiser anlässlich der Vermählungsfeier der Prinzessin Viktoria Luise zur Verfügung gestellt und vom Kaiser der vorgeschichtlichen Abteilung des Staatlichen Museums, die heute im Kunstgewerbemuseum in der Prinz-Albrecht-Straße in Berlin untergebracht ist, überwiesen.

Der Fontopf enthielt acht Gefäße aus dünnem Goldblech, offene Schalen, teilweise mit leicht angebogenen Rändern, alle mit feinen Punzornamenten geschmückt.

Die Meinungen der Gelehrten gingen auseinander, ob man es mit Opferschalen oder Trinktgefäßen zu tun habe, bis Professor Schuchhardt, der den Fund feststellte, nachwies, daß es sich um Trinktgefäße handelte; in gewissem Sinne mögen diese auch Opferzwecken gedient haben, da es im Altertum Sitte war, die ersten Tropfen, die Blume, wie wir heute sagen, sie versprühend, den Göttern zu weihen. Dem gleichen Zweck der Verwendung bei Trinktgelagen dienten die Wagendeichseln eines fahrbaren Mischkessels, in dem der Meth auf den langen Tischen der durstigen Gäste zugefahren wurde. Es sind kunstvoll verästelte Griffe mit kleinen Vögeln als Zierat.

beweist die Linienführung der Ornamentik, die auch in den Werken der nordischen vorzeitlichen Kunst sich wiederfindet. Die Annahme, die Arbeiten rührten von einem wandernden phönizischen Goldschmiede her, wird von Professor Schuchhardt in das Gebiet der Fabel verwiesen.

Außerdem gehören noch einige Barren ungeschmiedeten Goldes zu dem Schatz, die noch ihrer Verwendung harrten. Denn das Gold wurde, wie aus verschiedenen Ueberlieferungen und Liedern hervorgeht, von dem Auftraggeber dem Schmied geliefert.

So ist es ein Stück Weltgeschichte, das das Finowtal uns enthüllt. Von den Zeiten, als der Hof des Gau-



Der Eberswalder Goldfund — Museum für Volkskunde, Berlin
Techno-Photographisches Archiv, Berlin

Nicht minder schön sind die Schmuckstücke, Armspangen, Ringe, als bedeutendstes Stück eine 24 cm Durchmesser aufweisende Gürtelplatte mit einem Stern in der Mitte. Außerdem fanden sich zahlreiche feine Spiralen aus Golddraht; sie dienten Männern wie Frauen, um das in Knoten geschlungene Haar zusammenzuhalten.

Man bewundert an allen Stücken die zierliche und fein ausgeführte Punzarbeit, die ihrerseits wieder ein regelrechtes Handwerkszeug erforderte, das die herstellenden Goldschmiede besessen haben müssen. Und es waren deutsche Goldschmiede, die diese Arbeiten schufen. Das

grafen mit den Rostköpfen am Siebel über die von buntscheckigen Viehherden belebte Niederung blickte, bis zu den Tagen eines Friedrichs d. Gr., als die ersten industriellen Werke hier ihre Räder drehten und den Rauch ihrer Schmelzfeuer über die Heiden bliesen, und bis zur heutigen Entwicklung, wo mit Umkehrung aller natürlichen Gesetze in mächtigem Kunstbau der Schifffahrtsweg, wie bei Eberswalde, die Landverbindung, den Schienenstrang der Eisenbahn überbrückt, welcher Wandel der Zeiten! Und doch trotz aller Wandlung klingt daraus ein und dieselbe Melodie: das Hohelied menschlicher Arbeit.

Beethovens „Fidelio“

Von Carl Heinzen

Beethovens Instrumentalwerke verraten sehr oft eine derart starke dramatische Kraft, daß die geringe Zahl seiner Werke für die Bühne auffallend erscheinen muß. Immerhin ist sie doch etwas größer, als allgemein angenommen wird. Er hatte noch nichts Bahnbrechendes geschrieben, als im Bonner Redoutensaal seine Musik zu einem Ritterballett erklang. Es wurde damals allerdings nur der Name seines Freundes

und Gönners — des Grafen Ferdinand Waldstein — als Verfasser der Handlung genannt. Das Werk des etwa zwanzigjährigen Theaterbratschisten aber verschwand bald wieder in der Versenkung. Etwa zehn Jahre später entsteht das Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus“, ein Werk, dem deshalb besondere Beachtung gebührt, weil eines seiner wichtigsten Themen in Klaviervariationen, besonders aber im Schlusssatz der „Eroica“ eine wun-

dervolle Auferstehung feierte. Außer einigen Festspiel-musiken entstanden dann im Laufe der Jahre noch mehrere Ouvertüren. Wenn man das tief seelenvolle Vorspiel zu „Coriolan“ hört, so sollte man glauben, es könnte zu nichts anderem geschrieben sein, wie zu Shakespeares gewaltiger Tragödie. Es handelt sich aber nur um das verschollene Werk eines längst vergessenen kleinen Geistes. Der großartige allgemein-menschliche Grundgedanke ebenso sehr wie die wundervolle Formvollendung läßt dagegen Beethovens Tondichtung noch heute als ein durchaus erhabenes Kunstwerk erscheinen. Nur einmal hat er zu dem Bühnenwerk eines Großen Musik geschrieben: zu Goethes „Egmont“. Sie ist heute so sehr Allgemeingut geworden, daß man sich den einen Teil ohne den andern gar nicht mehr denken kann. Unter den Opernplänen tauchen auch „Macbeth“ und „Faust“ auf. Wenn Beethoven auch der Ausführung dieser Werke nicht näher getreten ist, so deutet doch die Wahl der Stoffe auf seinen tief sittlichen Charakter.

Nur eine Oper hat er beendet: sein Schmerzenskind „Fidelio“. Mit Einschluß der Umarbeitungen hat er sich etwa zehn Jahre lang mit ihr beschäftigt. War der Auftrag des findigen Theaterdirektors Schikaneder, der auch in Mozarts Leben eine wichtige Rolle gespielt hatte, für Beethoven genügend Anreiz zum Schaffen? Wohl kaum! Das Schicksal wollte es auch, daß „Fidelio“ nicht mehr unter diesem Piffikus, sondern erst unter dessen Nachfolger zur Uraufführung gelangen sollte. Denn der Grund, daß Beethoven sich zur Vertonung dieser Oper entschloß, lag viel tiefer. Es war nicht nur die Ablehnung gegen Tyrannengewalt, die — einige Jahre nach der großen französischen Revolution — in allen Gemütern noch lebendigen Nachklang finden mußte, sondern es war in erster Linie das in schlichtem Vorgang geschilderte erschütternde Menschenchicksal. Und nicht zuletzt — der streng sittlichen Lebensauffassung des Tondichters entsprechend — die Idealgestalt des opfermutigen Weibes. Keine zweideutige Liebesgeschichte, wie sie von seinen Zeitgenossen so gern zur Vertonung benützt wurde; überhaupt ein völliges Ausschalten aller leichtfertig-geschlechtlichen Beziehungen in der Liebe. Statt dessen das stille Heldentum des Dulders, die zielbewußte Charakterstärke der Erlöserin. In der edlen Menschlichkeit dieser Gestalten klingen noch die Ideale der Freiheitskämpfer nach. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ hatten sie gesucht; viele von ihnen waren hierbei von Verbrechen zu Verbrechen gegen die Freiheit und das Leben des Nächsten geeilt, bis auch sie den Freiheitsrausch mit dem Leben bezahlen mußten. Wie anders die ruhige Sicherheit des Freiheitsgefühls, das die Helden dieser Oper in sittlich-hohem Kampfe gegen Willkür und Unmenschlichkeit erkämpfen! Dies Stoffgebiet war plötzlich beliebt geworden, denn in kurzer Zeit entstanden mehrere Opern mit ungefähr dem gleichen Inhalt.

Aber noch ein anderes lockte Beethoven zu dieser hohen Aufgabe: die Verherrlichung der Sattenliebe. Beethoven ist unbeweibt geblieben. Woher hätte auch der rechtlich Denkende den Mut nehmen sollen, eine Frau zeitlebens an seine Einsamkeit zu fesseln? Wer könnte zu ergründen versuchen, was sich alles in der Seele des mit unheilbarem Hörleiden Geschlagenen abgespielt hat? Unheimlich müssen diese seelischen Kämpfe gewesen sein, da er das unabwendbar-grausame Schicksal allmählich herannahen fühlte, ungeheuer groß die moralische Kraft, die in der Musik immer wieder die gütige befreiende Göttin anbetete. Er selbst, der sich

zeitlebens nach Weibesliebe gesehnt hat, mußte ein noch größeres Opfer bringen als seine Heldin Leonore, da ja sein Leiden ihn von Tag zu Tag einsamer werden ließ; statt jeder Hoffnung auf Besserung des Leidens wurde seine Verschlimmerung nur immer gewisser. Und doch hat dieser große Künstler aus des Herzens Tiefe geliebt. Wenn es keine Zeugnisse dafür gäbe, so würde man es aus sehr vielen seiner Werke hören können. Über den berühmten Brief „an die unsterbliche Geliebte“ ist schon unheimlich viel geschrieben worden. Für wen diese Zeilen bestimmt waren, wird sich aber dennoch nie genau ergründen lassen. Aber er gibt tiefe Einblicke in die Geschichte eines edlen Herzens. Der Brief stammt aus den Jahren, da ihn die Umarbeitung des „Fidelio“ beschäftigte. In diesem Werk ist das Ideal einer Frauengestalt so herrlich gezeichnet worden, wie es eben nur einer vermochte, der aus tiefster und reinsten Seele geliebt hat. Die glückliche Wiedervereinigung der Liebenden ist in ihrer ganzen süßen Herbe von einem Künstler gefeiert worden, dessen grausames Geschick ihm selbst nicht die gleiche Beseligung gewähren sollte. In diesen Klängen zittert oft der Ton einer Seele, die entsagen lernen mußte, die auch in dieser Entsagung noch die Kraft fand, Verbitterung dem künstlerischen Schaffen fernzuhalten und in verkürzter Gestalt das für ihn selbst Unerreichbare wie ein heiliges Geheimnis auszudeuten.

Die Geschichte vom Los der beiden Gatten ist keine freie Erfindung, sondern hat sich kurz nach der großen Revolution tatsächlich in Frankreich ereignet. Nicolas Jean Bouilly, seines Zeichens Parlamentsadvokat, war Zeuge des Vorgangs und hat ihm mehrfach dramatische Form gegeben. Mehrere Komponisten haben sich denn auch bald des dankbaren Stoffes bemächtigt. Eine dieser Opern — „Der Wasserträger“ von Luigi Cherubini — hat lange Zeit große Bedeutung gehabt und sich auch der besonderen Vorliebe Beethovens erfreut. Die gleiche erhabene Größe fehlt den Leonoren-Opern von Gaveaux und Paer. Beide Werke sind heute längst vergessen.

Und anfangs schien es, als sollte Beethovens Schöpfung wohl ein ähnliches Schicksal beschieden sein. Die Uraufführung (am 20. November 1805 zu Wien) erfolgte unter denkbar ungünstigen äußeren Umständen. Wien war von den Franzosen besetzt. Offiziere, die einem fremden Volksstamm angehörten, bildeten den größten Teil der Anwesenden. Der Sinn der Besatzungstruppen aber stand nach anderen als solch idealen Dingen. Die Vertreterin der Leonore — eine ausgezeichnete Sängerin — versagte in der Darstellung vollkommen. Durch sein Hörleiden konnte der Komponist vom Dirigentenpult aus die Kräfte nur schlecht zusammenhalten. Verärgert zog er die Oper, die damals noch den Titel „Leonore oder die eheliche Treue“ trug, nach der dritten Aufführung zurück. Lange Beratungen mit guten und ernstmeinnenden Freunden fanden statt. Nur sehr schwer war der Meister zur kleinsten Aenderung zu bewegen. Daß die erste Fassung im Kerker schloß und zu der erfolgten Befreiung nicht gleichzeitig das farbenfrohe Landschaftsbild bot, mag die Aufnahme der Oper ungünstig beeinflusst haben. Doch auch dieser Urgestalt werden große Schönheiten und starke Geschlossenheit nachgerühmt. Aber manches war zu breit geraten und sehr vieles zu schwierig. 1806 brachte es die neue Bearbeitung zu vier — bedeutend erfolgreicher — Aufführungen. 1814 wurden dann nochmals durchgreifende Aenderungen vorgenommen. Die Handlung erhielt nun erst ihr straffes dramatisches Gefüge, und auch im

Musikalischen wurde vieles neugeformt. Auf Einzelheiten hierbei kann naturgemäß nicht näher eingegangen werden.

Wichtig aber ist die Entstehung und Bedeutung der im Verlaufe dieser Zeit komponierten drei Leonoren- und der Fidelio-Ouvertüre. Hier erkennen wir den echten Sinfoniker, der immer wieder von neuem mit den Problemen seiner Kunst ringt. Ein Irrtum in der Numerierung erschwert etwas die Uebersicht. Denn zur ersten Fassung wurde die 1805 entstandene zweite Leonoren-Ouvertüre gespielt. Die dem Jahre 1807 entstammende erste wurde zu Operaufführungen in der damaligen Zeit überhaupt nicht benutzt. Nr. 3 — aus dem Jahre 1806 — bildete die Eröffnung zur zweiten Fassung. Diesen drei Ouvertüren ist als Grundgedanke das Thema „Durch Nacht zum Licht“ gemeinsam. Außerdem taucht in ihnen allen die Arie des Florestan auf, über die nachher noch einiges zu sagen sein wird. Wenn wir den rein musikalischen Inhalt der drei Werke genau miteinander vergleichen wollten (was hier allerdings zu weit führen würde), so könnten wir deutlich ein beständig bestimmteres Betonen des Wesentlichen erkennen. Vor allem die dritte Ouvertüre malt in Tönen ein so ergreifendes und umfassendes Bild des ganzen Vorgangs, daß sie in ihrer Geschlossenheit und Knappheit von weit stärkerer seelischer Wirkung ist als die ganze Oper, die doch immerhin bis zu einem gewissen Grade den äußeren Forderungen des Theaters gerecht werden muß. Die „kleine“ Fidelio-Ouvertüre — zuerst zur Zweitaufführung der dritten Fassung gespielt — steht nicht ganz in so enger Beziehung zur Oper. Doch bedeutet das keineswegs einen Rückschlag im Schaffen Beethovens. Vielmehr spricht hieraus die weise Erkenntnis, durch die Einleitung, die sich diesmal mehr im allgemeinen Rahmen hält, nicht gleich die Gipfelpunkte der Oper voranzunehmen und dadurch deren Wirkung abzuschwächen. Aber auch in ihr spielt die Arie Florestans eine wichtige — wenn auch nicht ganz so offensichtliche — Rolle.

Ueber die Stellung, die der dritten Leonoren-Ouvertüre im Theater zuzuweisen ist, gehen die Meinungen weit auseinander. So wird sie sowohl zu Beginn der Oper, als auch vor dem zweiten Akt gespielt. Sogar vor der stellenweise üblichen Verwandlung im ersten Akt ist sie schon benutzt worden. Häufig hört man sie auch im unmittelbaren Anschluß an die Kerkerzene. Besonders hier ist sie von hinreißender Wirkung. Doch läßt sich dabei der Uebelstand nicht verkennen, daß die gesamten wesentlichen Bühnenvorgänge bis hierher im ersten Teil der Musik noch einmal ausgedeutet werden, und daß dem jubelnden Abschluß gegenüber die Schlussszene einen schweren Stand hat, um so schwerer, je weniger Leuchtkraft das Bühnenbild besitzt. Es mag den meisten Theaterbesuchern ungewohnt erscheinen — aber die stärksten Eindrücke löst sie im Theater nach der Oper — als sieghafte Krönung — aus. So überwältigend stark aber auch jeder beliebige Zusammenhang mit der Oper ist — wer könnte sich dieser Ouvertüre im Konzertsaal — als sinfonische Dichtung — entziehen! Eines der herrlichsten Triumphlieder der Treue!

Mittel- und Brennpunkt der ganzen Oper ist die edle Frauengestalt. Wie in allem — auch in der Musik — von ihr die richtung- und zielgebende Wirkung ausgeht, soll im folgenden kurz zu deuten versucht werden. Bei dem Duett zwischen Marzelline und Jaquino könnte einem ein fast vergessenes Wort Hans von Bülow's wieder

einfallen: „Der allmächtige Genius dieses Meisters hätte auch eine Opera buffa schreiben können, wenn er dazu äußere und innere Veranlassung gefunden.“ Hier kommt eben beides nur zum Teil in Frage. Es ist eigenartig, welch heimliches Dämmerlicht über diesem Humor liegt, als ob die in sich gekehrte hoffnungsbanke Seelenstimmung Leonorens auch den eigentlichen Frohsinn ihrer Umgebung in Bann geschlagen hätte. Wie charaktervoll bleibt in dieser Beziehung die ganze Klangfarbe der Begleitinstrumente! Und wie bezeichnend die knappe, fast wie ein Gespräch anmutende Melodik des Paars, wie bezeichnend, daß dieser kleine Mann aus dem Volke durch das „ewige Pochen“ am Hofstör immer wieder aus all seinen Liebesbeteuerungen in die Welt seiner Pflichten zurückversetzt wird! Marzelline's ganze Haltung aber steht bereits unter dem Einflusse Fidelios. Wie goldene Lichter verklärt das Gedenken an die liebwerte Persönlichkeit einige innige Stellen ihres Gesanges. Diese Innigkeit wird noch wesentlich gesteigert in der Arie der Alleingeblienen, in der das kleine Mädchen als durchaus ernst zu nehmender Mensch erscheint. Und nun das Quartett! Ein Stück, das im gesprochenen Drama überhaupt unmöglich wäre. Denn dieser seelenvolle Satz deutet gleichzeitig die Gefühlsvorgänge der vier Beteiligten aus: die zaghafte Liebe Marzelline's, Fidelio-Leonorens Furcht vor vorzeitiger Entdeckung ihres Planes, des Vaters Rocco Begünstigung der Liebe seiner Tochter und endlich Jaquino's Hoffnungslosigkeit, da er sich nun völlig aus dem Herzen Marzelline's verdrängt glaubt. Die Form dieses Stückes ist die des Kanons, d. h.: alle vier singen nacheinander die gleiche Melodie, während die anderen Stimmen immer wieder neue Gebilde darum weben. So entsteht ein musikalisches Seelengemälde, dessen tiefe Schönheit von seiner ergreifenden Echtheit aufs wundervollste ergänzt wird. Die folgende Arie des Rocco „Hat man nicht auch Gold beineben“ führt wieder (und zwar zum letzten Male) mehr in das Gebiet der beschaulich-heiteren Oper hinüber. Sie wird daher heute zumeist ausgelassen. So sehr man auch bedauern muß, etwas von dieser köstlichen Musik zu missen, so sehr ist aber auch gerade an dieser Stelle Rücksicht auf Festhalten der Stimmung ein unabweisbares Gebot. Durch das Vertrauen, das sie bei Rocco genießt, ist Leonore ihrem Ziel wesentlich näher gekommen. In dem Terzett, das sie mit Vater und Tochter anstimmt, ist der mittlerweile schon fortentwickelten Stellungnahme der einzelnen wieder in überzeugender Art Ausdruck gegeben. Ueberragend wirkt hier Leonore, die schon ganz im Zeichen ihrer hohen Erlösmission steht. Rocco's Hinweis auf den Gouverneur läßt zum ersten Male Töne einer brutalen Macht erklingen und treibt dadurch um so energischer den dramatischen Fluß vorwärts.

Es ist an manchen Orten üblich, die Handlung bis hierhin in der Wohnung des Kerkermeisters spielen zu lassen. Dann wird der kurze Marsch mit seinem eigenartigen Rhythmus, der sonst bei offener Szene erklingt, als Zwischenaktmusik benutzt. Die Arie des Pizarro mit Chor gibt ein scharf umrissenes Bild des Befehlshabers, der seine Macht in verbrecherischer Absicht auszunutzen gedenkt. Brutale Rachegefühle lassen ihn schon vorher alle grausige Wonnen seines heimtückisch-teuflischen Plans austkosten. Diese Wirkung wird noch wesentlich gesteigert in dem Duett zwischen ihm und dem rechtlich denkenden Rocco. Mit rücksichtsloser Offenheit weicht Pizarro den Untergebenen in den ruchlosen Plan ein. Man erkennt seine teuflische Gesinnung nirgendwo

deutlicher als bei dem unheimlichen Tonschritt, der das Wort „Morden“ charakterisiert. Rocco bleibt fest. Schweren Herzens hat er die traurige Pflicht erfüllen müssen, dem Gefangenen, dessen Gesundheitszustand aufs schwerste erschüttert ist, stets kleinere Rationen zu verabreichen. Aber Morden ist nicht seines Amtes. Der Brutale dagegen läßt sich durch nichts beirren: er selbst wird den verhassten Gegner durch einen Dolchstoß unschädlich machen. Das Zwiegespräch hat einen heimlichen Zeugen gehabt: Leonore. Die wie ein gewaltiges Gewitter herannahende Gefahr gibt ihr fast übermenschlichen Mut. Hier werden in plastischer Greifbarkeit die Mächte lebendig, die den Kampf mit barbarischer Willkür aufzunehmen gewillt sind. In höchster Erregung, und doch zugleich in starker sittlicher Kraft erklingt die kurze instrumentale Einleitung. Und wie fein wird nun das überreiche Innenleben der Heldin, alles, was ihre Seele bewegt, gezeichnet! Sie weiß, daß den Tyrannen nichts zum Nachgeben zu bewegen vermag — und doch leuchtet ihr der Hoffnung friedlicher Farbenbogen. Welche Innigkeit in dem vom breiten Gesang der Hörner eingeleiteten Abschnitt: „Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern der Müden nicht erbleichen!“ Der reiche Ziergesang — in der älteren Oper oft nicht mehr als eine ausdruckslose Spielerei — wird hier tiefster Widerschein ihres heldenhaften Sinnes. Treue Sattenliebe wird die Erlösung verwirklichen können. Dies heilige Pflichtgefühl stählt ihren Willen zur großen Aufgabe, und aus diesem Geiste heraus erklingt der schwungvolle und glänzende Abschluß der Arie. Das Finale ist in seiner reichen Ausnutzung des Chores und des Ensembles wundervoll gesteigert. Zu Anfang umfassen uns eigenartige Klänge. Eine seltsame Wehmut ist hier trotz der freudigen Stimmung ausgebreitet, und wir glauben fast, wie die Gefangenen vor dem ungewohnt auftauchenden Licht die Augen schließen zu müssen. Breit, doch leise fließt der Dankgesang derer dahin, denen es nun nach langer Frist vergönnt ist, der heiteren Wärme des Sonnenlichtes teilhaftig zu werden. Doch sie sind von übelwollenden Hörnern umgeben, und nicht umsonst ertönen Warnungsrufe in ihren Gesang hinein. Noch heute soll Leonore zu dem Gefangenen in den Kerker hinabsteigen. Jäh bricht diese Kunde über sie herein. Das Entzücken der ersten Freude wird bald gewandelt durch die Erkenntnis einer unsicheren, doch traurigen Gewißheit. Ein ruhiger Quettsatz kennzeichnet in seiner herben Süße den Mut der stillen Heldin. Voll dramatischer Spannung ist der nun folgende Auftritt mit dem wutentbrannten Gouverneur, den Rocco nur durch den Hinweis auf seine Mitwisserschaft an dem fürchterlichen Geheimnis wieder einigermäßen zu besänftigen vermag. Der Abschied der Gefangenen vom Sonnenlicht, überkrönt von den ihren verschiedenartigen Gefühlen Ausdruck gebenden Solostimmen, beschließt mit weiten Ausblicken den Akt.

Klänge, die bis dahin kaum bekannt waren, eröffnen den zweiten Akt. Ein erschütterndes Bild des Einsamen im düsteren Verließ, herb und packend wie ein Prolog zu einer Tragödie. In diesem öden Kerker schmachtet der schuldlose Florestan, durch körperliche und seelische Leiden fast schon ein Sohn des Todes. Und in seinem Gesang blüht eine der wundersamsten Blüten aus Beethovens reichem Melodiengarten auf. Die dunkle Farbe der Holzbläser und der Hörner geben ihr eine überwältigende Stimmungskraft. Es ist meines Wissens bisher noch nie darauf hingewiesen worden, daß deutliche Reime und Verwandtschaften zu dieser Melodie bereits in früheren Werken anzutreffen sind. Hier scheint wieder einer jener Punkte

zu sein, wo Beethovens Sehnsucht nach der „unsterblichen Geliebten“ greifbare musikalische Form gewonnen hat. Die wehmutsüße Gewalt dieser Melodie gibt bestimmtere Einblicke in das Seelenleben des Komponisten als alle geschichtlichen Experimente. Ist es doch der Gesang des Einsamen, der des Lebens Frühlingstagen nachträumt und doch süßen Trost im Herzen trägt. Nur das Gedenken an die treue Sattin vermag seine erlöschenden Lebenskräfte noch aufrechtzuerhalten. Immer lichter und klarer wird die Vision, immer drängender und inniger der musikalische Ausdruck, da er glaubt, daß Leonore der rettende Engel sein werde. — Erschöpft ist er zusammengesunken. Und nun ist's von unsagbar ergreifender Wirkung, wie plötzlich aller Gesang verstummt und das Orchester das gesprochene Wort Roccas und Fidelios untermalt. Es ist nicht nur die Kälte des unterirdischen Gewölbes, was Leonore erschauern läßt, es ist vielmehr das Bewußtsein einer schweren Pflicht und die Ungewißheit, ob sie nun in der Nähe des geliebten Satten weilt und ob nicht er es ist, dem sie das Grab bereiten helfen soll. Zu ihrer emsigen Arbeit erklingt düsterer Gesang, der nur in dem Augenblick heller und kraftvoller wird, da sie das Gelöbnis macht, die Befreiung des Gefangenen — wer er auch sei — mit allen Kräften zu versuchen. Leonore kann in der Dunkelheit dem Satten nur an der Stimme wiedererkennen. Die Szene zwischen den dreien läßt sich in ihrer tiefen Menschlichkeit nur erfühlen, aber nicht schildern. Und völlig versagt auch das schildernde Wort gegenüber der Musik, die in diesem Satz schon die nahende Erlösung ahnen läßt. Wieder gewaltiger und erschütternder wird der Vorgang, da der Meuchelmörder sich dem Wehrlosen zu erkennen gibt. Und in dem Augenblick, da ihm Leonore mit allem Aufgebot der seelischen Kräfte entgegenruft: „Töt' erst sein Weib!“ steht man einer der stärksten aller dramatischen Äußerungen gegenüber. Es ist hier der Ort, jener Frau zu gedenken, die zuerst diesen Moment zu einem Höhepunkt dramatischer Gestaltung zu erheben vermochte: Wilhelmine Schröder-Devrient. Gerade durch diese meisterhafte Leistung war sie von bahnbeweisender Wichtigkeit für die künstlerische Entwicklung Richard Wagners. Die Skizzenbücher Beethovens aber lassen hier — wie so häufig — erkennen, mit welcher Kraft der Dichter um den wahren Ausdruck dieses so überaus bedeutsamen Augenblicks gerungen hat. Nun treibt's mit unaufhaltsamer Gewalt dem Ende zu. Den Versuch Pizarros, die unerwartete Wendung durch einen wohlgezielten Dolchstoß zu beseitigen, vereitelt Leonore mit vorgehaltener Pistole. (Die Worte: „Noch einen Laut, und du bist tot!“ wurden von der oben angeführten Darstellerin nicht gesungen, sondern mit unheimlich packendem Ausdruck gesprochen.) In dieses Uebermaß seelischer Spannung hinein schmettert aus der Ferne (ähnlich wie in einigen der Ouvertüren) das erlösende Zeichen: das Trompetensignal, das die Ankunft des Ministers anzeigt. Pizarros Wut steht ohnmächtig dem Heldenmut der Frau und der glücklichen Fügung der Ereignisse gegenüber. Das Duett der beiden Satten ist ganz von dem überwältigenden Gefühl jener Stimmung erfüllt, dem nach langer aussichtsloser Trennung urplötzlich wieder das hohe Glück der Wiedervereinigung geschenkt ist. Namenlose Freude, pulsendes Leben, das auch den beinahe dem Tode Verfallenen mit neuen Kräften beseelt.

Die Schlussszene — die eigentliche Befreiung — spielt im Sonnenglanz lachender Landschaft. Ein wundervolles Symbol, das nur durch die Vereinigung der

Künste möglich ist. Nur einer musikalischen Schönheit dieses Schlusses sei hier noch gedacht: Wenn die tapfere Frau ihrem Gatten selbst die Fesseln abnimmt, erklingt — zuerst in der Oboe — eine Melodie, die von solch unirdisch seltsamer Süße ist, daß sie trotz aller Einfachheit, besonders aber durch den Mangel jeder falschen Empfindsamkeit, zu Tränen zu rühren vermag. Einige der Offenbarungen, die wir mit heiliger Scheu bewundern dürfen, weil sie selbst nur wenigen der ganz Großen in seltenen Augenblicken gegeben ist. — In der Anlage wirkt dieser ganze sinfonische Schlusssatz, der in eitel Jubel und Licht überströmt, wie eine Vorstudie zum letzten Satz der Neunten Sinfonie. In beiden fast die gleiche textliche Fassung:

„Wer ein holdes Weib errungen,
Stimm' in unsern Jubel ein!“
(„Mische seinen Jubel ein!“)

Und: „Freude trinken alle Wesen“ — jene Freude, die nur dem beschieden ist, der durch das bittere Weh und Leid heftiger seelischer Kämpfe sich hindurchgerungen hat, jene Freude knüpft ein Band zwischen der letzten und gewaltigsten seiner Sinfonien und seiner einzigen Oper. Dort die überwältigende, hinreißende Liebe zur gesamten, durch Kampf zur Freude gelangten Menschheit, hier, in einfacher und persönlicherer Fassung, das Hohelied der Gattenliebe.

Rechtsblickrichtung

Ein Beitrag zur Rechtshändigkeit. Von A. Seydlich

Jeder normale Mensch besitzt zwei Hände, eine rechte und eine linke Hand. Alle feinere genaue Arbeit wird von der rechten Hand geleistet, während die linke Hand nur zu groben Verrichtungen gebraucht wird und der rechten Hand Helferdienste leisten muß. Nur bei wenigen Menschen (man nimmt etwa 2% an) ist es umgekehrt, d. h. die linke Hand leistet da die Hauptarbeit. Dieser einseitigen Ausbildung von nur einer Hand entspricht auch eine stärkere Ausbildung der einen Körperhälfte. Welche Gründe für diese Bevorzugung der einen Hand, der einen Körperseite überhaupt, maßgebend sind, hat Dr. Dekker in seinem Aufsatz „Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit und was damit zusammenhängt“ (Kosmos-Handweiser für Naturfreunde 1923, Heft 1 bis 3) nachgewiesen, auf den ich hier verweisen möchte. Aber nicht nur die Organe, die eine verhältnismäßig einfache Tätigkeit auszuführen haben, wie z. B. Arm, Bein, sind so ausgebildet, sondern auch diejenigen Organe, die ganz besondere Aufgaben zu erfüllen haben und die besonders feinsfühlend sind, z. B. das Auge, sind so einseitig stärker ausgebildet. Man kann diese rechtsseitige Ausbildung des Auges z. B. nicht auf reine äußere Tatsachen zurückführen (wie etwa das nach rechts Abweichen und Ausweichen von der Geraden, das wir bei Blinden und bei Personen mit verbundenen Augen finden, und das man darauf zurückführt, daß der linke Fuß als der stärkere stärker abstößt und demgemäß den Körper nach rechts abtreibt).

Um festzustellen, ob diese „Rechtsblickrichtung“ wirklich vorhanden ist, und nicht etwa durch irgendeine Tätigkeit herbeigeführt worden ist, wurden diesbezügliche Versuche mit Kindern angestellt. Die Kinder hatten die Aufgabe, bei Strecken von verschiedener Länge (9, 10, 11 cm) durch einen verschiebbaren Zeiger jedesmal den Mittelpunkt festzustellen.

Das Ergebnis dieser Versuche — der oben angeführte Versuch wurde nach einem Tage wiederholt — lasse ich hier folgen: es ergaben sich Abweichungen nach links und nach rechts, und zwar war die weiteste Abweichung bei der 9 cm langen Strecke nach links 4 mm, während sie nach rechts $8\frac{3}{4}$ mm betrug. Bei der 10 cm langen Strecke wurde der Mittelpunkt 4 mm nach links, dagegen 6 mm nach rechts verlegt. Die Verschiebung des Mittelpunktes nach links betrug bei der 11 cm langen Strecke $4\frac{1}{2}$ mm, nach rechts sogar $8\frac{1}{2}$ mm.

Beim zweiten Versuch war das Ergebnis wesentlich günstiger. Der Grund hierfür ist wohl in der Übung

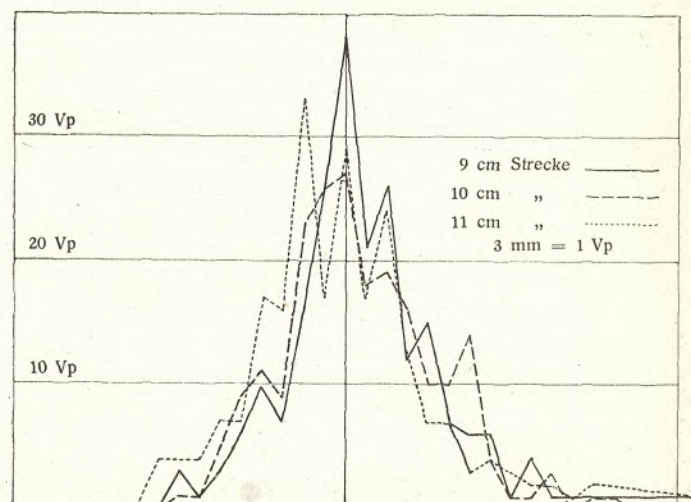
und Schulung des Auges zu suchen. Der besseren Übersicht wegen stelle ich beide Ergebnisse gegenüber:

Strecke	Abweichung	1. Versuch	2. Versuch
9 cm	nach rechts	$8\frac{3}{4}$ mm	5 mm
	nach links	4 „	$4\frac{1}{2}$ „
10 cm	nach rechts	6 „	$5\frac{1}{2}$ „
	nach links	4 „	$5\frac{1}{2}$ „
11 cm	nach rechts	$8\frac{1}{2}$ „	7 „
	nach links	$4\frac{1}{2}$ „	7 „

Obige Tabelle zeigt uns also die größten Abweichungen nach der Links- bzw. Rechtsrichtung. Untersuchen wir nun, wie sich diese Abweichungen auf die einzelnen Versuchspersonen verteilen, wie oft also der Mittelpunkt einerseits nach links, andererseits nach rechts verschoben wurde.

Naturgemäß kamen kleinere Verschiebungen ($\frac{1}{2}$ mm usw.) viel häufiger vor als größere; der Sinn für das „Gleichklang“, für Symmetrie ist eben auch schon bei den Kindern vorhanden und bedarf nicht erst der An-erziehung, sondern höchstens der Schulung.

Kurve der als Mitte angegebenen Punkte des 1. Versuches und Häufigkeit der Urteile



Die vorstehende Kurve veranschaulicht die Größe der Verschiebung des Mittelpunktes nach rechts bzw. nach links bei den einzelnen Strecken und die Häufigkeit dieser Verschiebung. Die Mittellinie stellt den Mittelpunkt dar, darauf abgetragen die Zahl der Beurteilungen (Vp.). Der Mittelpunkt wurde also bei der 9-cm-Strecke 3. B. von 38 Personen richtig angegeben; nach rechts verlegten ihn insgesamt 100 Vp., während er nach links nur von 72 Personen verlegt wurde. Diese Verschiebung nach links war anderseits aber auch, wie wir schon oben gesehen, bedeutend geringer als nach rechts.

Der zweite Versuch brachte ähnliche Ergebnisse, die in untenstehender Tabelle zusammengestellt sind.

Tabellarische Übersicht über die Abweichungen und ihre Häufigkeit beim 2. Versuch.

Ab- weichung in mm	9 cm		10 cm		11 cm	
	nach links	nach rechts	nach links	nach rechts	nach links	nach rechts
1/2	18	14	11	21	15	13
1	14	32	13	23	30	25
1 1/2	12	14	14	19	6	12
2	9	26	13	24	11	17
2 1/2	4	12	6	10	10	6
3	3	6	4	6	7	10
3 1/2	1	4	2	—	1	1
4	2	5	—	5	4	1
4 1/2	1	1	2	—	—	1
5	—	2	1	3	1	4
5 1/2	—	—	1	2	1	1
6	—	—	—	—	—	1
6 1/2	—	—	—	—	—	—
7	—	—	—	—	—	1

Das Gesamtergebnis zeigt auch ganz deutlich ein Überwiegen der Rechtsurteile. Sind doch 3. B. bei 220 Linksurteilen 319 Rechtsurteile, also fast 45% mehr.

Welche Schlüsse lassen sich nun aus obigen Versuchen und deren Ergebnissen ziehen?

Die rechtsseitige stärkere Ausbildung des Menschen, die, wie oben erwähnt, bei etwa 98% zu finden ist, erstreckt sich nicht nur auf reine Körper- und Muskelfunktionen, sondern auch auf den Gesichtssinn, der natürlich wieder durch eine Muskelfunktion in Tätigkeit tritt. Hier ist nicht das Sehen an sich, der seelische Vorgang, die Tätigkeit des Gehirns gemeint, sondern die Bewegung der Augen, die durch Muskel bewerkstelligt wird. Die starke Ausbildung der rechten Körperhälfte beeinflusst also auch die Tätigkeit der Augenmuskeln. Diese Rechtsausbildung ruht in den Kindern, ist also ein Erzeugnis der Vererbung und nicht auf Ausbildung zurückzuführen. Die Augen werden gleichmäßig nach derselben Richtung bewegt. Da nach dem oben Gesagten die rechte Körperhälfte stärker ausgebildet ist als die linke, bewirkt die Augenmuskulatur m. E. eine stärkere Drehung des Auges nach rechts, um das Ende einer Strecke zu erkennen. Dadurch verschwimmt das linke Ende der Strecke etwas, die Strecke wird kürzer, der Mittelpunkt kommt also weiter nach rechts zu liegen. Dieser Fehler läßt sich vermeiden, wenn man die Versuchsperson soweit als möglich von der Strecke aufstellt. Eine einfache Beobachtung, die wohl schon jeder gemacht hat, der eine Wand durch Aufhängen von Bildern usw. teilen sollte. Immer wieder stellt man sich entfernt auf, weil man dann die ganze Strecke auffassen kann und nicht die Augen so stark hin und her bewegen muß. Zum Schluß möchte ich einer irrigen Auffassung vorbeugen. Die Versuche waren so angeordnet, daß eine Handbetätigung der Versuchspersonen selbst vollkommen ausgeschaltet war. Das Überwiegen der Rechtsurteile ist somit nicht darauf zurückzuführen, daß die Rechtshändigkeit diesen Ausschlag herbeigeführt haben könnte. Wieweit Linkshänder demselben Grundsatz nur im entgegengesetzten Sinne unterliegen, konnte nicht untersucht werden, da wirkliche Linkshänder, die also alles links taten, nicht in genügender Anzahl zur Verfügung waren.

Die Kunst ist national

Von G. Quaint

Die Kulturstufe eines Volkes ergibt sich am klarsten aus seiner Kunst. Die Kunst ist wie ein Spiegel, der getreulich den ganzen Kulturinhalt einer gewissen Entwicklungsperiode erkennen läßt, nicht nur Lebensweise, Stand der Technik und diese mehr äußerlichen Dinge, sondern gerade auch die Ideen, die ein Volk in dieser Periode beherrschen.

Der Kulturhistoriker, der Forscher der Völkerkunde wissen das längst und verdanken der Kunst eines fremden Volkes oder einer weit zurückliegenden Zeit die wertvollsten Aufschlüsse, die sich durch andere Hilfsmittel der Forschung nicht entfernt in dem Maße ergeben hätten.

In merkwürdigem Gegensatz dazu hat man in der Kunstwissenschaft selbst bisher die Wahrheit dieses Gedankens nur teilweise erkannt. Hier ist man gewohnt, die Entwicklung der Kunst vorwiegend zeitlich zu gliedern, nach Stilarten. Jede Zeit, infolgedessen jede Kulturstufe, hat ihren eigenen Stil in der Kunst; es sei nur an den Unterschied der Kunst des 16. Jahrhunderts — Dürer, Raffael, Lukas van Leyden — und der des 17. Jahrhunderts — Rubens, Poussin usw. — erinnert, ein Unterschied, in dem der Sprung der Kultur seinen klarsten Ausdruck findet. Natürlich ist es nicht etwa

unbemerkt geblieben, daß selbst in der gleichen Zeit und bei gleicher Kulturhöhe sich die Kunst verschiedener Völker voneinander bedeutend unterscheidet.

Aber daß hier ein grundsätzlicher Unterschied, eine unübersehbare Kluft vorhanden ist, das hat man bisher übersehen. „Die Kunst ist international“, das ist ein Glaubenssatz geworden oder sollte es wenigstens werden durch eine eifrige und umfassende Propaganda, die dafür gemacht wurde. Und gerade uns Deutschen mit ehrlichem Herzen leuchtet dieser Lehrsatz von der internationalen Kunst besonders leicht ein.

Es kostet aber nur ein wenig genaueren Zusehens, nur den Vergleich einiger Bilder, um das eine sofort klar zu erkennen: Trotz der zeitlichen Verschiedenheit der Zugehörigkeit zu anderen Kunststilen und anderen Kulturstufen besteht eine ganz enge Verwandtschaft, eine Wesensgleichheit etwa zwischen Dürer, Peter Breughel, Rembrandt, Rethel, van Gogh einerseits und Mantegna, Leonardo da Vinci, Goja anderseits. Es ist ein gemeinsames Denken und Fühlen, eine gleichartige Charakterveranlagung vorhanden, trotz aller Unterschiede in den Kunstwerken selbst; es macht sich das Band gemeinsamer Abstammung, der Stammesverwandtschaft geltend.

Bei den Künstlern germanischen Blutes allenthalben ein Drang ins Unendliche, ein Reichtum verschörkelter, ewig in Fluß befindlicher Formen (Bild 1, 3, 5 und 6), bei den Romanen die Begrenzung und formale Klarheit, also etwas, das grundsätzlich von den Eigentümlichkeiten deutschen Stils, gleichviel aus welchem Jahrhundert, abweicht (Bild 2 und 4)¹.

Wie in der Malerei, so ist es auch in der Baukunst. Deutsche Gotik, deutscher Barock, deutsches Rokoko sind unter sich wesensverwandt und gar nicht zu verwechseln mit dem, was in romanischen Ländern mit dem gleichen Zeitstilnamen benannt wird.

Und das alles hat seinen letzten Grund darin, daß jedes Volk sein eigenes, seiner Wesensart entsprechendes Verhältnis zur Welt hat. Die Kunst drückt diese seelischen Unterschiede der Völker am klarsten und deutlichsten aus. Sie lehrt uns, was wir im täglichen Leben nur zu gern, oft sogar absichtlich übersehen, daß im tiefsten Innern nie ein Volk so fühlen und so denken kann wie ein anderes, daß immer etwas Unbegreifliches und Unbegriffenes bleiben wird zwischen den Völkern, trotz aller internationalen Anschauungen. Daß gerade diese Anschauungen von keinem Volke so bitter ernst genommen werden wie von den Deutschen, ist ja an sich auch schon ein solcher seelischer Unterschied von anderen Völkern.

Die Kunst lehrt uns also, daß es ein deutsches Anschauen gibt im Gegensatz zu einem romanischen, einem slawischen Anschauen, daß die uns umgebende Welt anders auf uns wirkt wie auf Italiener und Franzosen, und wir müssen daraus schließen, daß wir auch anders denken und anders empfinden. Und wenn wir diesen Gedanken erst einmal erfasst haben in seiner ganzen

Tragweite, so werden wir auf Schritt und Tritt neue Beweise dafür finden, und es wird uns so manches aus der Geschichte der letzten Jahre begreiflicher werden, was uns von unserem deutschen Standpunkt aus unfassbar erschien.

Künstler germanischer Abkunft, zu denen natürlich die Niederländer und Nordländer ebenso gehören — die Engländer nehmen auch hier eine Sonderstellung ein —, enthüllen uns in ihren Landschaftsbildern einen Zug unserer Seele, das Naturgefühl. In den meisten Bildern etwa italienischer Herkunft vermissen wir das, und deshalb lassen uns diese bei all ihrer bewundernten Schönheit kalt, sie sprechen nicht zu uns, rühren an keiner verwandten Saite in unserer Seele. Wir fühlen uns eins mit der Natur, wir leben und freuen uns in ihr, wir lieben unsere Heimat um ihrer Schönheit willen, ihre kühlen Wälder und sonnigen Wiesen und Felder; ihre traumhaften Dörfer im Schmuck der Baumgruppen sind geradezu ein Teil von uns, und wir bewundern den Künstler, aus dessen Bildern wir das empfinden.

Dem Romanen ist ein Baum, ein Bach, eine Landschaft nur ein Ding, das er um seiner schönen Form willen abbildet, dem er aber keinen Anteil gibt an seiner Seele, und deshalb ist ihm selbst und seiner Kunst eine Liebe zur Heimat nach unserer Art fremd, und er wird ein Bild von Rembrandt oder eine Zeichnung von Dürer nie so ganz verstehen, wenn er sie auch als Kunstwerk hoch einschätzen mag. Die Kunst ist nicht inter-

national und kann es niemals werden, als Ausdruck des Volksgefühles, und nur weil wir Deutsche die Eigenschaft in höherem Grade haben als andere Völker, uns an fremdes Fühlen und Denken anzulehnen, kann bei uns diese Ansicht leichter Glauben finden, solange man sie nicht genauer nachprüft. Wer einmal beim Besuch eines Museums oder beim Durchblättern eines Werkes über Kunst und Kunstgeschichte Vergleiche anstellt, wird darüber nie mehr im unklaren sein.



Abb. 1. Dürer: Bildnis des Oswolt Krell

¹ Wer sich über die hier kurz gestreiften Probleme näher unterrichten will, dem sei das sehr lesenswerte Buch von Oskar Hagen: „Deutsches Sehen“, Verlag R. Piper & Co., München, empfohlen, aus dem auch die 6 Abbildungen genommen sind.

Wetterpropheten

Von Max Karl Böttcher

Es war ein Hundewetter!

Im Berggasthaus drängten sich die Menschen, und immer neue Touristenscharen strömten herein. — In der Vorhalle schüttelten sie die Nässe zu Boden, suchten nach der „Trockenkammer“ und hingen dort ihre Mäntel und Wettertragen über den heißen Kessel und den nassen Filz dazu, dann suchten sie sich ein Plätzchen im überfüllten Raum, bestellten eine warme Suppe oder einen heißen Tee und schalteten sich alsdann Horn und Grimm über das miserable Wetter in nicht zu zarten Worten von der Leber! Alle waren einig, daß für Juni solch anhaltende Nässe und Kälte geradezu unerhört seien — eine Tücke des Schicksals. —

Im kleinen Herrenstübchen neben der großen, glasverdeckten Veranda, das eigentlich nur für vertraute Stammgäste geöffnet wurde, saß eine lustige Gesellschaft, ein alter, weißbärtiger Herr voller Professorenwürde, mehrere junge Herren und Damen und dazu junges Volk, lustige Mädels und fröhliche Studenten. Sie spielten, lachten und scherzten, um sich die Zeit zu vertreiben. — Plötzlich fragte einer der Studenten den eintretenden Bergwirt: „Sie, Herr Hubermaier, was wird denn nun eigentlich noch aus dem Wetter? Sollen wir denn noch bis zum jüngsten Tag hier oben untätig harren?“ Der freundliche Wirt zuckte mit den Achseln. „Mir wär's schon recht, junger Herr! Ich mach die besten Geschäft! Und was dös Wetter anlangen tät' — morgen um die Zeit kann ich's Ihnen genau sagen, wie es heut noch wird!“ — Er hatte die Lacher auf seiner Seite, aber der Student ließ sich nicht beirren, sondern fragte weiter: „Ich meine, was denken Sie über das Wetter! Sie haben doch Erfahrung und können sicher beurteilen, ob eine Besserung zu erwarten ist, wenn Sie sich Himmel und Wetterfahne ansehen.“

„Ja, die Wetterfahne, dös wär halt a so'n Karnickel! Dös Luder is halt eing'rost! Und der Himmel! O mei Herrgott! Nix is zu sehn, alles is grau und grau!“

„Hm, Sie verstehen, einem Mut zu machen, das muß man schon sagen! Haben Sie denn kein Barometer?“

„Aber bitt schön, gleich hier nebenan in mein'm Kontorstübchen, und an Laubfrosch hätt ich a, gleich drunten unterm Wetterglas steht sein Häusl! Schauens sich die beiden Schlauberger, den Barometer und den Frosch, selber an!“ — Er öffnete höflich die Tür und der Student trat ein. — Richtig, da hing ein schönes großes Wetterglas, und darunter stand das Glaskästchen mit der Leiter,

der Grünfrack hockte oben und glockte mit seinen Schnappaugen grämig den jungen Mann an.

„Er sitzt oben!“ jubelte der Student. — „Herrschaften, er sitzt oben, der Laubfrosch!“ und auf diesen Freudenruf drängten sich die Leutchen aus dem Herrenstübchen herein und bestaunten den Laubfrosch. — Den Bruder Grünfrack schien das zu kränken, und unter einem allgemein bedauernden „Ah!“ seiner Beschauer reckte er sich und ließ sich faul ins Wasser plumpfen. —

„So ein Halunke!“ wettete ein forscher Bergsteiger ergrimmt, aber ein paar lustige Mädels haschten mit flinker Hand etliche Brummer und schoben sie vorsichtig mit spitzen Fingern in den Froschkästig, dann lockten sie mit gurrenden Lauten und allerhand linden Rosenamen, aber der Grüne im Sumpf war taub und stumpf, er kam nicht wieder hervor, sondern schob nur die Nasenlöcher ein wenig aus dem Wasser, äugte mit schiefem

Blick nach der wartenden Menschenchar und verzog dann unter Wasser sein breites Maul zu einem höhnischen Grinsen und mochte denken: „Ihr könnt mich gerne haben!“

„Na, dann eben nicht, olle Grimasse!“ meinte ein Berliner, und ein anderer sagte: „So wenden wir uns, verehrte Herrschaften, vertrauensvoll dem Wetterglase zu! Die exakte Wissenschaft ist ja an sich zuverlässiger als so'n stumpfsinniger Lurch!“ Einer klopfte vorsichtig an das Barometer, und siehe da, es sank!

„Verflixt! Frosch und Wetterglas, glaub ich, stecken unter einer Decke!“ wettete der Student, und dann verließen alle recht niedergeschlagen den kleinen Raum, aber die Tür ließen sie offen, um den Laubfrosch beobachten zu können. Draußen planschte der Regen unwandelbar in wilden Böen an die Fensterscheiben. —



Abb. 2. Giorgione: Männliches Bildnis
(Zum Artikel auf Seite 460 und 461)

Als es im Kontorstübchen wieder still geworden, machte das Barometer leise: „Bst! — Bst! — Sie, Herr Kollege!“

Der Laubfrosch schielte nach oben, schob das Maul ein wenig aus dem Algenwasser und fragte faul: „Meinen Sie mich, verehrtes Fräulein Wetterglas?“

„Aber natürlich! Was sagen Sie nun?“

„Wo zu? — Zu was? — Warum?“

„Na, zu dieser Menschheit!“

„Ach so! — Meschugge! Einfach meschugge!“

„Aber nicht zu knapp! Uebrigens, wie denken Sie ehrlicherweise über das Wetter, Herr Laubfrosch?“

„Wir sind ja unter uns, da kann man's ja sagen: ich habe keine Ahnung, wie's werden wird! Mich juckt

meine Herrschaften, Sie haben sich wegen des dummen Laubfrosches und des fallenden Barometers die Hoffnung auf besseres Wetter rauben lassen, denn Sie sind alle so niedergeschlagen und still geworden. Ich möchte behaupten: trotz dieser ungünstigen Prognose der beiden Wetterkunder halte ich es für wahrscheinlich, daß sich das Wetter bald bessert!“

„Na, na, Professorchen! Das Barometer ist doch wohl zuverlässig!“ meinte eine ältere Dame.

„Verzeihen Sie, Frau Apotheker, wenn ich widerspreche, aber man beginnt jetzt auch in wissenschaftlich ernst zu nehmenden Kreisen doch an der Zuverlässigkeit des Wetterglases zu zweifeln, und ich glaube, die Zeit



Abb. 3. Schongauer: Große Kreuztragung (Kupferstich)

(Zum Artikel auf Seite 460 und 461)

allerdings die Zunge, mein Appetit wächst, da wird es gewöhnlich besser!“

„Sie gingen aber doch vorhin ins Wasser!“

„Da hab' ich mir nichts weiter gedacht dabei, ich wollte eigentlich die Menschheit nur so'n bißchen foppen!“

„Das sollten Sie aber nicht tun, ich befürchte, ich befürchte, das Mißtrauen der Menschen zu unserer Prophetenkunst ist so schon etwas wackelig geworden.“

„Ich wußte nicht, was mir gleichgültiger wäre!“ brummelte der Grüne und schwapp — schlenkerte er seine lange Zunge aus dem Maule und machte dazu einen unverhofften Satz an die Glaswand hinauf, und dann schwabberte seine Wamme und seine Augen funkelten vor Frechfreude, denn eine der ihm vorhin gespendeten Fliegen war soeben eingegangen in des Grünen Bauch.

„Wohl bekomm's!“ sagte höflich das Wetterglas.

„Danke! Was ich übrigens noch sagen wollte . . .“

„Still, Herr Kollege, draußen spricht der würdige, weißbärtige Herr, den die anderen Menschen mit Herr Professor anreden, wir wollen lauschen, was er sagt!“

Und in der Tat, der Professor sprach: „Ich glaube,

ist nicht allzu fern, daß man es ganz zum „alten Eisen“ wirft. So hat der durchaus modern-wissenschaftlich geleitete englische meteorologische Dienst erst kürzlich eine Warnung erlassen, daß man den Registrierungen des Barometers bei Beurteilung der Wetterlage nicht allzuviel Wert beimesse.“

„Unerhörte Frechheit!“ zischelte draußen das Barometer dem Laubfrosch zu; der aber lächelte stoisch und schnappte sich eine zweite Fliege. Der Professor aber fuhr fort:

„Früher nahm man an, daß nasse Luft leichter sei als trockene und daß sich deshalb die Stärke des Luftdruckes durch den Stand des Barometers ausdrücken läßt. Die moderne Meteorologie aber schreibt Veränderungen des Luftdruckes einer gemeinsamen Tätigkeit des Windes, der Erddrehung und des Widerstandes der Erdoberfläche zu und . . .“

„Ach, das ist ja viel zu gelehrt für gewöhnliche Sterbliche, Herr Professor! Sagen Sie uns lieber, ob früher unsere Voreltern und die alten Völker, die doch sicherlich kein Barometer hatten, auch schon Wetterpropheten kannten?“ fragte eine junge Dame.

„Hm, mein liebes Fräulein — ‚Wettermacher‘ hat es wohl schon zu alten Zeiten gegeben, aber ihre Tätigkeit beruhte zum größten Teil auf Aberglauben und religiösen Anschauungen. Der regelmäßige Lauf der Gestirne und die gesetzmäßig wechselnde Stellung von Sonne, Mond und Planeten war den Alten wohlbekannt, aber sie sahen darin Willensausdruck verschiedener Gottheiten. So sollte dem Sternbild des Widlers Hagel, Schnee und Wolken, dem des Stieres Regen und Wind folgen, Zwillinge und Löwe brachten trockenes Wetter, die Jungfrau und der Wassermann Regen, der Steinbock Kälte und Eis usw. Mit der Wissenschaft hat natürlich diese Wetterprognose, die sich auf Launen von Gottheiten stützte, nichts zu tun.“

„Vater, was ist Prognose?“ fragte ein kleiner, zehnjähriger Stiff seinen Vater leise.

„Prognose ist Vorhersage, Vorausbestimmung, mein Junge!“ erklärte ebenso leise der Vater.

Der Professor, der nun ins Dozieren gekommen war, fuhr fort:

„Viel mehr Recht auf Geltung haben und hatten die Wettervorausagen, die von Menschen gemacht wurden und auch heute noch gemacht werden, die die Natur beobachten, also von Jägern, Landwirten, Fischern und Seeleuten, denn aus dem Verhalten von Pflanze und Tier kann solch Naturkenner allerhand Schlüsse ziehen — durch Erfahrung gewonnen und bestätigt — auf wenn auch nur meist näherliegende Wettervorgänge.“

„Aha, jetzt kommt der Laubfrosch dran, der Schlingel!“ meinte der Hochtourist, der vorhin den Grünfrack im ersten Borne einen Halunken genannt hatte. Und draußen im kleinen Stübel schob sich das Fröschlein eine Stufe höher auf der Leiter und lauschte.

„Gewiß,“ antwortete der Professor „der Laubfrosch ist zweifellos in seiner Art, sich zu geben, beeinflusst vom Wetter. Durch fortgesetzte Beobachtungen konnte festgestellt werden, daß der Grünfrack bei schönem Wetter von Dauer seine Stimme wenig oder gar nicht vernahmen läßt, das Wasser meidet und fleißig Kerbtiere fängt. Bei Annäherung von Regen oder Gewitter quatt er laut schnarrend und flüchtet sich ins Wasser!“ —

„Wie der mich kennt, der alte Knabe!“ lächelte draußen im Glase der Frosch und blies sich stolz auf und blickte triumphierend zum Barometer, das wegen der ver-

nichtenden Kritik von vorhin noch ganz verstört dahing und seiner traurigen Zukunft gedachte. — Drinnen sprach der Professor weiter:

„Aber außer dem Laubfrosch kennt der Naturbeobachter noch viele andere Tiere, deren Verhalten Schlüsse auf das kommende Wetter ziehen lassen, z. B. die Ameise, die Grille, die Biene, die Wespe und Hornisse, die Spinne, und nicht zuletzt auch höhere Tiergattungen, wie Storch und Fischreiher, Kiebitz, dessen auffallend schreiendes Rufen auf Regen deutet, die Schwalbe, deren hoher Flug gutes Wetter kündigt. — Aber auch in der Pflanzen-

welt gibt es Wetterpropheten, so den Satanspilz, der sich bei bevorstehendem Regen rotbraun färbt, verschiedene Moosarten, ferner Gerste und Hafer, die bei anhaltender Trockenheit ihre Grannen spreizen, den Enzian, der bei nahendem Witterungsumschlag seine Blüten schließt.“

„Und was sagt der Meteorologe zu diesen Wetterkündern?“ fragte eine junge Frau, die auf der Hochzeitsreise war.

„Vater, was ist das: ein Meteorologe?“ fragte der Kleine wieder flüsternd seinen Vater.

„Meteorologen sind gelehrte Leute, die mit Hilfe von verschiedenen Instrumenten und mit Hilfe der Wissenschaft Wind und Wetter erforschen und dann in den Zeitungen bekanntgeben!“

Der Professor antwortete der jungen Frau: „Ja, gnädige Frau, die Meteorologen kümmern sich natürlich nicht um die Ansicht des Laubfrosches oder des Enzians über das kommende Wetter, sonst wären sie und ihre Resultate nicht

ernst zu nehmen. Die Meteorologen bauen ihre Prognosen auf Erforschung der Luft, ihrer Wärme, ihres elektrischen Zustandes, ihrer chemischen Zusammensetzung, ihres Druckes, ihres Gehaltes an Wasserdampf und schließlich der Windrichtung auf. Dabei dienen ihnen viele Instrumente und Apparate, wie der Wolken Spiegel, das Quecksilberbarometer, das viel genauer ist als das sogenannte Aneroid-Barometer, wie da nebenan hängt . . .“

„Hi-hi!“ lachte das Laubfröschlein schadensfroh und schielte zum Metallbarometer über sich: „Dir geben sie's ja ordentlich heute!“ flüsterte der grüne Bengel und hielt sich mit seinen schwammigen Pfötchen den Froschbauch vor Lachen. —



Abb. 4. Raffael: Kreuztragung (Madrid)
(Zum Artikel auf Seite 460 und 461)

Der Professor sprach weiter: „Ferner bedient sich der Meteorologe des Barographen, das ist ein selbsttätig registrierendes Barometer, des Thermographen, das ist ein selbsttätig und ununterbrochen die Temperatur aufzeichnendes Instrument, dann des Hygrometers, das ist ein Feuchtigkeitsmesser, ferner eines mechanisch registrierenden Windapparates und noch anderer, oft sehr fein gearbeiteter Instrumente.“

„Und mit Hilfe dieser Dinger können diese gelehrten Leute voraussagen, was wir morgen für Wetter bekommen?“ fragte Fräulein Frihi Frihari, die berühmte Filmschauspielerin.

Der alte Gelehrte lächelte gütig und nachsichtig: „Nein, verehrtes Fräulein, das können sie nicht, dazu gehört noch mehr.

Vor allem gehört dazu ein peinlich genaues Zusammenarbeiten vieler und weit auseinander liegender, gut ausgerüsteter Wetterstationen, deren jede mehrmals am Tage exakte Wind- und Luftdruckbeobachtungen macht, diese in international eingeführte Wetterkarten einträgt und die beobachteten oder besser erobachteten Ergebnisse dreimal täglich den anderen Wetterstationen telegraphisch mitteilt. So handelt es die Seewarte in Hamburg und alle anderen Wetterdienststellen. Die

Einzeichnungen auf diese Wetterkarte — solche Wetterkarten können Sie übrigens an jeder Postanstalt, an jedem Rathaus oder Bahnhofsgebäude aushängen sehen oder sich selbst auf Bezug dieser Wetterkarte abonnieren — die Einzeichnungen auf diese Wetterkarte also stellen steigende und fallende, kurvenbildende Linien dar, und jeder gebildete Mensch sollte imstande sein, solche Wetterkarte zu lesen und zu verstehen. Diese Kurvenlinien verbinden Orte mit gleicher Wärme oder mit gleichem Luftdruck, und es heißen jene Isothermen, diese Isobaren. Dann sind noch die sich fortbewegenden Hoch- und Tiefdruckgebiete darauf verzeichnet, die bekanntlich nicht stehen bleiben, sondern wandern, und deren Zugstraßen hat man erforscht, und gerade diese Bewegungen des „Hochs“ oder „Tiefs“ sind die Haupthinweise auf die Wettervorausagen.“

„Und der Mond?“ pläzte ein junger Dichter in diese wetterkundliche Darbietung des Professors hinein. „Der Mond, hat er denn gar nichts bei der Wettervorausage zu sagen?“

„Ach ja, Herr Professor, der gute, liebe, alte Mond;

warum sprechen Sie nicht von dem? Hilft er den Meteorologen denn gar nicht ein bisschen bei der Arbeit?“ stimmte ein schwärmerischer Backfisch bei.

Der alte Gelehrte wiegte sein Haupt hin und her und lächelte, dann sagte er: „Gerade vom Monde wollte ich jetzt reden. — Mond und Wetter! Im, das ist ein vielumkämpftes Kapitel der Wissenschaft. Viele Meteorologen leugnen irgendeine Beeinflussung der Erdwitterung durch den Mond, andere wieder — und deren gibt es jetzt eine ganze Menge ernsthafter Wissenschaftler — räumen Frau Luna gewisse Einwirkungen ein. Es läßt sich viel darüber sagen, und ich selbst habe mich auch ziemlich eingehend mit dieser Sache beschäftigt. Da sitzt im Süden unseres lieben Vaterlandes ein Pfarrer, Matthäus

Schmuder heißt er und ist ein gelehrtes Haus. Dieser Mann beschäftigt sich seit mehr als 30 Jahren mit den Wechselbeziehungen zwischen Mond und Erdwetter, und er hat eine Theorie aufgestellt, die vieles, sehr vieles für sich hat, ja, er hat auf Grund seiner Theorie einen Wetterkalender geschaffen, der die täglich ausgegebenen Vorhersagen unserer Meteorologen weit in den Schatten stellt.“

„Wie meinen Sie das: einen Wetterkalender?“ fragte einer.

„Nun, er hat durch genaueste Berechnungen,

die er auf Grund seiner astronomischen und meteorologischen Studien gewonnen, für jeden Tag des ganzen kommenden Jahres das zu erwartende Wetter vorausbestimmt.“

„Das ist doch ganz unmöglich!“ meinte zweifelnd der Student.

„Nein, es erscheint nur unmöglich. Ich selbst habe mir das grüne Büchlein gekauft, und nun hören Sie: Es ist verblüffend, einfach verblüffend — wie peinlich genau die Wettervorhersagen dieses gelehrten geistlichen Herrn meistens stimmen.“

„Wie macht das aber der Mann bloß?“ fragte man interessiert.

„Nun, jener Pfarrer Schmuder geht von folgender Voraussetzung aus: Alles in der Natur ist nach Gesetzen geordnet, demnach müssen auch die Wetterverhältnisse gewissen Naturgesetzen folgen. Er sagt: Es ist wissenschaftlich einwandfrei festgestellt, daß Ebbe und Flut der Meere ihre Ursache in der Anziehungskraft des Mondes haben. Wenn nun die Anziehungskraft des Mondes das schwere Meereswasser zu heben imstande ist, dann müssen



Abb. 5. Rembrandt: Austreibung der Wechslers (Radierung)

(Zum Artikel auf Seite 460 und 461)

auch die Wasserdünste in der Luft dieser Anziehungskraft folgen. Wie nun die Höhe der Flut je nach der Stellung des Mondes größer oder geringer ist, sich also nach Erdnähe oder Erdferne des Mondes richtet, auch nach Neu- oder Vollmond, so muß auch die Flut in der Luft im gleichen Verhältnis steigen oder abnehmen, und aus dieser Voraussetzung folgert Pfarrer Schmucker nun: Das Wetter eines jeden Jahres richtet sich hauptsächlich nach dem Stande des Mondes zur Erde! Also: könnte man zwei Jahre finden, in denen der Mond die ganz gleiche Stellung zur Erde einnimmt, so müßte auch die gleiche Witterung wiederkehren!“

„Das ist ebenso einleuchtend wie merkwürdig!“ erkannte man an.

„Ist's auch! Und man wird in der Wissenschaft nicht umhin können, sich bald eingehend und wohlwollend mit Schmuckers Mondwetterlehre zu befassen, denn seine Erfolge sind, wie ich schon sagte, verblüffend und staunenerregend.“

„Dös kann ich bezeugen!“ meinte der Bergwirt, der an dem Türpfosten lehnte.

Alle wandten sich Herrn Hubermaier zu.

„Sie kennen wohl auch den Wetterkalender?“ fragte der Professor.

„No freilich! Schauen's, da wär er schon!“

Er schritt in sein Kontorstübchen und brachte das kleine, grüne Büchlein herzu und ließ es von Hand zu Hand gehen.

Der Student suchte im Kalender. „Wollen sehen, ob's stimmt, was Herr Schmucker

für heute verkündet. Heut ist Sonnabend, 28. Juni. — Da steht: früh bedeckt, darauf zeitweilig Aufheiterung.“ „Stimmt, sonst wären wir ja auch nicht hier heraufgestiegen!“ wurde allgemein anerkannt. „Hören Sie nur weiter! Nachmittags zunehmend trüb und Regen, Wind stark!“

„Vokhtausend, das stimmt ja aufs Pünktchen!“ staunte man. „Bitte, aber nun lachen Sie nicht, hören Sie: darauf Besserung!“ las der Student weiter vor.

Man sah sich an und lachte laut auf.

„Von der Besserung hätten wir noch nichts gespürt!“ spotteten einige.

„No aber, schaut's doch zum Fenster auf, Leut!“ meinte fast entrüstet der Bergwirt.

Die Gäste stürmten zum Fenster und schoben es auf, und ein allgemeines „Aaahh!“ ertönte.

„Da, über dem Hoched ein Stückchen blauer Himmel!“ flötete der Bäckfisch. —

„Nun aber fertig machen zum Abmarsch!“ ordnete der Professor an — „und schelten Sie mir nie wieder meinen Schmucker und seinen Wetterkalender!“ —

In wenigen Minuten lag das Gasthaus still und verlassen. Der Laubfrosch aber hüpfte mit einem Satz auf die oberste Sprosse seiner Leiter und quakte: „Was der Wetterkalender kann, bringe ich auch fertig!“

Das Wetterglas schob seinen Zeiger langsam von „Regen“ auf „Schön“ und brummelte: „Kunststück, wenn man gehorcht hat, was Herr Schmucker sagt!“



Abb. 6. Schwind: Rübezahl (München, Schatzgalerie)
(Zum Artikel auf Seite 460 und 461)

Bambus

Von B. Haldy. Mit Aufnahmen des Verfassers

Die landläufige Ansicht über die Tropen denkt bei ihren Vorstellungen gewöhnlich an eine Art Schlaraffenland, dessen Wohlleben nur beeinträchtigt wird durch die Anwesenheit von Giftschlangen und reißenden Tieren. In Wirklichkeit wird der Genuß des Daseins in den meisten Fällen beeinträchtigt durch die Faulheit der Eingeborenen; man könnte sagen glücklicherweise, denn wenn dort erst einmal europäischer Geschäftsgeist und die mit ihm verbundene Skrupellosigkeit festen Fuß gefaßt haben, dann wird es mit der Unberührtheit der Dinge bald ein Ende haben.

Immerhin ist die Sache noch nicht soweit gediehen, und der Faulheit der jeweiligen Landesinder kommt die Natur in weitestem Maße entgegen. Merkwürdigerweise sind es immer einige Pflanzen oder doch Familien,

die die menschlichen Bedürfnisse vom Ersten bis zum Letzten decken. Was wären jene Länder ohne die Palmen, den Brotfruchtbaum, den Reis, jene Schöpfungen der Natur, deren allgemeine Verwendbarkeit unübertroffen ist. Und was wären sie ohne den Bambus?

Die meisten dieser Pflanzen sind keine Weltbürger, sind selbst in den Tropen nicht überall verbreitet. Aber sie werden da, wo sie fehlen, durch ähnliche Gewächse ersetzt. Der Bambus aber nimmt eine Sonderstellung ein, er ist eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der Natur und seine buchstäblich jedem menschlichen Bedürfnis Rechnung tragenden Eigenschaften werden nur etwa von der Kokospalme erreicht.

Es gibt kaum eine der seltsamen Darstellungen ostasiatischer Kunst, die nicht in irgendeiner Beziehung zum

Bambus stände. Sei es der malerische Schattenriß des Grases, ein Möbelstück oder sonst eine Andeutung, kurz, Südasiens wäre vielleicht denkbar ohne den Bambus, Ostasiens aber nicht. Die sehr ehrenwerte Nation der Selben auf Nippon wäre vielleicht heute zur allgemeinen Genugtuung längst vom Erdboden verschwunden, wenn sie den Bambus nicht gehabt hätte.

Daß ein Gras mit solch ungeheuerlichen, geradezu vorfintflutlich anmutenden Abmessungen der Erde ent-

heimisch sind die verschiedenen Arten vorwiegend in Süd- und Ostasien, in Insulindien, Süd- und Mittelamerika und in Afrika. Die größte Bedeutung haben sie für die Bevölkerung von Japan und des Sunda-Archipels.

Nach den verhältnismäßig geringfügigen Proben, die in Gestalt von Möbeln und Biergerät auf unseren Markt kommen, läßt sich die Wichtigkeit des Bambus in seinen Heimatländern nicht beurteilen. Dem Süd- und Ostasien gibt er neben dem Reis sozusagen erst die Daseins-



Bambusa metake



Bambusa vulgaris, Stämme

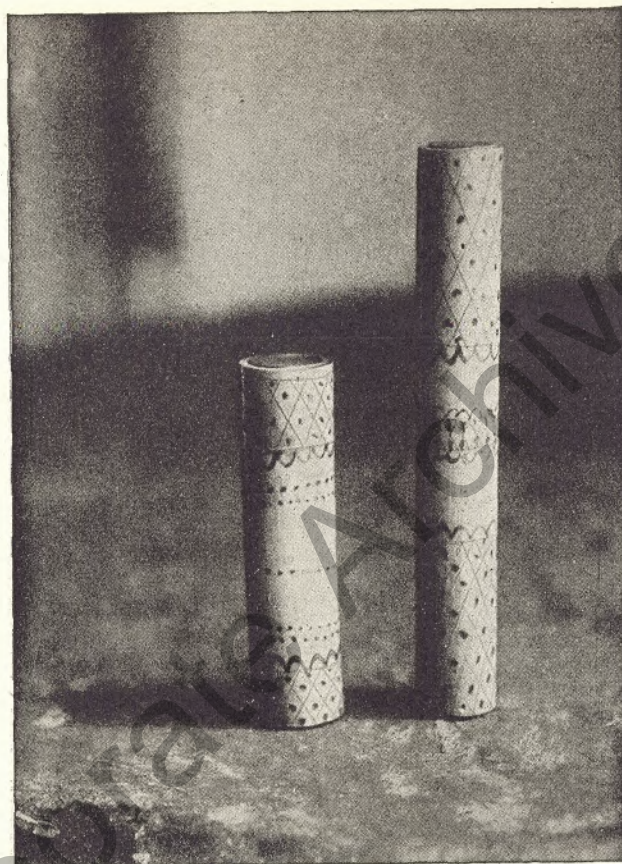
springen konnte, ist eine Folge der örtlichen klimatischen Verhältnisse. Die gewaltigsten Formen finden sich daher auch in den feuchtheißen Niederungen Vorder- und Hinterindiens. Sie bilden im Verein mit anderen Pflanzen jene bekannten Dschungeln, die sich meilenweit hinziehen und der beliebte Aufenthalt von Tigern und Schlangen, aber auch unzähligen anderen Setiers sind. Ein solches Pflanzenbild mutet ganz unwahrscheinlich, wie einer längst vergangenen Zeit angehörig an, denn die größten Arten dieser Riesengräser erreichen eine Höhe von rund vierzig Metern bei einem Durchmesser von einem Viertelmeter.

Bambus — wir kennen etwa fünfzig Arten — findet sich in der ganzen tropischen und auch noch in der subtropischen Welt. Er ist jedoch keineswegs auf das heiße Tiefland allein beschränkt, vielmehr findet sich eine südamerikanische Form noch in der Höhe des Montblanc, dicht am Schnee. Ebenfalls ist der Bambus überall Wildpflanze, denn in Anbetracht seiner wirtschaftlichen Wichtigkeit erfreut er sich auch einer Art Pflege, die allerdings der Hand des Menschen nicht allzusehr bedarf.

möglichkeit. Wohnung, Kleidung, Nahrung, Papier, Bewaffnung, Verkehrsmittel, Möbel, kein Gebrauchsgegenstand, der nicht aus Bambus herzustellen wäre. Dabei ist zu bemerken, daß das Rohr durch seinen Rieselgehalt außerordentlich widerstandsfähig ist, so daß es selbst da noch seinen Zweck erfüllt, wo Holz längst zugrunde gegangen wäre. Dazu kommt das eigenartig elegante Aussehen des Materials, das ihm auch in Europa viel Gunst erworben hat, wenngleich es für uns recht entbehrlich erscheint, zumal wir schon aus wirtschaftlichen Gründen keine Veranlassung haben, die gelben Wegelagerer im Osten geldlich dadurch zu stärken, daß wir ihnen ihre Erzeugnisse abkaufen. Zudem muß ausdrücklich betont werden, daß die Bambuswaren, die von Japan aus auf den Weltmarkt kommen, nicht das geringste mit dem dort in Gebrauch befindlichen Hausrat zu tun haben. Es handelt sich um Massenfabricationsplunder wie bei den bekannten japanischen Kunstgegenständen auch. Der Selbe hat eine sehr entwickelte geschäftliche Alder, die er auf Kosten der übrigen Welt auszunutzen strebt.

Japan hat einen starken Überschuss an Bambusmaterial, der es ihm ermöglicht, den Weltmarkt damit zu überschwemmen. Dazu kommt, daß sich das Gras wie Unkraut vermehrt. Samenbildung ist zwar selten — die oft behauptete Verwendung der haferähnlichen Früchte als Nahrungsmittel spielt eine recht geringe Rolle —, dafür aber ist die Vermehrung durch Wurzelschößlinge eine ungeheure. Ein Wurzelstock in ein Loch gesteckt und mit etwas Erde zugedeckt, ergibt in acht Wochen eine ganz neue Pflanze, deren junge Triebe als Gemüse verwendet werden. Später braucht man den Stamm nur an den Knoten auseinanderzuschneiden, um fix und fertige Trinkgefäße zu haben, die außerdem noch reichlich Wasser, bei einer südamerikanischen Art sogar einen zuckerähnlichen Saft enthalten. Der auch aus anderen Arten gewonnene Zucker findet an Ort und Stelle Verwendung und hat auch dort einige, wohl eingebilddete, medizinische Bedeutung.

Trotz des starken Kieselsäuregehaltes, der namentlich alten Pflanzen zukommt, können die jüngeren Blätter als Viehfutter verwendet werden. Dagegen findet das Holz zu Zeiten eine Anwendung, wie sie nur die Gemeinheit der Ostasiaten ausdenken konnte. Das Rohr enthält nämlich allerfeinste Kieselsäurenädelchen, die bis zu etwa 86% reine Kieselsäure enthalten. Es ist das derselbe Körper, der auch im Schilf und an Sauergräsern jene messerscharfen Blattränder verursacht, die recht schmerzhafte Wunden hervorrufen können. Diese feinen Nadelchen, die sich übrigens auch auf den Blättern in Masse finden und von dem welkenden Laub leicht abstreifen lassen, werden mit den Speisen gemischt und diese einem Mitmenschen vorgesetzt, den man gern unauffällig aus der Welt schaffen möchte. Die Wirkung dieser teuflischen Speise ist fürchterlich und führt in den allermeisten Fällen zum Tode. Denn die fast mikroskopisch kleinen



Schnupftabakbüchsen aus verziertem Bambusrohr (Madagaskar)

Kieselsplitter bohren sich in die Magen- und Darmwände ein und sind durch kein Mittel zu entfernen. Unter ruhrähnlichen Erscheinungen bilden sich Geschwüre, die fast stets zur Auflösung des Körpers führen. Jede ärztliche Hilfe ist hier machtlos. Besonders beliebt ist dieses heimtückische Mittel auch in China, und die verlassensten eingeborenen Frauen der holländischen Kolonialsoldaten benutzen es als herkömmliches Mittel, um sich an ihren ehemaligen Freunden zu rächen.

Ebenso schlimm sind die Verwundungen, die die Splitter des Bambus verursachen. Abgesehen von diesen Nutz- (in doppeltem Sinne) Bambusarten gibt es noch eine ganze Reihe, die nur Zierzwecken dienen und die sich so akklimatisiert haben, daß sie auch bei uns harte Winter ertragen. Und unstreitig ist der Bambus mit seinem dekorativen, immer eleganten Laub einer der schönsten Ziersträucher, die man sich denken kann. Was den Schmuckformen an Wucht abgeht, das ersetzen sie durch die Feinheit der Belaubung und das Graziöse des Wuchses. Mit dieser Nutzenanwendung aber sollte auch für uns im besten Falle der Gebrauch des Bambus erschöpft sein.



Ralkbüchsen aus Bambus mit eingeschnitten Ornamenten
Die Vertiefungen sind mit einer schwarzen Masse ausgefüllt (Timor)

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Der Sinn der Leibesübungen

Von Hanns Bernd Lange.

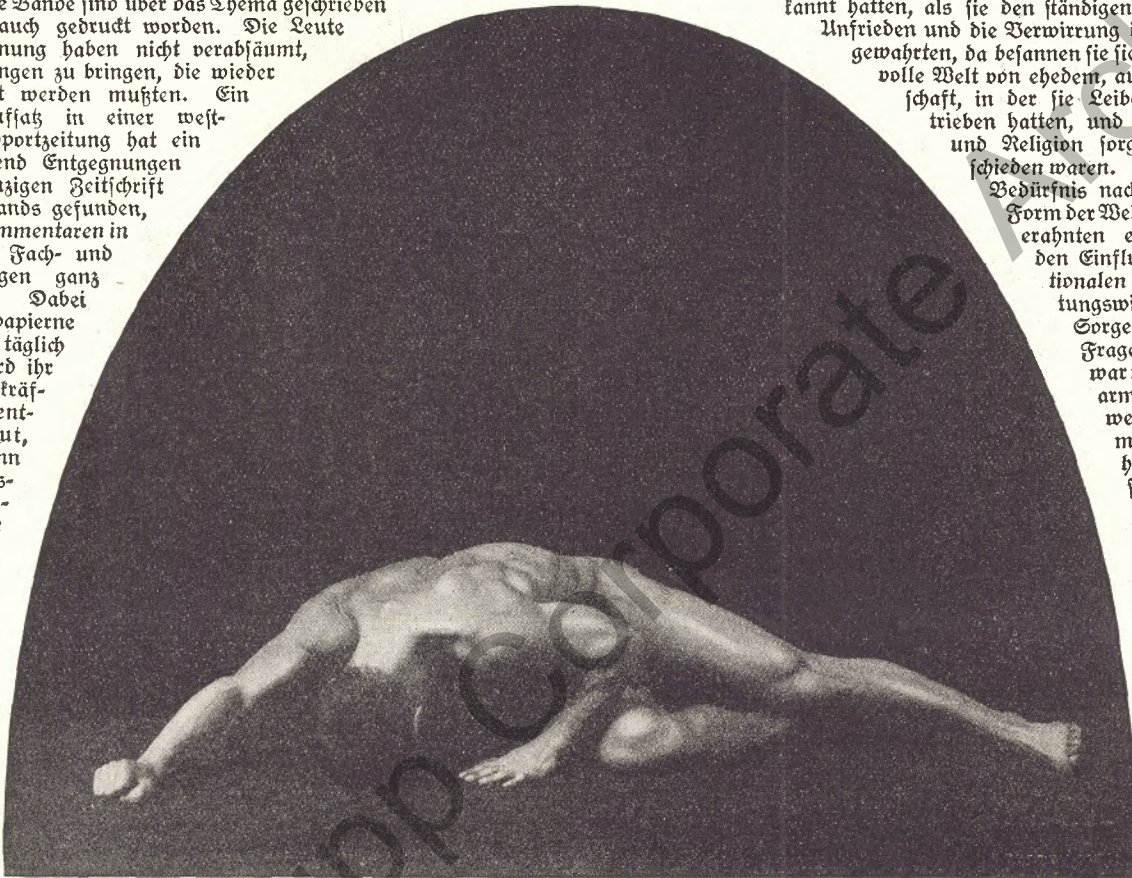
Früher war der Sinn der Leibesübungen allen, die sich damit befaßten, klar, aber sie sprachen nicht darüber. Heute ist der Sinn anscheinend vielen Beteiligten und noch mehr den Unbeteiligten unklar geworden und deshalb reden sie darüber. Und wie! Und was! Eine wahre Sintflut von mehr oder weniger philosophisch angehauchten Definitionen, Leit- und Wahlsprüchen hat sich über uns ergossen, ganze Bände sind über das Thema geschrieben und leider auch gedruckt worden. Die Leute anderer Meinung haben nicht verabsäumt, Richtigstellungen zu bringen, die wieder richtiggestellt werden mußten. Ein einziger Aufsatz in einer westdeutschen Sportzeitung hat ein gutes Duzend Entgegnungen in einer einzigen Zeitschrift Süddeutschlands gefunden, von den Kommentaren in den andern Fach- und Tageszeitungen ganz abgesehen. Dabei schwillt die papierne Lawine noch täglich an, und wird ihr nicht bald ein kräftiger Damm entgegengebaut, läuft der Sinn der Leibesübungen Gefahr, in der Papierflut elendiglich zu ertrinken. Es fehlt schon nicht mehr viel daran.

Verärgert werden diejenigen ab, die anfänglich glaubten, es würde ihnen ein neues Zeichen aufgerichtet, an das sie in der Einfall ihres Herzens glauben könnten, fest und unbeirrt glauben, wie es der Ehrlichkeit und Schlichtheit ihres Wesens entspricht. Statt dessen klingen ihnen Phrasen in die Ohren. Philosophisch verbrämt, aber doch nur Phrasen. Oder Gemeinplätze, wenn das verständlicher ist. Sportlicher Idealismus, notverbundene Volksgemeinschaft, Tatbereitschaft der auf sich gestellten, selbstverantwortlichen Persönlichkeit, nationalpolitische Verantwortung, idealistischer Leistungswille ... genügt die Rostprobe?

Früher, oder besser vor dem Kriege, war der klare Sinn der Leibesübungen: die Freude an körperlicher Betätigung, die Erstrebung des Hoch- und Wohngedankens, das ein gesunder Körper auslöst. Tausende waren damals schon dem Sport mit Leib und Seele ergeben, obwohl sie nie in ihrem Leben eine Meisterschaft machten, nie Rekorde liefen, nie in der Liga spielten. So ergeben waren sie, daß sie nach all den Enttäuschungen der Kriege- und Nachkriegsjahre ihren Idealen nicht entfremdet wurden und opferwillig Jahr um Jahr „für die Bewegung“ tätig waren und heute noch sind. Das Streben nach einer wenn auch noch so bescheidenen Leistung lag natürlich auch in ihnen, den Pionieren. Ihre Ideale aber jagte es nicht aus. Sie waren gute Deutsche (oder Deutsche) als Selbstverständlichkeit und haben es im Kriege mit ihrem Blut bewiesen, sie waren ihren sportlichen Idealen treu, das zeigen sie heute noch, obwohl es vieles gibt, das sie andern Sinnes werden lassen könnte, und sie waren tüchtig, weil sie ein Ziel, ein schlichtes, bescheidenes Ziel hatten, das sie auch heute noch haben, nämlich dem Wohl des Volksganzen zu dienen.

Nachher, als sie aus der Schrecknis des Krieges heimkehrten, als sie die Not, die Verwahrlosung, den Verfall und das Chaos erkannten, als in ihnen das Gefühl für die Gemeinsamkeit durch die Verbundenheit des Schicksals noch lebendiger wurde, und als sie erst recht die Achtung vor dem eignen Körper und dem ihrer Volksgenossen und Mitmenschen

im weitesten (meinetwegen internationalen) Sinne erkannt hatten, als sie den ständigen, geschwähigen Unfrieden und die Verwirrung der Meinungen gewahrten, da besannen sie sich auf die friedvolle Welt von ehemals, auf die Gemeinschaft, in der sie Leibesübungen betrieben hatten, und in der Politik und Religion sorgfältigst ausgeschieden waren. Sie hatten kein Bedürfnis nach einer neuen Form der Wehrhaftigkeit und erahnten erst zuallererst den Einfluß auf den nationalen Selbstbehauptungswillen. Ihre erste Sorge und ihre erste Frage an sich selbst war: Wie ist dem armen, ausgepöbelten Volk, das mein Volk ist, zu helfen? Hatten sie damals aus überquellendem Gefühl gehandelt, als sie andre für das gleiche schöne Ziel begeisterten, so sahen sie jetzt die bittere Notwendigkeit. Die Mittel gegen den körperlichen, seelischen und sittlichen Verfall waren die gleichen geblieben,



Besiegt

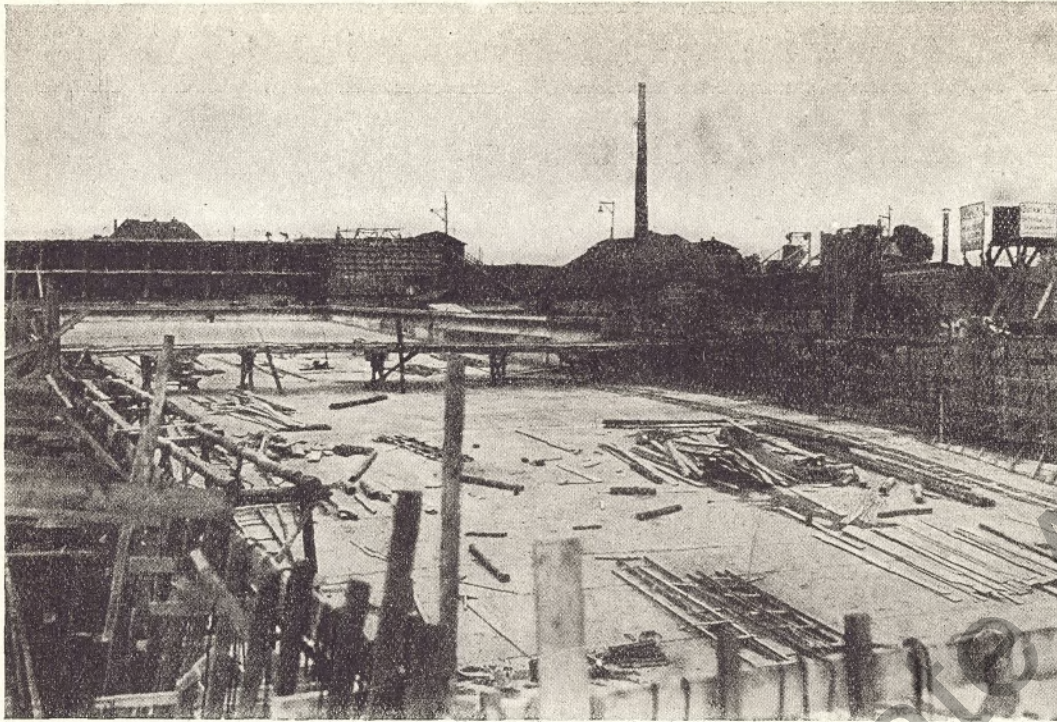
Künstlerische Aufnahme von Bruno Niehr, Dresden

nur andre, breitere und kürzere Wege zum Ziel mußten gefunden werden. Sie machten sich Gedanken, und so kam die Geistigkeit in den Sport.

Daß die zweckbewusste Gestaltung des Körpers von wohlthuendem Einfluß auf Geist und Seele, das war ihr Evangelium, das zu lehren sie nun in alle Lande zogen. Da die Gläubigen der nur scheinbar neuen Lehre in hellen Scharen kamen, lernten sie auch bald erkennen, von welchen Fehlern die Gemeinschaft am stärksten befallen war, welche Tugenden ihr am meisten ermangelten. Vielerorts mußte, wenigstens in den ersten Jahren nach dem Kriege, auch das Selbstverständliche noch betont und zum Bewußtsein gebracht werden, so groß war die Zahl der völlig Haltlosen. Gab es doch sogar solche, die sich nicht einmal zu ihrem Heimatland, dessen Sprache sie redeten, zu ihrer Wesensart und ihrer Kultur bekennen wollten, und andre, die das erste Gesetz der Treue gegen sich selbst und gegen andre nicht achteten. Allen aber war das Streben nach Tüchtigkeit gemeinsam, deshalb kamen sie ja.

Schlimmer noch waren die Mängel der Massen. Eine widerwärtige Großmäuligkeit hatte sich breit gemacht, das Recht haben wollen um jeden Preis oft gegen besseres Wissen, dazu eine Ruhmredigkeit, die abstoßend und eine Sucht zu scheinen, mehr zu scheinen, die verzweifeln machen konnte. Einerlei, ob es eine Folge der Erziehung oder der natürlichen und künstlichen Gegensätze im Volke war, von Duldbarkeit, Kameradschaft, Bescheidenheit keine Spur.

Hinzu kam eine erschreckliche Urteilsunfähigkeit, erschrecklich, weil die vorschnelle Urteilslust so ausgeprägt war. Die Phrase, das Wortgellingel, das Schlagwort herrschten. Trotz der Vorherrschaft des Ver-



Photograph Bantlin, Düsseldorf

Düsseldorfer Stadion im Bau
Das Schwimmbassin mit den im Hintergrunde sichtbaren Umkleideräumen

Der Sportmonat

Leichtathletik und Fußball, Wasser-, Rad- und Boxsport

Im verflossenen Sportmonat haben sich die Anhänger vom grünen Rasen und der Aschenbahn allenthalben wohl zum letztenmal in der Saison 1924 zu Sportfesten zusammengefunden!

Der deutsche Meister Houben hatte bereits Anfang September recht deutlich erklärt, daß auch er nur zwei Beine habe und ohne weiteren Start die wohlverdiente Winterruhe antreten werde! Startangebote aus Amerika, Holland, Schweden und Finnland schlug er aus, folgte jedoch noch einmal der Einladung des Südbayerischen Landesverbandes für L.-A. München empfing Houben mit stürmischer Begeisterung. Seit Altmeister Raus Zeiten hatte München einen deutschen Sprinter von solch hochwertiger, internationaler Klasse nicht mehr gesehen!

Und Münchens Leichtathleten, die wirkliche Leistungen sehen wollten, kamen auf ihre Kosten. Mit 10,6 Sekunden und 6 m Vorsprung vor Apfel-Mannheim, dem Müller-Mürnberg und Obermeier-München, hart um die Plätze kämpfend, folgten, landete Houben in fabelhaft spielender Form einen leichten 100-m-Sieg! Die Güte der Bahn und die glänzende Verfassung, in der Houben sich befand, bestimmten ihn zu einem Rekordversuch. Apfel-Mannheim erhielt 4 m, Krämer und Gerstle-München 1860 je 7 m Vorgabe. Bei 50 m hatte der deutsche Meister Apfel schon überholt, bei 80 m die beiden Münchener erreicht! Tosender Beifall erscholl, als Houben in der Rekordzeit 10,5 das Ziel erreicht hatte!

Auch den 200-m-Lauf holte sich Houben mit 21,8. Der 110-m-Hürdenlauf war mit 16,0 eine sichere Sache für Köpfe-Stettin, während Söllinger-Darmstadt zu den wenigen Deutschen sich zählen konnte, die im Weitsprung wenigstens 7,08 m erreichten! Das Kugelstoßen gestaltete Haymann-München mit einem Wurf von 13,68 m für sich erfolgreich! In Fürth warf Haymann 14,08 m und überbot damit die bisherige Höchstleistung, 14,06 m von Wenninger-Saarbrücken.

Auch Augsburg, das sich vom Fußball abgewandt, für Leichtathletik nie viel übrig hatte, wurde durch Houbens Start für einige Augenblicke aus seiner sportlichen Trägheit herausgerissen. Das einzige Interesse bei der ganzen Veranstaltung erweckten nur Köpfe-Stettin, der hier im Hochsprung 1,80 m erreichte, und Houben!

Houben gab Vorgaben bis zu 10 m, erreichte beim 100-m-Lauf 10,6 Sek. und lief die 200 m in der neuen deutschen Rekordzeit von 21,5 Sek. Diese Leistungen Söllingers, Haymanns, Köpfs und Houbens können überall in internationalen Wettbewerben sehen lassen, wie die Vergleichsziffern aus dem Auslande beweisen. Beim „Internationalen“ in Stockholm z. B. wurde die 1000-m-Staffel vom Sieger in 1,58,9 Min. nach Hause gebracht, eine Zeit, die als Welt-

standes und der Kultur des Geistes, der der gesunde Nährboden, ein leistungsfähiger Körper fehlte, keine Einsicht und kein Blick für das Tatsächliche. Keine Klarheit des Geistes!

Mit der Selbstbeweihräucherung und Selbsttäuschung ging ein schrankenloser Materialismus Hand in Hand, dessen schönste Blüte die Schucht war. Von ehrlicher Einsicht, von gerechter Anerkennung der bessern Leistung, von aufrechter Ritterlichkeit keine Spur. Die wahre Tapferkeit des Herzens schien verschollen.

Wenn es ihnen gelingt, diese Tugenden allen falschen Propheten zum Trost wieder zur Geltung zu bringen, dann ist vorerst im engern Kreis der deutschen Volksgemeinschaft die Aufgabe der Körperkulturbewegung (um nicht Leibesübungsbeziehung zu sagen) erfüllt, denn das ist der schlichte Sinn der Leibesübungen: Menschen zu bilden, die bescheiden im Wesen, klar im Geist und tapfer im Herzen sind.

rekord verkündet wurde! Und demgegenüber die Leistung der Mannheimer Turngesellschaft, die in diesem Sommer nur 1,58,2 Min. benötigte! In Amerika lief Maddox die 100 Yards in 9,6 Sek., für die Houben seinerzeit nur 9,5 brauchte. Italiens Meister erzielte mit 10,8 für 100 m und mit 22,6 für 200 m seine Bestleistung. Auch der 110-m-Hürdenlauf reichte mit 16,2 Sek. nicht an Köpfs Zeiten heran! Es ließ sich noch eine ganze Reihe solcher für uns durchweg günstigen Vergleiche ziehen, wenn wir uns auch umgekehrt noch manches aneignen müssen! Vor allem bessere Leistung im Weit- und Hochsprung.

Aus der Fülle der leichtathletischen Schluß- und Vereinskämpfe einzelne besonders herauszugreifen, würde zu weit führen! Überall wurden Leistungen gezeigt, die hart an die deutschen Bestzeiten herankamen. Mit größter Befriedigung darf die deutsche Leichtathletik an die abgelaufene Saison zurückdenken, die zu den schönsten Hoffnungen für das nächste Jahr berechtigt. Nun „Bahn frei für die Waldbläusel“!

Der Abschluß der diesjährigen Leichtathletik-Saison lenkt unwillkürlich den Blick auf die Sportanlagen, auf denen so heiß gerungen, deren Lage und Beschaffenheit die Höhe der Leistungen zweifelsohne beeinflusst hat. Westdeutschland hat seit 1913 die Erfahrungen, die man mit dem Deutschen Stadion in Berlin machte, sich zunutze gemacht. Alle Kampfstätten, die der Westen errichtete, befriedigen alle Anforderungen, die je nach Lage und Größe der Stadt in sportlicher Hinsicht gestellt wurden. Wir erinnern nur an die Stadien in Köln, Duisburg, Neuf, Barmen und Elberfeld. Das „Bergische Stadion“ in Elberfeld, dessen offizielle Einweihung am 5. Oktober stattfand, ist sportlich und künstlerisch hervorragend. Die Stadien in Dortmund und Düsseldorf befinden sich noch im Bau. Das Düsseldorfer Projekt stammt bereits aus dem Jahre 1914 und verspricht, wie der Generalsekretär Dr. Diem des Reichsausschusses für Leibesübungen bei seinem Besuche in Düsseldorf erklärte, das Modernste zu werden, was man im Stadionbau bisher geleistet hat. Unsere beiden Abbildungen zeigen die Düsseldorfer Kampfbahn im Bau.

⚽ Fußball. Mit gemischten Gefühlen erwartete die deutsche Fußballgemeinde nach der hohen Niederlage im Länderspiele Deutschland-Schweden den Ausgang des Städtetampfes Berlin-Basel. 1:0 für Berlin lautete das Resultat, dessen aber niemand recht froh wurde! Die bisherigen Kämpfe der beiden Städtemannschaften hatten einen anderen Verlauf erwarten lassen! Das ganze Spiel stand auf seiner besonderen Stufe! Warm konnte niemand dabei werden, ein Unentschieden wäre besser und richtiger am Platze gewesen! Der Auftakt der diesjährigen Fußballsaison ist für uns wenig glücklich! Mit 4:1 schlug uns Schweden, neuerdings auch mit 4:1 schickte uns Ungarn heim.

40 000 Zuschauer waren in Ofenpeß die Zeugen unserer zweiten Niederlage. Die Hauptschuld trug unsere Läuferreihe, die versagte und die Verteidigung überlastete. Stuhlfaut im Tore fand zudem bei der Verteidigung kein Verständnis. Kurz und gut, die Ungarn waren technisch und taktisch besser, siegten wohlverdient! Harder schoß das Ehrentor für Deutschland! Eine Nationalelf, wie die Schweiz, Italien oder Ungarn hat eben Deutschland nicht! Bis zu den kommenden Länderspielen: am 23. November Deutschland—Italien in Duisburg, am 14. Dezember Deutschland—Schweiz in Stuttgart haben wir noch viel, sehr viel zu lernen! Ein kleiner Trost für diese Ungarn-Niederlage ist höchstens der Sieg, den Norddeutschland in einwandfreier Weise über Ostholland mit 2:0 davontrug und das 1:1-Ergebnis des Städtetkampfes Amsterdam—Duisburg. Prächtigen Sport dagegen brachte der Fußball-Freundschaftskampf des Westdeutschen Spielverbandes und des Norddeutschen Fußballverbandes im neuen „Bergischen Stadion“ in Elberfeld. Westdeutschland gewann glücklich, aber verdient mit 4:3. Die Läuferreihe war der beste Teil Westdeutschlands. Jäger, der norddeutsche Sturmführer, der ewig junge Fußballer, war wiederum überragend, ohne jedoch den Ausgleich erzielen zu können. Was bei den bisherigen Kämpfen der Gaugligen fast aller Landesverbände ohne besondere prophetische Gabe vorauszu sehen war, ist eingetreten. Jergendeine klare Übersicht ist nirgendes möglich, vorerst im Anfangsstadium der Punktspiele auch noch ohne Belang! Wie allenthalben leistete sich auch Westdeutschland die üblichen Überraschungen. Bonner F. V.—Kölner S. C. 3:1, Kölner B. C.—Dürener Spielverein 6:1, Eintracht, M. Gladbach—Gladbacher Sportverein 3:1; die Bergisch-Märkische Gaueff schlägt zwischen durch mal den Duisburger S. V. mit 3:1. Im übrigen sind auch eine ganze Reihe Favoritensiege zu vermelden. Turu, Düsseldorf—Solingen 95:0:1, Dortmund 08—V. f. B. Dortmund 7:1, Arminia, Bielefeld—Spiel und Sport Osnabrück 8:0. Turu, Düsseldorf ist direkt ein Beispiel für die unzuverlässige Form, die überall zutage tritt; leistete sich doch Turu neuerdings eine 2:1-Niederlage gegen den S. R. Kronenberg.

In Süddeutschland konnte die Spielvereinigung Fürth in München gegen Wacker nur ein 2:2 erreichen. Slavia Prag mußte sich in zwei Privatspielen mit knappen Siegen begnügen. Am Samstag spielte Slavia in Stuttgart gegen VfB. 3:2, am Sonntag in Baden-Baden gegen FC. Freiburg 4:2. In Norddeutschland gab es in Bremen ein Spiel Norddeutschland—Nordholland, das Norddeutschland mit 2:0 gewann, doch waren auf beiden Seiten nicht die stärksten Mannschaften tätig. In Hamburg gab es zwei aufsehererregende Resultate: HSV. siegte in der Meisterschaft gegen Concordia mit 16:1, Altona 93 in einem Privatspiel gegen Holstein Kiel mit 5:0. In Mitteldeutschland verdient der 8:1-Sieg, den Dresden im Städtetreffen gegen Braunschweig errang, besondere Erwähnung. In Mitteldeutschland mußte sich die Spielvereinigung Leipzig von der Fortuna mit 0:2 geschlagen bekennen. In Süddeutschland mußte der langjährige Meister Sportfreunde Breslau von der Spielvereinigung 05 eine 2:1-Niederlage hinnehmen.

Radspport: München scheint vom Glück besonders begünstigt, es sah Houbens neuen 100-m-Record und erlebte fast gleichzeitig auf der neuen Arena-Radrennbahn die stürmisch gefeierten Rekorde des Berliner Bundesamateurs Werner Miethe. Miethe schlug zunächst den deutschen Amateur-Record über 1 Stunde ohne Führung mit mehr als 2 km und unternahm, ermutigt durch diesen Erfolg, einen Angriff auf den bestehenden Weltrekord, den bisher der Franzose Verthet seit 1907 mit 41 km 520 m hielt! Angespornt durch die begeisterte Menge der Zuschauer, überbot Miethe diesen Rekord, den zu brechen kaum jemand für möglich hielt, um 427 m! Auch Oszmella (Köln), der in dieser Saison wohl erfolgreichste westdeutsche Fahrer, landete in München eindrucksvolle Siege. Über 500 m benötigte er bei fliegendem Start 33,2 Sekunden, gewann das Hauptfahren über 1200 m mit 1:54,8 vor



Photograph Lantini, Düsseldorf

Düsseldorfer Stadion, im Bau — Tribüne und Zuschauerplätze

seinem Rivalen und Landsmann Robbach und brachte ein 100-Runden-Mannschaftsfahren nach Sechstageart mit dem Münchner Härtl sehr sicher nach Hause. Auch in M. Gladbach war Oszmella der Held des Tages, schlug im Hauptfahren die bekannten Krefelder Kant und Giesberts und überrundete im Stunden-Mannschaftsfahren mit Schorn als Partner die Italiener Gebrüder Zurchetti in spielender Form. Entschieden Pech hatte Oszmella mit seiner Herausforderung an den Franzosen Galwein, der den Kölner schon unlängst geschlagen hatte. Aber auch bei dem Herausforderungs-Fliegermatch in Köln und dem letzten großen Rennen des R. C. Othello, Köln, landete Oszmella nur als Zweiter hinter dem Franzosen. Den großen Straßenpreis von Weimar für D. R. A.-Amateure über 122,5 km errang im Endspurt der Berliner Seibel in 3:48 Stunden vor Wittner, Berlin! Die Fernfahrt „Rund um Bremen“ über 234,7 km für Bundesamateur holte sich H. Fischer (Köln) in 7:55:18,2 Stunden. Eine Annahme von Ereignissen brachte der verflossene Monat dem Berufs-Radspport: In Düsseldorf kreuzte der deutsche Stehermeister Karl Saldow, der in diesem Jahre ganz überragend fährt, im Großen Preis von Europa mit dem Kölner Rosellen, dem Holländer Blekemolen und dem Franzosen Parisot die Klingel. Parisot und Saldow litten unter Reifenschaden und mußten Rosellen den Sieg in Bahnrekordzeit überlassen. Die drei Läufe des Flieger-Länderkampfes Holland—Deutschland, die auf der Düsseldorfer Bahn gleichfalls ausgefahren wurden, waren einzig ein Kampf zwischen dem deutschen Meisterfahrer Lorenz und dem Holländer van Neel. Lorenz passiert als Sieger, muß jedoch auf Protest des Holländers diesem den Sieg überlassen. Linart in Köln! Der Start des in Köln früher so beliebten Belgiers übte seine alte Zugkraft aus! Wer scharfe Kämpfe erwartete, wurde enttäuscht! Der große Herbstpreis fiel an Bauer vor Linart, der durch Reifenschaden behindert wurde. Überhaupt scheint Weltmeister Linart auf deutschen Bahnen wenig Glück zu haben! In Düsseldorf mußte er den Sieg dem jungen Belgier Lejour überlassen, der durch sein eindrucksvolles Fahren sich in die Reihe der besten Extraklasse stellte. In Leipzig siegte der Berliner Meister Krupkat über den Franzosen Guignard.

Auf der Berliner Olympia-Bahn gab es gestern mit den drei Erinnerungssrennen für Friß Rhyer, Bruno Demke und Thaddäus Robl ein ausgezeichnetes Programm, das durch den Start dreier ausländischer Dauersfahrer eine besonders interessante Note erhalten hatte. Der Belgier Vanderstuyft, der Franzose Guignard und der Holländer Didentmann versuchten sich gegen unsere besten Steher, vermochten aber in keinem der drei Dauerrennen eine besondere Rolle zu spielen. Der Held des Tages war Sawall, der das Bruno-Demke-Erinnerungsrennen über 30 km und das Thaddäus-Robl-Erinnerungsrennen über 50 km überlegen gewann. Im ersteren schlug er Didentmann, Vanderstuyft, Wittig und Guignard in dieser Reihenfolge, im anderen rang er nach hartem Kampf Wittig, Didentmann, Vanderstuyft und Guignard nieder. Im Rennen zum Gedächtnis an

Erich Kyser wurde Sawall Zweiter hinter Wittig, der hier die deutschen Farben zum Siege führte. Den dritten Platz besetzte Vanderstuyft vor Guignard und Dickentmann. Die drei Ausländer, einstmals ganz große Meister, leben heute nur noch von ihrem alten Ruhme!

Guignards Weltrekord über eine Stunde hinter Motorführung, den er 1910 in München erreichte und bis heute unangefochten mit 100,623 km hielt, fand durch den Belgier Leon Vanderstuyft ein jähes Ende! Der belgische Dauerfahrer legte in Paris bei günstigem Wetter, unbehelligt von Reifenschäden und Motordefekten, in einer

Stunde 107,710 km zurück! Einen, wenn auch nicht bedeutenden Auslandserfolg konnten deutsche Fahrer für sich buchen. Auf der Radrennbahn Zürich-Derlikon konnten Dobbrack, Rohl und Schrage ein Verfolgungsrennen über 5 km gegen die Vertreter Frankreichs sicher gewinnen!

Boxsport. Der allseits mit Spannung erwartete Ausscheidungskampf der Schwergewichte Hans Breitensträter und Rudi Wagner ging vor etwa 12000 Zuschauern auf der Pferderennbahn in Mülheim bei prächtigem Wetter vor sich. Der Erneiter brachte 170 Pfund, Wagner

180 Pfund in den Ring. Der auf 10 Runden angelegte Kampf fand ein sehr schnelles Ende. Nach einigen kleinen Fühlern landet Breitensträter einen harten Linken in Wagners Gesicht, der diesen bis „8“ zu Boden wirft. Das Publikum feuerte den Duisburger mächtig an. Wagner hatte sich erhoben und am Seil positiert, als ein harter Schlagwechsel einsetzte, bei dem Rudi Wagner den kürzeren zog. Er ging mehrmals zu Boden, erhob sich aber vollkommen fertig immer wieder. Beim letzten Niederschlag warfen seine Sekundanten bei „8“ das Handtuch in den Ring zum Zeichen, daß Wagner den Kampf aufgibt. Der ganze Kampf dauerte 1 Min. 55 Sek. Breitensträter wurde für diese Leistung mit riesigem Beifall überschüttet.

In Bad Deynhausen setzte bei den dortigen internationalen Vorkämpfen Breitensträter seine Siegesserie fort, indem er den englischen Polizeimeister Mullings, der ihm vor etwa zwei Jahren noch neun Runden standgehalten hatte, bereits in der zweiten Runde knock out abfertigte.

Den Höhepunkt des Magdeburger Großkampf-Boxportages bildete ebenfalls die Begegnung des deutschen Erneiters Breitensträter mit dem Holländer Aarhaus. In der ersten Runde hielt sich Breitensträter in der Verteidigung, ging aber mit jeder Runde mehr aus sich, um in der achten Runde Aarhaus bis acht zu Boden zu bringen. Die neunte Runde brachte die Entscheidung. Breitensträter war wie ein Fliegengewicht schnell zur Hand; er trieb Aarhaus an das Seil und bedrängte ihn hart. Eine leichte Finte links, dann eine Serie wirkungsvoller Treffer und Aarhaus war sichtlich erledigt. Seine Sekundanten warfen denn auch das Tuch in den Ring.

Der Kampf um die Deutsche Mittelgewichtsmeysterschaft fand in Berlin zwischen dem Verteidiger des Titels, Curt Prenzel, und seinem Herausforderer Erich Milenz über 20 Runden statt. Nachdem Prenzel in den ersten drei Runden sich der schnellen Angriffe von Milenz kaum erwehren konnte und einigemal zu Boden mußte, gelang es ihm, seinen Herausforderer in der vierten Runde f. v. zu schlagen. Prenzel überraschte dann einige Tage später die deutsche Sportgemeinde damit, daß er seinen neu er-



Aus den „Siemens-Mitteilungen“

Elektro-Verkehrsboot, Typ „Hoher Göll“ auf dem Königssee in Oberbayern
(Länge 18,5 Meter, Fassungsraum: 110 Personen)
geliefert von den Siemens-Schuckertwerken (Abt. Industrie)

kämpften Titel in die Hände seiner Sportbehörde, des Verbandes Deutscher Faustkämpfer, zurückgab.

Den freigewordenen Meistertitel holte sich dann Adolf Wiegert in einem überaus harten Kampfe gegen Milenz, der sich in der neunten Runde völlig erschöpft auszählen lassen muß! Eine vielleicht noch bittere Enttäuschung erlebte Milenz in Köln gegen den bisher unsiegtigen Dombörgen. Bereits in der ersten Runde mußte Milenz den Boden aufsuchen, während der Kölner in voller Überlegenheit die nächsten Runden für sich buchen konnte, bis Milenz in der fünften Runde, erschöpft in den Seilen hängend, den aussichtslosen Kampf aufgab. Nun ist für Dombörgen der Weg zu Wiegert und vielleicht zum Meistertitel frei! Wenig glücklich vertraten Drehtopf-Düsseldorf und der deutsche Meister Urban Graß in Paris die deutschen Farben, beide wurden nach Punkten geschlagen!

Das Gegenstück hierzu lieferten wenigstens die deutschen Amateure! Die Begegnung zwischen den repräsentativen Mannschaften der Amateurbörverbände von Österreich und Deutschland endete mit einem durchschlagenden Erfolge der Vertreter des Deutschen Reichs-Verbandes für Amateurbörer. Von den sieben Kämpfen gewannen die Deutschen fünf, verloren einen und einer endete unentschieden. Mit 11 : 3 Punkten konnte der D.R.f.A.B. einen schönen Sieg buchen.

Harry gewinnt den 800-Meter-Lauf

Humoreske aus dem amerikanischen Sportleben

Von R. H. Lange, Rochester (Newyork)

Man hat schon bessere Sprinterkämpfe gesehen, auch größere Überaschungen sind schon dagewesen; aber niemals hat ein Wettlauf gleichzeitig solche Verblüffung und stürmische Heiterkeit hervorgerufen, wie der zwischen Harry Mils und Howdy Anthony in Pittsburg am 18. Oktober 1923.

Man wollte als feststehend betrachten, daß Howdy der bessere von beiden ist; zahlreiche Bezirkskämpfe hatten das einwandfrei bewiesen. Immer fehlten Harry zwei Meter, was ihm den Spitznamen „Twoyardmann“ (Zweimetermann) eingetragen hatte. Seine Gefühle gegen den schnelleren Konkurrenten seien durch den Vergleich „Hund und Rahe“ zwar schwach, aber annähernd beleuchtet.

Die letzte Niederlage hatte seinen Trainingseifer verzehnfacht. Er lief also nach der Stoppuhr so lange, bis Howdys letztgelaufene Zeit um zwei Sekunden unterboten war. Ah ... diesmal mußte es klappen! Der Wettlauf kam ... bei Harry fehlten zwei Meter.

Er schnallte sich an das Kopfbende des Bettes und schlief mit Streckgewichten von annähernd 100 Pfund an den Beinen; wochenlang. Der Arzt konstatierte eine leichte Sehnenzerrung, nebenbei beginnende Verblödung und links $1\frac{1}{2}$, rechts $1\frac{3}{4}$ Zentimeter Längenzunahme der Beine. Die Sehnenzerrung verschwand, die Verblödung fiel weiter nicht auf und Harry rechnete mit Hilfe der Logarithmentafel und zweier Bekannten aus, daß ihm der Vorsprung von 5 auf 800 Meter nicht mehr zu nehmen sei.

Siegesgewiß trat er in Buffalo an ... es fehlten zwei Meter und sein Spitzname wurde „der ewige Zweimetermann“! Goddam! Sollte dieser Howdy, dieser Oberkellner aus Astoria's Café Shop nicht zu schlagen sein? Harry tat das Verkehrteste, was er tun konnte ... er grübelte. Er grübelte lange und ernsthaft, bis er das Rätsel mittels tief-schürfender philosophischer Betrachtungen gelöst hatte. Es lag am Gewicht!

Howdy war vier Pfund leichter als er! Wenn es ihm, Harry, gelang, vier Pfund abzutrainieren, so hatten sie beide gleiches Gewicht; vielleicht steckten die zwei Meter gerade darin. Und wenn er acht oder zehn Pfund abtrainierte? Es war nicht auszudenken. Er stugte. Wie, wenn es ihm gelang, auf null Pfund zu kommen? Mußte dann nicht jeder Rekord zu schlagen sein? Schon sah er im Geiste die fettgedruckten Überschriften der Sportzeitungen: Harry stellt einen neuen, nie dagewesenen, unübertreffbaren Weltrekord auf! Harry läuft mit null Pfund 800 Meter in ...? Ja, in ...? Na, das war doch sehr einfach auszurechnen! 800 Meter mit 124 Pfund in 124 Sekunden, mit 60 Pfund in 60 Sekunden und mit null Pfund in ... null Sekunden! Donnerwetter! Er empfand ordentlich Hochachtung vor sich selbst; immerhin verblüffte ihn die Zeit. Null Sekunden! Dann stand also dieser versch ... Oberkellner noch am Start, während seine Brust bereits das Zielband zerrissen hatte! Unglaublich! Was machte der Kerl so lange am Start? Sonst war er doch immer zuerst flott! Die Sache hatte einen Haken.

Schließlich fiel ihm ein, daß er mit null Pfund wahrscheinlich aufgehört haben würde zu existieren. Er wäre ein Geist gewesen. Die ganze

Vaterländische Erinnerungs- und Festtage in deutschen Gauen. Die Stadt St. Goarshausen feierte am 8. September ihr sechshundertjähriges Bestehen, wobei am Vorabend eine Beleuchtung der Stadt und der Burg Raß stattfand. — Im benachbarten St. Goar haben die Stadtverordneten beschlossen, einen Vertrag mit der preussischen Kron-gutsverwaltung abzuschließen, wonach der Stadt die große Burgruine Rheinfels als Eigentum überlassen wird gegen die Verpflichtung, sie nicht zu verkaufen oder in andere Hände übergehen zu lassen, sondern sie als geschichtliches Denkmal zu erhalten.

Am 4. Oktober dieses Jahres beging die Stadt Friklar das Jubelfest ihres zwölfhundertjährigen Bestehens. Nach den bisherigen Forschungen ist das Jahr 724 als Gründungsjahr anzusehen. Man nimmt an, daß Winfrid, als Apostel der Deutschen Bonifazius genannt, im Jahre 723 in Geismar die Donareiche fällte und im darauffolgenden Jahre das nahegelegene Friklar gründete. Es kann jedoch als völlig sicher angenommen werden, daß dort schon von jeher eine größere Ansiedlung bestanden hat, denn in der ganzen Umgegend befinden sich auffällig viele den Göttern geweihte Stätten. Der Apostel der Deutschen gründete dort um 732 ein Benediktinerkloster und eine Kirche, die als einziges Bauwerk die Verwüstung der Stadt durch die Sachsen im Jahre 774 überstanden hat.

Berechnung drohte zu scheitern, als er sich zur rechten Zeit entsann, daß in den Kindermärchen stand, Geister bewegten sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganze Erdteile. Wer sagt's denn? Die Rechnung stimmte! Mit null Pfund blüheschnell und mit jedem Pfund Zunahme etwas langsamer. Es lag am Gewicht!

Bunächst ließ er das Frühstück ausfallen. Schade drum, denn gerade morgens schmeckte es ihm am besten; aber der Ehrgeiz, der sportliche Ehrgeiz verlangte Opfer. Als er es auf 114 Pfund gebracht hatte, drohte sein Vater mit Enterbung und Unterbringung in eine Kaltwasserheilanstalt. Harry gab nach. Man weiß ja, wie verständnislos die Väter sein können. Außerdem hatte er sechs Pfund weniger als Harry; diesmal war er nicht zu schlagen. Der nächste Renntermin war in Boston. Harry wettete auf sich selbst. 20 Dollar und ... verlor. Sein Spottname glitt in biblische Gefilde; er hieß von jetzt ab: „Der Zweimetermann in alle Ewigkeit, Amen!“

Und doch sollte es ihm in Pittsburg gelingen! Hätte er nur schon früher auf seinen Freund, den Friseur Jacy gehört, der zwar eine Form lief wie ein betrunkenes Nilpferd, aber dafür einen hellen Kopf hatte.

„Lauf du nur ruhig deinen Strich weiter“, sagte ihm dieser, „und kümmer dich um nichts, dann gewinnst du. Wie steht es denn hiermit?“ Er rieb Daumen gegen Zeigefinger. „Well,“ sagte Harry, „ich sehe zum letztenmal 100 Dollar auf mich selbst; klappt es, so machen wir tippe!“ Jacy war zufrieden und Harry tat diesmal das Vernünftigste, was er tun konnte, er kümmerte sich um nichts, sondern trainierte.

Der große Tag war gekommen. Alle Sportfreunde freuten sich, Harry wiederzusehen. „Hallo, Harry, wie geht's in alle Ewigkeit?“ — Du siehst gut aus in alle Ewigkeit!“ Ein anderer wies die Spötter zurecht: „Was ist denn los in alle Ewigkeit?“ usw. Man sieht, Harry war sehr populär geworden, während sich um den Oberkellner Howdy niemand kümmerte, obschon er heute eine unverkündete Siegeszuversicht an den Tag legte.

Beim Start verlor Harry einen Meter; im Endspurt waren es drei geworden. Das war seiner Ehre zu nahe. Zwei Meter war er gewöhnt, aber drei? Er lief, was das Zeug hielt, mit zusammengekauerten Zähnen. Noch fünf Meter vor dem leuchtenden Zielband! Gott sei Dank! Er hatte seine übliche Distanz ... zwei Meter fehlten. In diesem Augenblick rief eine helle Stimme: Zahlen, Ober!! Howdy stoppte sofort und warf sich im Laufe herum nach der Seite, woher der Ruf kam. Er sah das greinsende Gesicht des Friseurs Jacy, hörte das Beifallklatschen der Menge, das diesmal dem maßlos erstaunten Sieger Harry galt, und merkte zu spät, daß er sich hatte blaffen lassen. Das Hohngelächter der Zuschauer, das sich wellenartig über den Platz verbreitete, je weiter der Witz bekannt wurde, veranlaßte ihn, stillschweigend den Umkleideraum aufzusuchen.

Harry gewann eine prachtvolle Fruchtchale, die er im Wartesaal stehen ließ.

Kunststraßschau

(Fortsetzung von Seite 441)

Dortmund. Dortmund ist Theaterstadt geworden! Trotz des mitleidigen Lächelns, das diese Worte bei vielen Lesern dieser Zeilen auslösen wird, bleibt aber die Tatsache bestehen, daß wir in Dortmund drei Theater haben, das „Große Haus“ am Hohen Wall, das „Kleine Haus“ am Ostwall und das „Burgwalltheater“, bisher bekannt unter dem Namen „Olympiatheater“. Dank der regen, weitschauenden Initiative unseres neuen Intendanten Schäffer ist es gelungen, durch langfristige Verträge die beiden letztgenannten Häuser dem Stadttheater anzugliedern, so daß in Zukunft das „Große Haus“ nur der Oper und dem ernstesten Schauspiel vorbehalten bleibt. Im „Kleinen Hause“ sollen vorwiegend „Kammerspiele“ gegeben werden, während im „Burgwalltheater“ die heitere Muse ihr Heim haben wird. Fürwahr eine ideale Aufteilung des gesamten Theaterbetriebes! — Die Oper eröffnete in diesem Jahre die Spielzeit mit „Tannhäuser“, mit dem auch vor nunmehr 20 Jahren das von Martin Dülfers Meisterhand erbaute Haus seiner Bestimmung übergeben wurde. Wie damals lag auch heute die musikalische Leitung in Karl Wolframs Hand. Mit jugendlicher Frische führte er den Taktstock und deutete die Wunder der Partitur. Neben ihm ist zu nennen die feinsinnige Leitung des Intendanten. Er war entgegen den stilisierten Bühnenbildern Wildermanns zur Tradition zurückgekehrt, und wir freuen uns dessen. Die Titeltrolle sang Günther-Braun. Glänzend disponiert, schuf er eine Leistung, die neben denen der besten Vertreter dieses Faches bestehen konnte. — Als zweite Oper gab man „Die Bohème“ von Puccini. Sie bleibt

sein stärkstes Werk trotz mancher Schönheitsfehler und Schwächen. Alles haftet zu sehr an der Oberfläche, aber er bringt seine Melodie in so blühenden und glühenden Farben, daß man sich ihr im Augenblick nicht entziehen kann. Max Camphausen, der aus Königsberg zu uns gekommen, stellte sich mit ihr vor. Die Bilder, die er zeigte, waren geschmackvoll abgestimmt und atmeten echt südländisches Leben. Dr. Rolisko am Pult unterstützte ihn bestens. Er holte aus dem Orchester heraus, was nur darin war, und so kam eine ausgezeichnete Leistung zustande, an der alle Mitwirkende teilhatten. — Als weitere Neueinstudierung bescherte die Oper: Margarethe (Faust) von Gounod. Zu uns kam sie unter dem Titel „Margarethe“, wohl um anzudeuten, daß enge Beziehungen zur Goetheschen Dichtung nicht vorhanden sind. Wir sind gewöhnt, das Faustproblem als Menschheitsproblem überhaupt aufzufassen, fühlen uns ein jeder im Innersten selbst als ein Stück Faust, der immer in heißem Streben sich müht und nach Erlösung trachtet. Von diesem Faust hat die französische Oper kaum mehr eine Spur. — Eine äußerst sorgfältige Vorbereitung in musikalischer und szenischer Hinsicht führte die Wiedergabe zu einem vollen Erfolge. — Nach langer Pause besann man sich auch wieder einmal auf Vorhing und brachte seinen „Bar und Zimmermann“. Der Ton der komischen Oper wurde glücklich getroffen. Wilhelm Moog war ein prächtiger Bar und Otto Engelke als Bürgermeister von Saardam tat fast des Guten zuviel an unwiderstehlicher Komik. Das Publikum befand sich in bester Laune. — In erhöhtem Maße war dieses allabendlich im „Burgwalltheater“ der Fall, wo man in neuer Aufmachung den Zellerischen „Vogelhändler“, den Straußschen „Walzertraum“ und als letzte Neuheit „Das Weib im Purpur“ von Jean Gilbert vom Stapel ließ. Ruhring.

Rätsel

Rätselsprung

Von L. Wägenne, Ing. der S.-S.-W., Zweigniederlassung Köln

zie-	sind	te	au-	rie	oft	zer-	fällt
die	gen-	le	es	splis-	das	mand	in
qual	feins	ten	bist-	nur	dem	ternb	glas
leß-	das	ster	da-	stun-	sein	tel	weiß
tief-	des	dem	al-	dun-	von	den-	wohl
glüd	im	stahl	kennt	ler	le	te	der
nie-	und	welt	le-	ler	ge-	sei-	glas
wann	ben	mand	schmerz	ner	vof-	spie-	schif-

Silbenrätsel

Von Julius Harras, Wattensteid.

Aus den Silben: a - al - as - ba - ba - bel - ber - cha - chau - chi - da - dan - dau - de - de - den - di - di - e - e - ei - ei - ei - en - es - oss - ett - eu - fel - ions - gen - gen - gen - gen - ger - he - hol - i - is - jit - jin - jor - land - le - le - le - li - lia - lin - ling - lob - me - me - muk - mus - na - na - nach - nan - nar - ne - ne - ne - neh - nis - nu - phrat - po - rach - rung - sche - se - se - sen - sen - sis - su - tum - vi - vi - zis sind 30 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Auspruch aus Körners Gedichten „Leier und Schwert“ ergeben. Ein „ch“ am Anfang eines Wortes = 1 Buchstabe.

Die Wörter bedeuten: 1. Verteidigungsart, 2. Kirchl. Schutzpatron Böhmens, 3. Römische Göttin, 4. Industriestadt im Ruhrrevier, 5. Fluß in Palästina, 6. Griechische Rachegöttin, 7. Fluß in Asien, 8. Weiblicher Vorname, 9. Herrscher eines europäischen Königreichs, 10. Berühmter Forscher, 11. Gewinnanteil, 12. Stadt am Rhein, 13. Besitz, 14. Handwerkzeug, 15. Stadt in Württemberg, 16. Staat in Europa, 17. Stadt

am Bodensee, 18. Stadt in Thüringen, 19. Weibl. Vorname, 20. Übertriebener Patriotismus, 21. Tanz, 22. Baum, 23. Schmerzhafte Krankheit, 24. Landzunge in Ostpreußen, 25. Insekt, 26. Käferlarve, 27. Südschiff, 28. Untugend, 29. Blume, 30. Waffe.

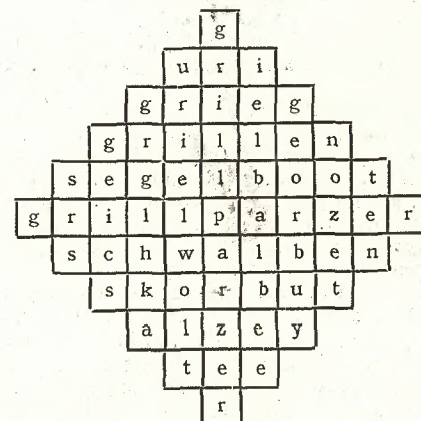
Auflösung der Rätsel in Heft 7:

Gedichtsrätsel

von Friedr. Calchow

Der Wirbel

Diamanträtsel



Richtige Lösungen sandten ein:

L. Wägenne, Ing. der S.-S.-W., Zweigniederlassung Köln.
Julius Harras, Eisenbahn-Obersekretär, Wattensteid.
G. Flechsig, Angestellter der Dortmunder Union (Brüdenbau).
Martin Eidmann, Versandbeamter, Gelsenkirchener Bergwerks- und Hütten A.-G.

Büchermarkt.

Eisenhüttenkunde. Von Dr.-Ing. M. v. Schwarz, a. v. Professor a. d. Techn. Hochschule in München. I. Das Roheisen. Mit 34 Abb. und 1 Tafel, 128 Seiten. Sammlung Götschen Bd. 152. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1924. Preis: 1,25 Goldmark.

Das vorliegende Bändchen behandelt das Roheisen, wobei die wirtschaftliche Bedeutung der Eisenindustrie, besonders auch für Deutschland, durch eingehendes statistisches Zahlenmaterial und übersichtliche Schaubilder anschaulich hervorgehoben wird. Die großen wirtschaftlichen Einbußen durch das Versailler Friedensdiktat kommen in diesen Zahlen deutlich zum Ausdruck. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über die Eisenherstellung wird eine neuzeitliche Einteilung der Roheisengattungen geboten. Die Roheisenerzeugung selbst wird als Hauptteil eingehend behandelt. Der Hochofen mit seiner Wärmewirtschaft, den Hilfsapparaten usw. ist mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung beschrieben und dabei auf die physikalisch-chemische Gleichgewichtslehre Rücksicht genommen. Das vorliegende Bändchen dürfte berufen sein, sowohl dem Studierenden wie auch dem Praktiker einen kurzen Überblick über das Roheisen in durchaus neuzeitlicher Weise zu geben. Ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis erleichtert das Auffinden der gewünschten Abschnitte.

Radiotechnik. Von J. Herrmann, Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule, Stuttgart. I. Allgemeine Einführung. Mit 75 Figuren und 16 Tafeln. 128 Seiten. Sammlung Götschen. Bd. 888. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig 1924. Preis 1,25 Goldmark.

Die Sammlung Götschen wird die Radiotechnik in einer Reihe von einzelnen, in sich abgeschlossenen Bändchen behandeln. Das jetzt erscheinende erste Bändchen gibt auf streng wissenschaftlicher Grundlage einen Überblick über den derzeitigen Stand der Radiotechnik, und zwar nicht nur der jetzt im Vordergrund stehenden Rundfunktelephonie, sondern auch der drahtlosen Telegraphie. Man findet in dem Bändchen über alle Gebiete der Radiotechnik die Grundlagen, und so ist es nicht bloß ein Ratgeber für den Radioamateur, sondern auch der gebildete Laie kann sich ohne große Mühe in dem so viel versprechenden Gebiet der Radiotechnik zurechtfinden.

Die elektrische Meßtechnik. Von J. Herrmann, Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule Stuttgart. I: Die elektrischen Meßmethoden im allgemeinen. Mit 85 Figuren. 124 Seiten. Sammlung Götschen Bd. 885. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1924. Preis: 1,25 Goldmark.

Der vorliegende erste Band der elektrischen Meßtechnik soll in leichtfaßlicher Weise ihre Grundlagen darstellen. Es ist davon abgesehen, die vielen wenig voneinander abweichenden Meßmethoden, die in vielen Lehrbüchern der Meßkunde ausführlich behandelt werden, anzuführen. Vielmehr sind nur die ihnen zugrunde liegenden Methoden in ihrer einfachsten Form dargestellt. Dadurch wird dem Leser und Schüler das drückende Gefühl der kaum übersehbaren Vielseitigkeit der elektrischen Meßmethoden erspart, das ihn beim Durcharbeiten anderer Lehrbücher beschleicht, und er behält den Blick auf die Hauptsachen. Kommen ihm dann einmal die abgeleiteten Methoden unter die Finger, so ist es ihm ein leichtes, im Besitze der Kenntnis der grundsätzlichen Anordnungen sich die auf sie aufgebauten Klarzumachen.

Der Text ist klar und kurz geschrieben. Eine große Zahl meist schematischer Abbildungen und Schaltungsfiguren erleichtert das Verständnis. Die Bilder der nötigen Instrumente sind in dem früher erschienenen Bändchen über Meßinstrumente (Sammlung Götschen Nr. 477) enthalten. In zwei weiteren Bändchen sollen die Anwendungen der Meßmethoden in der allgemeinen Elektrotechnik und im besonderen für die Untersuchung der Maschinen beschrieben werden.

Das Transportwesen in industriellen Betrieben. Gemeinfaßlich dargestellt von Dipl.-Ing. Herbert R. Müller, Berlin. (Dr. Max Jäneske, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1924.)

Das vorliegende Buch gibt dem Leser ein klares Bild vom gegenwärtigen Stande der Transporttechnik. Gleisfahrzeuge, Wasser-

fahrzeuge, gleislose Fahrzeuge und Drahtseilbahnen, Krane, Lastaufnahmemittel, Wagentipper, Becherwerke usw., die Fördermittel des Werkstättenverkehrs und die Hilfsmittel des Transportes werden hier sachkundig dem Verständnis des Lesers nahegebracht. Zahlreiche Abbildungen machen die behandelten Gegenstände anschaulich. Durch Literaturnachweise und ein Quellenverzeichnis wird die Möglichkeit gegeben, sich schnell über Einzelheiten und Spezialgebiete zu unterrichten. Praktikern und Studierenden wird das Buch von Nutzen sein.

Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Unter Mitwirkung von O. Brandt, R. Frenkel, O. Frey, F. P. Hildebrand, E. Ril, E. Röhler, Ch. F. Morawe, E. Morawe-Rust, H. Pralle und R. Storch. Herausgegeben von Ludwig Pallat. 3. Aufl. Erster Band mit 117 Abb. im Text und einer farbigen Tafel. Geb. 4 Goldmark. Zweiter Band mit 136 Abb. im Text und drei farbigen Tafeln. Kart. 5 Goldmark, geb. 6 Goldmark. Verlag und Druckerei B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1923.

Die leitende Absicht war, unseren Knaben — auch die Mädchen können sich daran beteiligen — ein Buch zu bringen, das sowohl ihrem Schaffensdrang als auch ihrem Spieltrieb Rechnung trägt. Die Jugend findet Bastelarbeiten, Arbeiten aus Papier und Pappe, Beschäftigungsspiele, Festschmuck, Kleisterpapiere, Spielgerät aus Naturholz, Spielzeug aus Brettholz, Papparbeiten, Drucken mit Linoleum und Papier, Anfertigen von Gall- und Sprengpapieren, Holzarbeiten, Metallarbeiten, Arbeiten an Elementen und Flugzeugstudien, kurzum, jedem Alter und jeder Neigung und Fähigkeit ist Rechnung getragen, und die Anleitung ist verständlich und erschöpfend. Man könnte der Jugend kaum etwas Besseres als diese Bücher in die Hand geben, die ihren Geist und ihre Erfindungsgabe anregen und ihr die Befriedigung der gelungenen Arbeit verschafft. Wir begrüßen diese Bücher mit Freuden, als sehr geeignet, unsere Kinder an den langen Winterabenden vor Langeweile zu schützen und sie von allerlei unwerten oder gar schädlichen Einwirkungen abzuhalten.

Holz- und Hobelbankarbeiten für den Unterricht in Knabenhandfertigkeit, zur Betätigung der gewerblich arbeitenden Jugend in ihren Erholungsstunden im Elternhaus und Jugendheim. Herausgegeben von Karl Gotter, Regierungsbaurat in Berlin, und Jakob Nicolini, Leiter des Handfertigkeitunterrichts Düsseldorf. 2. abgeänderte Auflage. Mappe I: 35 Blatt Spielzeug und Gebrauchsgegenstände einfacher Art; geh. 2,40 Goldmark. Mappe II: 35 Blatt Gebrauchsgegenstände für geübte Hände; geh. 1,80 Goldmark.

Viele Menschen betrachten als Folge einer ganz falschen Erziehung körperliche Arbeit als Plage, als Last oder gar als etwas Unpassendes und Unwürdiges. Nichts ist aber wichtiger und gewährt dem Einzelnen größere Freude und Genugtuung als die Ausbildung der von Natur dem Menschen mitgegebenen Geschicklichkeit im Gebrauch seiner Gliedmaßen, und es ist in wenigen Worten gar nicht auszudrücken, welche Fülle von Segen in vieler Hinsicht daraus erwächst. Die vorliegenden Mappen bieten mit ihren anschaulichen klaren Zeichnungen nebst kurzem Text ein wertvolles Hilfsmittel, und unsere oben gesagten Worte beziehen sich auch auf diese Mappen, denen wir besten Erfolg wünschen.

Flechtarbeiten. Von Heinrich Pralle. Aus Papier: Flächenmuster, Umsflechten von Kästen und zylindrischen Hohlformen. — Aus Peddigrohr: Allerhand Spielzeuge, Untersätze und Körbe. — Aus Wickelrohr: Reifenspiel, Körbe und Schalen. — Aus Bast: Untersätze, Schalen, Rästchen, Taschen und Schuhe. Mit 102 Textabbildungen und 16 Tafeln. Geb. 2,20 Goldmark. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1924.

Da es bisher in der Handarbeitsliteratur an einem Buche fehlte, das über die Technik des Flechtens und ihre verschiedenfachen Anwendungen in einer für weiteste Kreise geeigneten Form unterrichtete, wird das Erscheinen dieses Buches, das aus langjährigen Unterrichtsverfahren an der Hamburger Kunstgewerbeschule hervorgegangen ist, besonders begrüßt werden, denn es erschließt Frauen, jungen

Mädchen und Kindern ein dankbares Arbeitsgebiet, das reiche Abwechslung gewährt. Auch bei Unterweisung der Blinden wird es gute Dienste leisten. An Hand von mehr als 160 schematischen Zeichnungen lehrt es von den einfachsten Flechtarbeiten aus bunten Papierstreifen an die Herstellung einer großen Reihe praktischer Gegenstände und Spielsachen. Auf die Gestaltung der Gesichts- und Gestaltungs- und die schematische Nachahmung der Industrieware ist vermieden.

Glauben und Hoffen. Von Friedrich Naumann. Mit Buchschmuck von Otto Wirsching, Einhorn-Verlag, Dachau.

In fünfzehn Andachten hat der verstorbene evangelische Pfarrer und linksliberale Politiker Friedrich Naumann in einfachen Worten tiefe Gedanken zusammengefaßt und es unternommen, die christlichen Glaubensgrundsätze unsern modernen Empfindungen zu erhalten. Unsere Leser finden eine dieser Andachten unter dem Titel „Im Eisenwerk“ auf Seite 450 des vorliegenden Heftes. th.

Deutsche Bergwerks-Zeitung — Jubiläums-Ausgabe Nr. 2 und 3.

Die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“ hat eine 2. Jubiläumsausgabe unter dem Titel „Steinkohle und Gas“ herausgegeben, in der alle Probleme des deutschen Steinkohlenbergbaues und seiner Nebenprodukte von berufenen Fachleuten behandelt werden. In 24 Aufsätzen sind behandelt die Fragen des Kohlenyndikats, des staatlichen Bergbaues, des ober-schleifischen Bergbaues, der Technik der Kohlenaufbereitung, der Bergbaumaschinen und -werkzeuge, der Steinkohlenveredelung, des Gaswerkbetriebes u. a. m. Damit wird ein Überblick über die gesamte deutsche Steinkohlenwirtschaft geboten, der, durch zahlreiche Bilder und Darstellungen bereichert, an Anschaulichkeit und Ausführlichkeit nicht seinesgleichen finden dürfte.

Die dritte Jubiläums-Ausgabe ist der Braunkohle gewidmet. Die Ausgabe ist nicht weniger als 40 Seiten in Großformat stark und gibt ein außerordentlich eindrucksvolles Bild dieses gerade in den letzten Jahren in den Vordergrund getretenen Industriezweiges. Sowohl der Laie als auch der Fachmann finden in dieser Nummer außerordentlich viel Interessantes. Besonders hervorzuheben ist eine Arbeit von Bergassessor de la Sauce, Halle, über den Stand der Braunkohlenforschung. Die Zusammenhänge von Braunkohle, Elektrizität und chemischer Industrie werden anschaulich dargestellt. Die einzelnen Reviere und vor allem technische Fragen des Braunkohlenbergbaues finden ausgiebige Berücksichtigung. Die Ausgabe „Braunkohle“ schließt sich den bisher erschienenen Ausgaben „Politik und Wirtschaft“ und „Steinkohle und Gas“ würdig an.

Kartelle und Trusts und die Weiterbildung der volkswirtschaftlichen Organisation von Prof. Dr. Robert Liefmann. 4. erweiterte und verbesserte Auflage.

Stuttgart 1920. Verlag von Ernst Heinrich Morik (Inh. Franz Mittelbach).

Dieses Standardwerk der volkswirtschaftlichen Literatur hat in seiner 4. Auflage eine Erweiterung erfahren, die die Umwälzung seit 1918 erforderte. Das Problem der Sozialisierung, überhaupt das Problem von Staat und Wirtschaft mußte ja in einem Buch über Kartelle und Trusts mitbehandelt werden. Doch hat Liefmann es geflissentlich vermieden, zu den rechtlichen und gesellschaftlichen Forderungen des Sozialismus Stellung zu nehmen. Wie bisher wird das Studierenden und Praktikern unentbehrliche Buch auch weiterhin gute Dienste leisten.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885 bis 1923. Von Hans Naumann. Bd. 6 der „Epochen der deutschen Literatur“, herausgegeben von Prof. Dr. Julius Zeitler. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. 372 S.

Nach einer Pause von zwölf Jahren ist nun dem ersten Bande der „Epochen“, der „Deutschen Dichtung im Mittelalter 800 bis 1500“ von Wolfgang Iffert, ein zweiter in der Darstellung der Dichtung der jüngsten Gegenwart aus der Feder des Frankfurter Germanisten Hans Naumann gefolgt. Für Naumanns Darstellung ist bezeichnend, daß er in der Literatur der von ihm in dem vorliegenden Bande behandelten Zeitspanne eine Entwicklung und Wandlung vom Nationalismus und seiner Verfeinerung, dem Impressionismus, zu einer Erneuerung der Romantik, einer Art Neu-Romantik sieht. Diese Entwicklung auf dem Gebiete des Schauspiels, des Romans und der Lyrik — in drei entsprechende Abschnitte ist seine Darstellung eingeteilt — deckt er auf. Er geht dabei als Literaturhistoriker, nicht als Kritiker vor, ist nicht in erster Linie bestrebt, Kritik zu üben, auf Fehler und Schwächen hinzuweisen, sondern sieht seine Aufgabe darin, das Wertvolle, das Gute des Einzelwerkes und der Einzelerscheinung hervorzuheben. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß Naumann auch zu vollständiger Ablehnung dieser oder jener Erscheinung kommt, daß er berechtigte Kritik übt und gelegentlich sehr scharf zum Ausdruck bringt. Im ganzen steht aber Naumann den Bestrebungen und Strömungen der neueren Dichtungen durchaus verständnisvoll gegenüber, bekennt sich zu ihnen, und so vermag seine aufschlußreiche und formvollendete Darstellung auch dem Verständnis für die literarischen Strömungen der letzten Jahrzehnte zu erschließen, der ihnen bisher fremd, vielleicht sogar ablehnend gegenübergestanden hat. Naumann hat eine durchaus modern empfundene Literaturgeschichte geschaffen. Bedauerlich, doch bei der Fülle dessen, was berücksichtigt werden mußte, und dem Bestreben, in erster Linie die Gipfelpunkte zu zeigen, nicht unverständlich, ist, daß die Vollständigkeit nicht erreicht worden ist. Namen, wie u. a. Völkart, Federer, Schaffner, Götz, Sack, Ponten, Schäfer, mißt man in einer Darstellung der Dichtung der Gegenwart doch mit Bedauern. S.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 8 (IV. Jahrgang, November 1924): Förderung des Außenhandels durch den Nachrichten dienst. Von Universitätsdozent Dr. Fritz Kuntel, Bensberg-Köln. S. 1 bis 4. — Der Bergbau im Altertum. Von Dr. Schädler. S. 4 und 5. — Beziehungen zwischen England und Rheinland im Mittelalter. Von Prof. Dr. Franz Bender, Köln. S. 5 bis 7, mit 3 Abb. — Die Lebensgeschichte des Erfinders der Dampfmaschine. Von Andrew Carnegie. Autorisierte deutsche Übertragung von Joseph Grabisch, Forts. und S. 8 bis 17. — Der Nagel hat das Wort! Niedergeschrieben von Alfred Naud, Betriebsleiter. S. 17 und 18. — Die ägyptische Sammlung der Staatlichen Museen in Berlin. Von Leich-Balgeheim. Mit 7 Abb. S. 18 bis 22. — Des Schwanenkönigs Tod. Gedicht. Von Otto Leich-Balgeheim. S. 22. — Hilwa, Roman von Richard Euringer. 5. Forts., S. 23 bis 28. — Tobias Guarnierius. Eine unheiml. Geschichte von Honoré de Balzac. Übers. von Theodor Egel. Forts. u. Schluß. S. 29 bis 31. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. Rückschau: Theater in Düsseldorf. Akademische Kurse und Volkshochschule. S. 32 und 33. Städt. Musikverein. S. 33. Der Sternhimmel Mitte November 1924. S. 33. — Die Katze. Skizze. Von Dr. G. Nonnenmacher, Köln. S. 34 und 35. — Stille Städte am Niederrhein. Von Hermine Schmülling.

Mit 7 Abb. S. 35 bis 39. — Ge krönte und ungekrönte Fürsten als Erfinder. Von Professor Hans Philipp Weiz. S. 39 bis 42. — Im Eisenwerk. Aus „Glauben und Hoffen“. Von Friedrich Naumann. S. 42 und 43. — Hermann oder Armin? Von Edmund von Wecus. S. 43 bis 45. — Historische Industrie. Von Curt Kühns. S. 45 bis 47. Mit 1 Abb. — Beethovens „Fidelio“. Von Carl Heinzen. S. 47 bis 51. — Rechtsbildung. Ein Beitrag zur Rechthandigkeit. Von A. Seydlich. S. 51 und 52. — Die Kunst ist national. Von S. Quaint. Mit 6 Abb. S. 52 und 53. — Wetterpropheten. Von Max Karl Böttcher. S. 54 bis 58. — Bambus. Von B. Halby. Mit 4 Aufnahmen des Verfassers. S. 58 bis 60. — Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel. Der Sinn der Leibesübungen. Von Hanns Bernd Lange. Mit 2 Abb. S. 61 und 62. — Der Sportmonat. Leichtathletik und Fußball, Wasser-, Rad- und Boxsport. Mit 2 Abb. S. 62 bis 65. — Harry gewinnt den 800-Meter-Lauf. Humoreske aus dem amerikanischen Sportleben. Von R. H. Lange, New York. S. 65. — Kunst-rückschau (Forts. von S. 441) Theater in Dortmund. S. 66. — Rätsel. S. 66. — Büchermarkt. S. 67 und 68. — Unsere Kunstbeilage zeigt eine Büste der ägyptischen Königin Nofretete, Gemahlin des Königs Schematon und Schwiegermutter des Königs Tut-Anch-Amun (um 1370 v. Chr.).

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptchristleiter: Otto Leich-Balgeheim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schneider-Union M. 6. — (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstbeilage und mit Umschlag; M. 3. — (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstbeilage, ohne Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 12. — Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten.



FEIERABEND — HEILIGABEND

ORIGINALZEICHNUNG VON BRUNO SUVERKRUPP, DÜSSELDORF